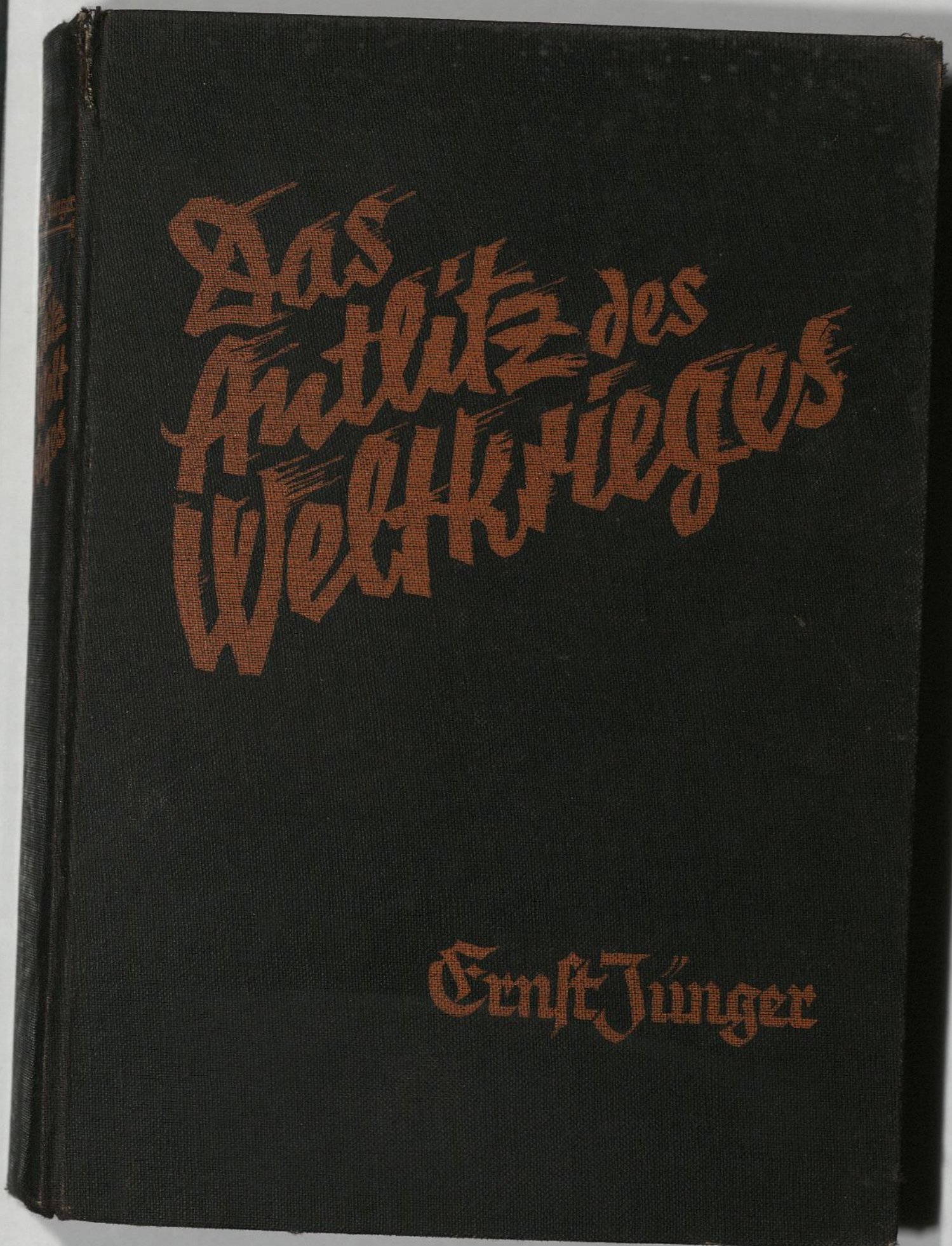

Das Antlitz des Weltkrieges
Ernst Jünger

Das Antlitz des Weltkrieges

Ruhe vor dem Sturm.

Das Antlitz des Weltkrieges

Fronterlebnisse
deutscher Soldaten
Herausgegeben von
Ernst Jünger

Mit etwa 200 photographischen Aufnahmen auf Tafeln,
Kartenanhang sowie einer chronologischen
Kriegsgeschichte in Tabellen

Neufeld & Henius Verlag, Berlin

Bucheinband von Hermann Jörg Kusch.
Der Schutzumschlag des Buches ist ein Angriff bulgarischer Schützen auf eine serbische Stellung.
Buchdruck Gebr. Mann, Berlin.
Einband Buchbinderei Biblos, Berlin.
Nachdruck auch auszugsweise verboten.
Copyright 1930 by Neufeld & Henius Verlag, Berlin.

Im Kriege selber ist das Letzte
nicht der Krieg.

Schiller, Piccolomini

Vorwort

Ein Dutzend Jahre sind seit dem Kriegsende vergangen, und fast scheint es, als wäre mit einem Schlage die anfängliche Scheu vor der Literatur über den Krieg überwunden. Das große ernste Erlebnis des Krieges ist nicht mehr jene mehr oder weniger wahrhaft wiedererzählte Geschichte einzelner Episoden, sondern in jedem Menschen ist es gereift zu einem Teil seiner selbst, zu einem Teil seiner Lebensphilosophie.

Unmittelbarer noch als Worte können Photographien, an allen Fronten aufgenommen, von der Zeit des Krieges berichten, dessen Notwendigkeit und Größe uns jetzt erst vollkommen vor Augen steht.

Dieser Band ist daher gedacht als eine kurze Kulturgeschichte des Krieges, als ein Eindringen in die neuen Begriffe, die der Krieg uns schuf und die fast schon der Vergessenheit anheimzufallen

drohten. Die einzelnen Aufsätze sollen die Gedanken der Kämpfer widerspiegeln, die Bilder dagegen die Erinnerung an die Geschehnisse verdeutlichen helfen; darum möge das Buch als ein Erinnerungsbuch weiten Kreisen willkommen sein!

Der Verlag.

Krieg und Lichtbild

Von Ernst Jünger

Ein Krieg, der sich auszeichnete durch das hohe Maß an technischer Präzision, das seine Führung erforderte, mußte andere und zahlreiche Dokumente hinterlassen als Kämpfe, die in früheren, dem Bewußtsein weniger verknüpften Zeiten ausgetragen worden sind. Es ist derselbe Verstand, der den Gegner über große Entfernungen hinweg auf die Sekunde und auf den Meter genau mit seinen Vernichtungswaffen zu treffen weiß, und der das große geschichtliche Ereignis in seinen feinsten Einzelheiten zu bewahren sich bemüht. Unermeßlich ist das Material, das ihm zur Verfügung steht. Schon hat sich über den Weltkrieg in allen Ländern eine riesenhafte Literatur gebildet, die ununterbrochen im Wachstum begriffen ist, und die aus einem unübersehbaren Vorrat an persönlicher Erinnerung und aktenmäßigen Darstellungen schöpft. Der Geschichtsschreiber der Zukunft, der über diesen Krieg berichten will, wird sich gewiß mehr durch die Masse als durch den Mangel an Quellen in Verlegenheit gesetzt sehen.

Zu den Dokumenten von besonderer Genauigkeit, wie sie dem menschlichen Verstande erst seit kurzer Zeit zur Verfügung stehen, gehören die Lichtbilder, von denen sich im Kriege ein großer Vorrat angesammelt hat. Neben den Mündungen der Gewehre und Geschütze waren Tag für Tag die optischen Linsen auf das Kampfgelände gerichtet; sie bewahrten als die Instrumente eines technischen Bewußtseins das Bild dieser verwüsteten Landschaften auf, von denen die Welt des Friedens bereits seit langem wieder Besitz ergriffen hat.

Es ist auf diese Weise ein Schatz von Bildern entstanden, der sich auf mannigfaltige Weise zusammensetzen läßt, und der nicht nur die Erinnerung des Kämpfers lebhaft erregen, sondern auch der Vorstellungskraft dessen, der an dieser Welt

nicht teilhaben konnte, eine wertvolle Hilfe erteilen wird. Das Leben der Krieger in den Ruheorten, den Reservestellungen und der Kampfzone, die Arten der Vernichtungsmittel und der Anblick der durch sie bewirkten Zerstörung am Menschen, an seinen Werken und Siedlungen und an der Natur, das Gesicht des Schlachtfeldes in seiner Ruhe und in der höchsten Steigerung seiner Bewegung, so wie es sich dem Beobachter aus den Gräben und Trichtern oder von der Höhe des Fluges aus darstellte —, alles dies ist vielfach erfaßt und für spätere Zeiten erhalten in einer Weise, die schriftliche Aufzeichnungen ergänzt. Ja, darüber hinaus besitzen wir noch Bilder, die in den Augenblicken des Nahkampfes entstanden sind, glückliche Zufallstreffer der Kamera, von Händen erzielt, die für eine Sekunde auf die Führung des Gewehrs oder der Handgranate verzichteten, um den Momentverschluß zu betätigen.

Für den aufmerksamen Betrachter stellt eine Sammlung von solchen optischen Dokumenten einen Zugang für die Wertung des Krieges sowohl in seiner Eigenschaft als Arbeits- wie als Kampfprozeß dar. Insbesondere bietet sich ihm jener einmalige und aller Voraussicht nach in dieser Eigenart nie wiederkehrende Anblick des Grauens und der landschaftlichen Verödung dar, wie er außer im Weltkriege nur noch im Russisch-Japanischen Kriege angedeutet war. Denn bereits in diesen Jahren nach dem Kriege ist eine Veränderung der Kampfmittel im Werden, die auch das Bild künftiger Auseinandersetzungen verändern muß. Ununterbrochen werden die Kriegswaffen abstrakter, sie entwickeln sich im gleichen Schritte mit der Entwicklung der technischen Welt überhaupt, die gesteigerte Mechanisierung macht sie beweglicher und auf wachsende Entfernungen wirkungsvoll. So ist zu vermuten, daß das Heer der Motoren, das sie zu Lande und in der Luft bewegt, einen jahrelangen Stillstand des Krieges in der Landschaft nicht mehr dulden wird, und daß die großen Städte als die Zentralen und Nervenpunkte der technischen Welt auch für die neuen Heere eine wachsende Anziehung ausüben werden.

Es versteht sich von selbst, daß sich mit dieser Entwicklung der Krieg zu einem Akte von immer schwererer Verantwortung, von immer einschneidenderen Folgen gestalten muß. Schon die Auswirkungen des letzten Krieges erstrecken sich weit über das Leben der Generation hinaus, die an ihm beteiligt war, und vielleicht wäre ein Land von geringerer Lebenskraft als Deutschland nicht imstande gewesen, seinen Verlust zu ertragen. Da dem Leben der Hang innewohnt, die

überstandenen Schwierigkeiten recht bald zu vergessen, so besitzen Bilder, die das Elend des Krieges vergegenwärtigen, einen besonderen Wert. Sie auszuschalten, kann ebensowenig der Aufgabe einer Bildersammlung entsprechen wie auf der anderen Seite das Bestreben, sich allein auf sie zu beschränken, wie es verschiedentlich versucht worden ist. Denn der Appell an den Abscheu vor dem Leiden richtet sich ebensowenig an die eigentlich sittlichen Eigenschaften im Menschen wie die billige Schönfärbung einer so ernsten Angelegenheit, wie sie durch den Krieg verkörpert wird.

Man darf überhaupt vom Lichtbild nicht mehr erwarten, als es zu geben vermag. Ein feiner Abdruck des äußeren Geschehens, gleicht es den Abdrücken, die uns das Dasein seltsamer Tiere im Gestein hinterlassen hat. Wohl bieten diese den Stoff der Anschauung dar — wie aber das Leben des großen Tieres in seinen geheimnisvollen Bewegungen sich abspielte: dies zu ahnen, dazu ist Phantasie erforderlich. Hinter den Abbildern einer versunkenen Welt, hinter den Ruinen den Atem großer Taten und Leiden zu spüren, das ist die Aufgabe, die wie jedes Dokument, so auch das Lichtbild aus den Zonen vergangener Kämpfe dem aufmerksamen Betrachter stellt.

Das Grauen

Von Ferdinand Bringolf

Das Grauen der Schlacht ist kein sentimentales, kein humanes Gefühl. Es ist ein Urinstinkt — wild und hemmungslos die Kreatur anfallend: Mensch wie Pferd. Selbst die Ratte läßt von ihrer Keckheit und verhält in ihrem Bau, wenn das Grauen draußen umgeht und trommelt und röhrt. Dieses Grauen zu gestalten, bedarf es einer Instinkt- und — es muß schon gesagt werden — einer grimmen Humorbegabung. Keines von allen Kriegsbüchern wirkt so unwahrhaftig wie das humorlose, das nur blutig ernsthafte. Blutig und nur ernsthaft sind schon Gegensätze. Wie will die Hand, die vor Mit-Leiden zittert — helfen?! Grabbe hat mit vier Zeilen das Grauen des Schlachtfeldes zu gestalten vermocht, weil sein Auge es nicht mitleid-, sondern humorerschüttert sah, weil sein gestaltender Blick auf kein ethisches Ziel, keine Tendenz gerichtet war. Sein Sulla reitet über das Schlachtfeld und sieht unter anderen Leichen die seines Freundes Quinctius liegen; da lacht er auf, l a c h t :

„Haha, der Quinctius! — Ein großer Spieß
In seinem Schädel — wie ein quälender Gedanke. —"

Und nun erst bricht das Grauen unverhüllt hervor:

„Holla, fast wäre ich vom Pferd gefallen!"

Daß das Gefühl des Grauens sich als l e t z t e s meldet, auch das hat Grabbe erstaunlich klar erkannt und gestaltet. V o r der Gefahr herrscht Angst — sich auf die Eingeweide pressend —, i n der Gefahr wechseln seltsam: Mut, Furcht und kalte Entschlossenheit; h i n t e r d r e i n aber, wenn alles vorbei ist, meldet sich — wie dem „Reiter über dem Bodensee" — aufwühlend: das Grauen. Es ist das Überreale, es ist die Schlacht in der eigenen Brust, auf der seelischen Ebene noch einmal ausgetragen. Dämonen kämpfen ihre katalaunische Schlacht, Dämonen, die das Tier nicht minder als der Mensch kennt und fürchtet. Dämonen, wie sie über die schottischen Schlachtfelder dem großen Krieger Macbeth —

„Bellonas Bräutigam" — vorübergeistern und die noch eben erzene Brust des Helden erschüttern.

Im November 1914 nahmen pommersche Regimenter südlich von Ypern den Ort Wytschaete, dessen Name fünf Kriegsjahre hindurch grauenumwoben blieb. Für viele war es die erste Schlacht, für manche die letzte zugleich. Eine Stunde vor Mitternacht rückten die Feldküchen in den eroberten Ort ein. Um Mitternacht wurde zu Mittag gespeist. Es war, als ob einer sagte: „Schöner Morgen heute abend!" — Dann aber erging der Befehl, den Marktplatz von den Leichen, den zahlreichen, zu säubern. — Um Mitternacht! Mit grimmigem Humor wählte der Feldwebel, eine wahre Mutter der Kompanie, zu diesem Dienste die Muttersöhnchen aus: die jüngsten Freiwilligen. Am Marktplatz hinter der zerschossenen Kirche lag der Friedhof, den ich also um Mitternacht zu betreten gezwungen war. Während meine Leidenskameraden Leiche um Leiche herbeischleiften, schaufelte ich wie ein Verzweifelter Grube um Grube, und immer blieben dann zwei allein: ein toter und ein lebender Soldat, und ich weiß nicht, wem von den beiden kälter zu Mute war. Und immer ging die erste Schaufel voll Erde auf die entstellten, ehemals menschlichen Gesichter, immer die zweite auf die verkrampften Hände, bis das, was menschliche Gestalt gewesen, unter Erdbrocken — denn es war im November — allmählich entschwand. Da brachten sie einen jungen, schönen Kapitän, mit frauenhaft zarten Wachshänden, mit Henry-Quatre-Bart im interessant bleichen Gesichte — nur schade, daß die obere Schädelhälfte ihm abhanden gekommen war! — abhanden — denn seltsam witzig waren die Arme hochgewinkelt, wollten die Hände die obere Halbkugel, die gerade im Begriff stand, sich selbständig zu machen, festhalten am Orte ihrer Bestimmung. Was für schöne Hände! Erde drauf! „Geh in dein kaltes Bett und wärme dich!" — Schon brachten sie einen anderen aus brennendem Hause mir angeschleift. Der Körper schwelte und duftete, der linke Arm stand steif vom Leibe ab, und immer, wenn ihn die Schaufel voll Erde traf, wippte er und winkte mit kalter erdiger Hand die Erde von sich, bis ich entsetzenschwitzend abgewendeten Gesichtes auf den ewig wippenden Arm mit schwerem Soldatenstiefel trat und eine solche Erdlast auf ihn wälzte, bis der offenkundige hartnäckige Widerstand des Toten, selbst nun Erde zu werden, gebrochen war. Von solchem Totendienste kehrt man nicht als Muttersöhnchen zurück, sondern als zerstörter Mensch — oder aber als — — — Soldat, welches Wort den Zerstörten heute ein Schimpfwort geworden ist.

Nach einer Stunde des Märchens von einem, der auszog, das Grauen zu — verlernen, kehre ich in mein zerschossenes Quartier zurück mit einem Gefühle wie Macbeth:

„Ich hab' zur Nacht gesessen mit Gespenstern,
Und nichts mehr schreckt mich — —."

Französische Schrapnells suchen noch immer das Dorf und vornehmlich den Marktplatz nach Lebendigen ab. Es ist einhalb zwei Uhr nachts. Vor dem Quartier steht ein leichtes Geschütz, das alle fünf Minuten einen Störungsschuß abgibt. — Störung — für mich. Die Dämonen der Schlacht wirken im Hirne des Neulings weiter: wie man sich am hellichten Vormittage der Schlacht an einen mitten im Kugelregen vermessen aufrecht Stehenden herangeschlängelt hatte, auf den der Franzmann in verbissener Wut feuerte und der höhnisch lächelnd stehen blieb — nur leicht auf sein Gewehr gestützt — — tot. Wie man sich vor einschlagenden Granaten in den Chausseegraben geworfen, wie eine dem Orte des Grauens entflohene riesenhafte Sau dem gleichen deckenden Graben zustrebte und wie sich ihr Bajonette daraus entgegenstreckten, denn wer wollte von vier Zentnern Schwein erdrückt werden! — Bis einer den Gnadenschuß abgab, worauf die anderen nur nicht gekommen waren. Wie einer im Vorgehen feuerte, wie er das auf einen fliehenden Franzosen hochgerissene Gewehr auf einen vorbeifliehenden Hasen herumgeworfen. Auflachend schlief ich ein. Dann war ich wachgerüttelt. Was ich noch schliefe! — Die Kompanie stünde — alarmbereit — abmarschbereit auf dem Marktplatze. Im Stockfinstern rolle ich Mantel und Zeltbahn zusammen mit einer Sicherheit, wie ich sie sonst noch nie aufgebracht habe. Schwer bepackt eile ich hinaus. Draußen kein Mensch! Ich renne um die Straßenecke, werde ängstlich, rufe — kein Posten hat meine Kompanie gesehen, niemand eine Kompanie gesehen. Bedrückten Herzens kehre ich in mein Quartier zurück und stolpere —, stolpere über die Leiber meiner schlafenden Kameraden, die fluchend auffahren. Kein Alarm! — Keine angetretene Kompanie! — Alles im tiefsten Schlafe! Die Dämonen haben mir diesen Streich gespielt. Traumwandelnd sicher war ich aus dem mit Menschenleibern vollgepfropften Zimmer im Stockdunkeln hinausgeeilt, ohne auch nur einen Körper anzustoßen, was mir jetzt wach bei vorsichtigem Tasten und beim Scheine meiner Taschenlampe nicht glücken will. Als beim Morgendämmern die Kompanie wirklich alarmiert wird, will mir Mantel- und Zeltbahnrollen nun so gar nicht glücken; warum ging es vorher so seltsam leicht von der Hand? Oh, die Dämonen sind ja nicht nur boshaft, sie können auch hilfreich und schöpferisch sein — insbesondere lieben sie die Nacht, und es muß einer schon Sonntagskind sein, dem sie sich auch bei Tage zeigen. Jetzt ist Morgengrauen und kein anderes Grauen, es sei denn das Schütteln und Zähneklappen, das nicht nur dem Novemberfroste, sondern vielmehr der Furcht vor dem Kommenden entspringt. Eben noch im Kampfe mit Dämonen fürchtest du nun Menschen in blauen Röcken und roten Hosen, die ihre Feuerrohre auf dich und die Kameraden richten und nach einem einzelnen Menschen feige genug mit Schrapnells und Granaten schießen, daß du wie ein armer Feldhase — und was bist du jetzt anderes? — im Zickzack um dein Leben laufen mußt — am besten immer gerade nach der Stelle hin, wo eben eine Granate eingeschlagen; dort bist

du noch am sichersten, dies haben dich — nun feuergetauften Neuling — die erfahrenen Kameraden gelehrt. Wieder kommt ein Tag voll Furcht und Mut in seltsamen Widerstreite. Und wieder erst abends, wie du als Essenträger von den Kameraden abgekommen allein über das Leichenfeld taumelst, ist das andere, das Fürchterliche da, das Grauen. Das Feuer ist fast vollends verstummt, dafür geht ein Stöhnen über das Feld, vom Blöken des Viehs in fernen brennenden Ställen variiert. Mit halbleeren Kochgeschirren lange ich bei der Kompanie an. Auf Deckung liegt ein Leichnam — der Schädel eine geplatzte Melone. „Wer ist das?“ frage ich. „Unser Korporal!“ Wieder will das Abendessen nicht schmecken. Um zehn Uhr nachts muß ich mit einem anderen jungen Kameraden hundert Meter vorm Graben Horchposten beziehen. Die französische Stellung dehnt sich zweihundert Meter vor uns. Da dringen geflüsterte französische Laute an unser Ohr. Wir entsichern unsere Gewehre und lauschen. Da schleichen neblichte Gestalten heran, und ich glaube noch im Dunkeln die blauen Röcke von den roten Hosen deutlich unterscheiden zu können. Und wieder dringt französisches Flüstern an unser Ohr. Der Kamerad bittet mich, zu bleiben, und läuft zur Stellung zurück. Doch der Zugführer lächelt nur: alle jungen Soldaten sehen heranschleichende Gestalten und hören sie auch deutlich. Nichtsdestoweniger schickt er einen erfahrenen Gefreiten mit nach vorn. Ich weise — halbtot vor Entsetzen — auf die anschleichenden neblichten Gestalten. Der Gefreite äugt scharf aus und lacht: „Nebel und Weidenzweige im Winde!“ Doch kann Nebel, können Weiden flüstern? „Hierzulande rauschen die Weiden französisch!“ lächelt der spöttisch.

Nach wenigen Wochen — oft schon Tagen — Frontdienstes bist du Herr über diese Dinge; nicht aber über das Grauen, das auch nach Jahren noch den hartgesottenen und gegerbten Krieger jählings überfällt. Mußte sich doch nach jeder Entfernung von der Front der Soldat immer von neuem an zwei Dinge gewöhnen: an die erste Granate immer wieder, an die erste Leiche immer wieder.

„Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen,“ sagt das Sprichwort. Nun — geschunden worden sind wir genug, denke ich; es liegt nun beim einzelnen wie bei der Gesamtheit: dem Volke, wieweit sie auch — — e r z o g e n wurden.

Nachtmarsch

Von Friedrich Bethge

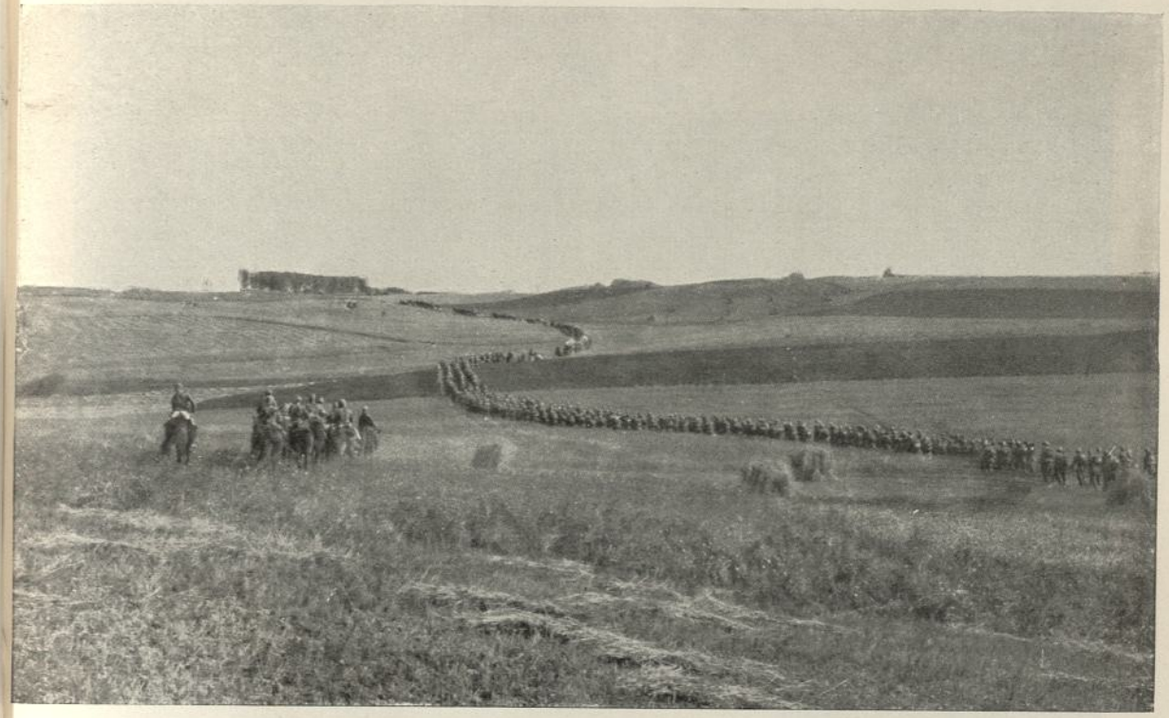
Der junge Soldat, dessen Gedanken, wie es der Jugend nun einmal eigen ist, einzig um das Ziel kreisen: um die Schlacht und die Bewährung in der Schlacht, muß bald erkennen, daß es da ein schlimmes Drittes gibt, das zwischen ihm und dem Ziele nüchtern lauert: der Weg und die Bewältigung des Weges: der Marsch. Er muß erkennen, daß es vor der Bewährung in der Schlacht eine höchst nüchterne Prüfung seiner Widerstandskräfte gibt: die Bewährung auf dem Wege zum Ziele, auf dem Marsche. Und bei dieser Erkenntnis erleichtert ihm eines das Ertragen des Schweren: er sieht, wie die starken, die nicht umzukriegenden, robusten Kameraden in den Straßengraben taumeln und liegen bleiben und oft nicht durch Drohungen, nicht durch Gutzureden zum Weitermarschieren zu bewegen sind. Er sieht, wie die schmächtigen Kameraden, denen Tornister und Gehänge den armen Brustkorb schier abschnüren, wie die torkeln, stürzen, sich wieder erheben und — — durchhalten! Er sieht und erkennt und hat mit dieser Einsicht und Erkenntnis bereits gewonnen: nicht die stärksten Beine marschieren am besten, sondern das starke Gehirn, das stärkere Herz.

Nun liegt er da — der Weg: endlos, grau, im Dämmer zuerst noch erkennbar, dann verschwimmend, versinkend und nur mit den armen Füßen noch ertastbar, den armen Füßen, die geschwollen seit Tagen in wie angewachsenen zentnerschweren Stiefeln kleben. Schritt um Schritt, Schritt vor Schritt — torkelnd gegen den Nebenmann. Ohne Trommelklang — über Wurzeln stolpernd gegen den Vordermann, der auffluchend mitstolpert. Alles tritt mit — und der Weg ziellos lang. Das Gespräch, in der ersten Stunde noch munter, verstummt immer mehr. Kein Flüstern, kein Lachen — Schritt vor Schritt. Fern brummen die Bässe, leuchten die Blitze der Front; ferne Salven krachen im Takte mit. Nichts, woran das Auge sich klammern, woraus es Hoffnung saugen darf — grau alles — grau in Geschwaden nah und weit Kameraden — alles Finsternis; nur von aufblitzenden Geschützen überhellt:

Die Verhaftung des Mörders von Serajewo.
Am 28. Juni 1914, dem serbischen Nationalfeiertag, wurde das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar, Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie, in der Hauptstadt von Bosnien ermordet.

„Auf in den Kampf."

Marschordnung.



Der Marsch ins Gefecht.

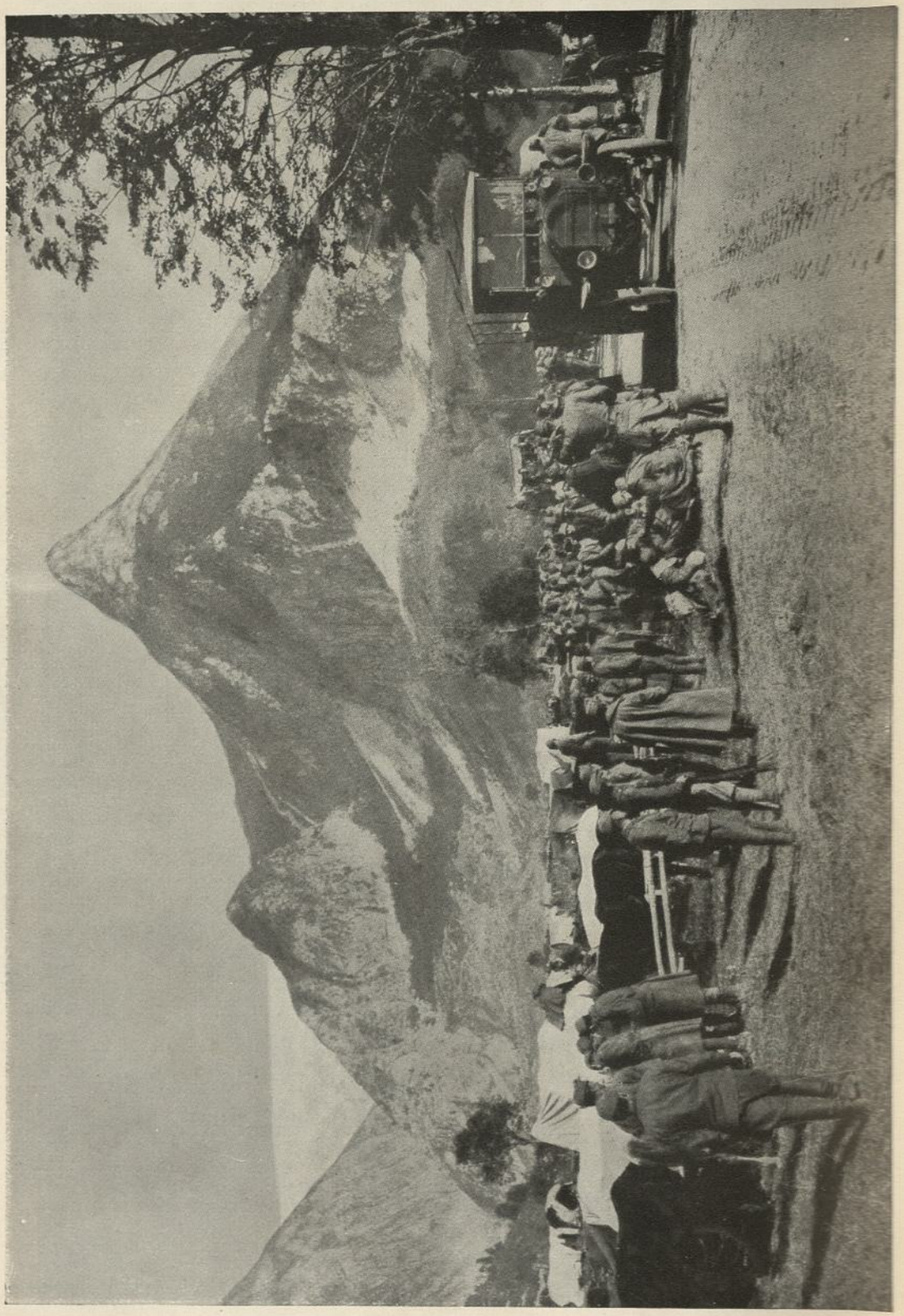
Infanterie beim Ausschwärmen.

Maschinengewehrabteilung beim Durchschreiten einer unter Feuer liegenden Furt.

Vormarsch durchs Kampfgelände am Damenweg.

Ablösung.

Der Übergang des österreichisch-ungarischen Heeres über die Save.



Leben und Treiben auf einer Vormarschstraße.

grau die Unendlichkeit. Nun dämmert Hoffnung auf: ein Dorf! — Weiter! — Viele Dörfer, die Halt und Quartier verheißen —, alle scheinen das Ziel, keines ist das Ziel. Und wieder: Häuser, ein Ort, hier bleiben wir, hier! — Einer murmelt es, alle murmeln es. Wieviele Stunden schon marschiert, wieviele Kilometer, wieviele Unendlichkeiten! Schritt um Schritt — weiter fort — und kein Quartier. Nicht mehr auf Siegen steht dein Sinn. Nichts mehr von Heldsein! Alles Heldentum hockt wie ein Alp dir, wie ein scheußlicher Zwerg auf dem Tornister, seine Schenkel umschlingen und würgen deine Brust, er grinst dir über die Schulter ins graugrüne Gesicht. Der Rücken schwillt zu Schwielen, die Brust schrumpft ein, die Beine schlottern, stammeln und stottern und stehen sich im Wege. Bloß liegen, liegen! — O sänkst du hin vom Feind getroffen in Weges Mitt'! Eine Kugel, denkst du, wie süß, wie friedlich, wie erlösend muß jetzt der Tod sein — denkst du. Der eherne Rhythmus zwingt dich weiter: ins Leben, auf den Weg, in den Marsch. Du darfst nichts hoffen — Schritt vor Schritt. Du taumelst, deiner selbst und deines Leibes nicht mehr bewußt, vorwärts, seitwärts, vorwärts, prallst gegen den Vordermann, wirst vom Hintermann getreten. Schritt um Schritt. Was Feind — was Franzos' denkst du — Schritt vor Schritt — ohne Liebe — ohne Haß. Und noch immer kein Ende und Ziel, noch immer nur Weg, noch immer nur Rhythmus der Beine — hoffnungslos. Alles tritt mit — ohne Unterlaß.

Eine selige Gefühllosigkeit kommt über dich. Du schwingst im Rhythmus, schwankst im Morgenwinde, schwingst und — singst! Was singst du? „Schritt um Schritt" — singst du — jubelst innerlich, „Schritt vor Schritt" — singst du. Weg — Rhythmus — Unendlichkeit — Schmerzen — selige Mattigkeit. „O Weg!" — singst du —, „o Unendlichkeit! — o Schmerzen! — o Seligkeit!" — singst du.

Am Ziele, im Quartier angelangt — doch noch in diesem Leben! —, läßt du den Tornister zu Boden gleiten, nein fallen, und hastige Finger suchen nach Blei und Papier und schreiben das Lied vom Marsche. Weggeblasen ist alle Müdigkeit. Das Lied vom Wege singt in dir fort. Es will zu Papier. Du schickst es der Geliebten. So sang das Lied vom Marsch in dir:

Schritt um Schritt — Schritt vor Schritt
Ohne Trommelklang;
Alles tritt mit,
Der Weg ziellos lang.

Kein Flüstern, kein Lachen,
Schritt um Schritt;
Ferne Salven krachen
Im Takte mit.

Grau in Geschwaden
Nah und weit
Kameraden; —
Grau die Unendlichkeit.

Häufer, ein Ort,
Hier bleiben wir, hier! —
Schritt um Schritt — weiter fort —
Und kein Quartier!

Nicht mehr auf Siegen
Steht da dein Sinn;
Bloß liegen! — liegen!! —
O sänkst du hin

Vom Feind getroffen
In Weges Mitt'!
Du darfst nicht hoffen —
Schritt vor Schritt, —

Schritt um Schritt, Schritt vor Schritt —
Ohne Liebe — ohne Haß! —
Alles tritt mit —
Ohne Unterlaß.

Vor das Ziel haben die Götter den Weg gesetzt, vor die Schlacht den Marsch. Meisterer beider aber: des Weges wie des Zieles, der Schlacht wie des Marsches blieb nicht der kräftigere Leib, nicht einmal das klügere Hirn, sondern das stärkere Herz.

Trommelfeuer

Von Otto Germar

Die ersten „kärglichen Vorstudien" zu dem, was man später „Trommelfeuer" benannte, konnte der junge Soldat bereits 1914 bei den Stellungskämpfen um Ypern machen. Trommelfeuer entstand überall dort, wo Angriffs- und Verteidigungskrieg im Stellungskriege erstarrt waren und das Bestreben einer oder beider Parteien dahin ging, diesen Stellungskrieg wieder in Bewegungskrieg aufzulösen — und wo zu diesem Zwecke stärkere Artilleriekontingente massiert ihr Feuer vom leichtesten Kaliber bis zu den schwersten Marinegeschützen auf die vorderste und Verteidigungslinie wie auf die Artilleriestellungen richteten. Hier ist der Beginn dessen, was wir später die „Materialschlacht" nannten, die diesem Kriege ihr furchtbares, ihr so sachlich nüchternes, ihr Herz und Nerven mordendes Gepräge verliehen hat. Es setzt ein mit der Verdun- und Somme-Schlacht; alles Frühere waren — wie gesagt — nur „kärgliche Vorstudien". „Unser Krieg" — das heißt der Krieg, der sich von allen früheren der Weltgeschichte unverwechselbar unterscheidet, hebt erst mit Trommelfeuer und Materialschlacht an. Darum sah auch der Westkämpfer mit einem — natürlich unberechtigten Hochmute — auf den Bewegungskrieger des Osten herab und ersann den bösen und ungerechten Vers:

„Im Westen kämpft das tapfere Heer
Im Osten kämpft — die Feuerwehr."

Eigentümlichkeit des Trommelfeuers war es, daß es häufig mehr Nervenkraft als Blut forderte. Die blutigen Verluste eines Kleingefechtes im Osten waren oft wesentlich größer als die eines Großkampftages im Westen. Hat man doch in Galizien Gefechte miterlebt, die einem Westkämpfer wie ein Spaziergang erschienen; abends erwies sich dann aber, daß der „Spaziergang" ein Drittel der — damals noch kriegsstarken — Kompanie gefordert hatte. Hat man es doch auch andererseits erlebt, daß man sechs volle Tage und Nächte in offenen Granat-

trichtern Flanderns lag, verbraucht bis zum Gliederschütteln oder bis zur völligen Apathie und des Glaubens, daß keine Maus mehr am Leben sein könne — und es fehlten dann nach sechs Tagen Trommelfeuers von der Kompanie nicht mehr als etwa sechs Mann. Natürlich sind dies extreme Beispiele; aber ich wage doch im Gegensatze zu vielen — wenn nicht den meisten — die Behauptung, daß die blutigen Verluste des Krieges mit Beginn der Materialschlacht abgenommen haben, im gleichen Maße wie der Nervenverbrauch zugenommen hat. Der Krieg ist also mit Einsatz der Materialschlacht auf eine unmenschliche Art — menschlicher geworden. Diese Behauptung ist nicht nur leicht zu belegen, wenn man sich einmal der Mühe unterzieht, die Gefallenenlisten einzelner Kampfregimenter durchzugehen, wobei man zum eigenen Erstaunen finden wird, daß die Großschlachten der Westfront durchschnittlich weniger Tote gefordert haben als Bewegungsgefechte der West- oder Ostfront. Von meinen eigenen fünf Verwundungen entfallen vier auf Bewegungsgefechte und nur eine auf Materialschlacht, wiewohl ich mich in letzterer ganz überwiegend befunden habe und mein Kampfgebiet dreier Jahre zwischen Flandern und der Somme sich beschränkt hat — also auf das typische Gebiet der Materialschlacht. Die Erklärung für diese — vielen gewiß unerwartete — Verteilung der Verluste findet sich in der eingangs gegebenen Deutung der Materialschlacht, die überall dort einsetzte, wo die Front erstarrt war. Dort befanden sich auch meist Bunker und haustiefe Unterstände, die selbst bei Trommelfeuer nur durch Zufallsvolltreffer schwerster Kaliber niederzuringen waren. Aber selbst wenn die Stellung nur noch aus Granattrichtern bestand, so bedurfte es auch im Trommelfeuer noch eines besonderen Zufalls, ehe eine Granate in einen bereits vorhandenen Trichter noch einmal einschlug. Die Aussicht, getroffen zu werden, war also im Trommelfeuer überraschend gering, das Gefühl dagegen, getroffen werden zu müssen, ungeheuerlich groß — daher der unmenschliche Nervenverbrauch. Ganz anders im Bewegungskriege: hier ging auf den Einzelnen wie die Truppe wohlgezieltes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer nieder; hier war es schon eher ein Zufall, wenn man nicht getroffen wurde, daher die hohen Verluste. Das Gefühl dagegen war ganz mit dem aktiven Vorgehen beschäftigt, mit Sprüngen, mit Feuern, mit Deckungnehmen, Handgranatenwerfen; es blieb nicht viel Raum für den Gedanken: getroffen zu werden; daher der verhältnismäßig geringere Nervenverbrauch. — Dahingegen liegst du stunden-, tage-, ewigkeitenlang im Granattrichter — untätig und mit keinem anderen Gedanken beschäftigt als: diese Granate ging links, diese rechts, diese hinter, diese vor — — jetzt, jetzt muß sie hierher kommen (denn du fühlst ja dich, dein kleines bebendes Ich beschossen!) — nein, weiter weg! — gottlob, nun beschießen sie — die Reservestellung! — gottlob, nun die Artilleriestellung! Diese auf das erbärmliche und wirklich erbarmungswürdige Ich tagelang konzentrierten Gedanken waren es, die die Nerven-, ja

Seelenkraft allmählich unterhöhlten, weshalb denn auch ein erfahrener Führer den scheinbar so unsinnigen Befehl des Gewehr- und Seitengewehrputzens erließ, einzig um für Beschäftigung zu sorgen, um der Truppe den zermürbenden Gedanken an das Zerstampftwerden des eigenen Ich zu entziehen.

Es reizt mich, einmal einen Vergleich mit dem Schachspiele zu wagen. Das jetzt auf den Gipfel geführte moderne Positionsspiel entspricht im blutigen Ernstfalle unseren Stellungskämpfen, die also im Geiste des Schachspielers vorgeahnt und vorweggenommen und behandelt sind. Ziel solches Positionsspieles ist es, mit dem möglich geringsten Verluste von Steinen einen unmerklichen Vorteil zu erzielen, der aber doch zum Gewinn der jeweiligen Partie genügt; ganz anders dagegen ist es beim Angriffs- und Verteidigungsspiele, beim Kombinationsspiele, das dem Bewegungskriege ähnelt: da fallen die Steine nur so, und „unter glänzenden Opfern" wird die feindliche Stellung genommen. Das Positionsspiel aber ist es, das die größere Nerven- und Gehirnkraft verbraucht, während beim Kombinationsspiele die Gegner „in Feuer" sind.

Interessant ist es nun, die Befähigung unserer Kriegsgegner zum Bewegungs- oder Stellungskriege aus der Erinnerung zu überprüfen. Der Russe war ein idealer Soldat des Rückzuges, aber am wenigsten befähigt zum Stellungskrieger, am wenigsten befähigt zum Ertragen des Trommelfeuers. Im Sommer 1915 trommelten wir auf die russische Stellung an der Strypa (was man damals schon „Trommeln" nannte!). Nach drei Stunden setzte unser Angriff ein, und — die Russen kamen uns in Scharen mit hochgehobenen Händen entgegen — viele noch weinend unter der Nachwirkung unseres Artilleriefeuers. Die Materialschlacht verbraucht eben ungeheure Mengen von Nerven- und Widerstandskraft, und der Russe war ja auch der erste, dessen seelische und Nervenkräfte in diesem Kriege zusammenbrachen. Welch ein verschlagener Meister dagegen des Rückzuges! Wir verfolgten an der Strypa den unter Einwirkung unseres überlegenen Artilleriefeuers zurückgehenden Russen. Abends endlich setzte er sich in einer bereits vorhandenen Aufnahmestellung fest, und wir blieben dreihundert Meter vor seiner Stellung im Freien liegen und übernachteten dort. Für sechs Uhr morgens war der Weiterangriff anbefohlen. Die ganze Nacht über schossen in geringen Zeitabständen die russischen Maschinengewehre, streuten das Gelände ab und behinderten unsere Bewegungsfreiheit empfindlich. Als wir morgens ohne Artillerievorbereitung gegen die russische Stellung vorstießen, fiel kein Schuß: der Graben war leer bis auf ein paar geschickt auf die ausgedehnte Stellung verteilte Maschinengewehrschützen, die eigens zum Zwecke der Beunruhigung wie hauptsächlich, um vorzutäuschen, daß der Russe noch die Stellung hielte, dort zurückgelassen waren. Das Gros der Russen aber war die ganze Nacht über zurückmarschiert und außer Schußweite. — Der Franzose war unser gefährlichster Angriffsgegner, der sich allerdings auch als ein verbissener Verteidiger erwies,

wozu ihn sein nachahmungswürdiger nationaler Fanatismus befähigte. Wo ein von uns angegriffenes Grabensystem von Franzosen verteidigt wurde, kam es zu erbitterten Nahkämpfen, ja Bajonettkämpfen. Im Gegensatze zu den vortrefflichen Bewegungskriegern des Angriffs wie der Verteidigung: dem Franzosen und dem Russen — war der beste Stellungskrieger unter unseren Gegnern der Engländer, der große, nüchterne Meister und Meisterer der Materie — nicht Fanatiker wie der Franzose, nicht listiger Manövrierer wie der Russe, sondern Sportsman und streng sachlicher Fachmann (und nach Möglichkeit dabei noch Gentleman). Den englischen Soldaten zeichnete seine oft geradezu sture Kaltblütigkeit aus. Ich habe — selbst im Vor- oder Zurückgehen den Tommy selten laufen, selten sich hinwerfen gesehen; er liebte es: fast gemächlich aufrecht zu gehen — noch im Feuer. Im April 1917 erlebte ich es, als wir dem sich auf Monchy zurückziehenden Tommy auf zweihundert bis dreihundert Meter folgten: im Vorwärtsgehen legten wir an, schossen, gingen weiter — ruhig, sachlich! — Aber ebenso ruhig und sachlich — wie es maschinenmäßiger nicht auf dem Exerzierplatze hätte vor sich gehen können, ging der Tommy zurück, lief nicht, sondern ging, drehte sich ab und zu im Gehen um, legte an, schoß und — ging weiter. Ich höre noch wie heute den begeisterten Zuruf eines bayerischen Artilleriehauptmanns: „Kinder, das ist ja wie auf dem Exerzierplatze!" Hier war nichts von Blutsfeind zu spüren — und die Front lachte wohl auch im stillen über das irgendwo weit hinten am Stammtisch erfundene „Gott strafe England!" — hier war nur der beispiellos sachliche Kriegsgegner. Als ein weiteres Beispiel seines aufreizend sturen Heroismus (aufreizend durch die innewohnende Nüchternheit, ja Lässigkeit, da war nichts von Bravour!) — war das so oft beobachtete Ablösen der vordersten Sappenposten über Deckung — fünfzig Meter vom Feinde ab, und einzig, um den kleinen Umweg durch den zur Sappe führenden Graben zu sparen. Immer wieder ergingen strenge Befehle an unsere Leute, dem Tommy diese „Dickfelligkeit" auszutreiben und unter allen Umständen zu schießen — aber diese Befehle wurden einfach ignoriert. Die Mutleistung des Gegners nötigte unseren Leuten einzig Respekt ab — sie schossen nicht nur nicht, sondern ahmten das soldatisch ebenso bewunderungs- wie verurteilenswürdige Beispiel des Gegners nach, bis schließlich einmal ein im vordersten Graben anwesender höherer Offizier — mit den heimlich existierenden Sondergesetzen der Front nicht so vertraut oder sie absichtlich ignorierend — solch einen verwegenen Burschen abschoß, was dann meist Tote auf beiden Seiten zur Folge hatte (unter denen sich der den Gesetzen der Front nicht unterworfene höhere Offizier dann allerdings nicht befand). Welch ein Unterschied zwischen dem deutschen, dem französischen und dem englischen Soldaten: der Deutsche — geneigt, andere zu bewundern und die eigene Tugend gar nicht zu sehen, die in eherner Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung bestand, ahmt das kaltblütige Vorbild nach, wiewohl seine

soldatische Einsicht es verwirft — er ahmt nach aus übergroßer Begeisterungsfähigkeit, er idealisiert den Gegner und sein Beispiel. Der Franzose — zu der gleichen Tat fähig — würde sie aus Temperament, Bravour — Eitelkeit begehen — der Engländer beging sie aber tatsächlich und buchstäblich einzig, um ein paar Meter Weges abzukürzen! — Der vollkommene Tatsachenmensch — unsachlich aus übertriebener Sachlichkeit noch — und uns, wiewohl rassennahe, in Wahrheit doch weltenfern.

Der erfahrene Soldat hatte es nach wenigen Minuten heraus, ob drüben Engländer oder Franzosen hinter den Geschützen standen. Der Tommy schoß sogar unter Einhaltung bestimmter „Sanitätspausen" zu den gleichen Tageszeiten an die gleichen, ihm wichtig erscheinenden Knotenpunkte, Straßenkreuzungen und Dorfausgänge und belegte im großen Zwischengelände nur noch die ihm natürlich bekannten Bunker mit Störungsfeuer, sonst aber war man durchschnittlich — an Nichtkampftagen — einigermaßen sicher vor ihm, falls man ihm nicht gar zu obstinat vor den Augen seiner weitsichtbaren Fesselballone herumlief; er hatte eben Methode in seiner Kampfesart, der Franzmann mehr — — Tollheit, denn schlagartig anders war es, sowie er hinter den Geschützen stand: man war hinfort zu keiner Zeit und an keinem Platze mehr seines Lebens sicher. Der Franzmann streute — scheinbar planlos — das Gelände ab; doch war dies schon Tollheit, hatte es doch auch — Methode: die Methode des Unmethodischen, das gefährlich Sprunghafte, das dem Deutschen so völlig wesensfremd ist und den „Erzfeind" — rein blutmäßig — kennzeichnete — nicht den schwersten Gegner, aber den unangenehmsten, der auf die Nerven fiel durch seine stimmungsdiktierte Unsachlichkeit. Der Engländer war nie Feind; immer nur Gegner — oder wie der Titel des großen englischen Dramas es so schön, so sachlich besagt: „Die andere Seite!"

Seit Tagen liegen wir nun bei Passchendaelen im englischen Trommelfeuer. Uns gegenüber Kanadier und Australier — also Elite — also wird es bald Sturm geben. Aber neben uns, der Gardedivision, liegt eine berühmte bayerische Kampfdivision — die Chancen stehen also: pari. Der einzige Ruhemoment in den vierundzwanzig Stunden: die kurze Sanitätspause, die der Tommy gentlemanlike allvormittags einhält. Auf Kilometerausdehnung ein einziger Betonklotz, sonst nur Trichter, die wenigstens einigermaßen trocken sind. Der Bunker ist noch überraschend heil, es ist, als spielte der Tommy Katze und Maus mit ihm, denn er ist auf Granatfleckschuß auf ihn eingeschossen, nur hat er bisher noch kein schwereres Kaliber darangesetzt, sondern begnügt sich, den Eingang hin und wieder mit Störungsfeuer zu belegen, und die ersten Toten der Kompanie liegen auch vor diesem Eingang, dessen Nähe folglich jeder scheut; es ist wirklich sicherer im offenen Granattrichter, an dessen Lehmwände man sich anschmiegt, das Gesicht nach unten, alldieweil Tommys bestgehaßte Flieger in unglaublich geringer Höhe

dauernd über dem Trichtergelände kreisen und mit ihren bösen Augen — den Kreisen auf ihren Tragflächen — wie vorsintflutliche Riesenraubvögel herabstieren und ihre Beobachtungen mit dem ekelhaft gleichen Getute ihrer Artillerie signalisieren — ein Geräusch, wie es unsere Telephone von sich geben, wenn die gewünschte Verbindung „besetzt" ist. So ist es auch hier: „Besetzt! — Besetzt! — Die Trichter im Geländestreifen XY sind besetzt!" — und die Artillerie läßt dann auch nicht lange auf sich warten. Man haßt den Tag wegen der Flieger, die Nacht wegen der Kälte, denn es geht auf den November. Unsere Stellung — wenn man da von Stellung schon sprechen will — verläuft längs der Förderbahn, die der Tommy natürlich wie seine Westentasche kennt! — scheußlich! Als ich sie bezog, meldete mir der Fähnrich, daß sein Zug die vorgeschriebenen Trichter besetzt habe. Wie ich in der Dämmerung die Stellung abschreite, bleibt mir das Herz fast stehen: in einem Trichter sitzen sechs Mann einer Maschinengewehrgruppe beim Kartenspiel, lassen sich durch mich gar nicht stören, behalten die Karten ganz respektwidrig in den Händen und sitzen nur so widerwärtig still. Alle tot! Unverletzt, nur durch den Luftdruck einer Granate getötet. Noch zu unseren Vorgängern dieser Stellung gehörig und uns unbegraben hinterlassen. Ich schnauze den Fähnrich gehörig an, er entschuldigt sich, er sei ebenso erschrocken gewesen und wollte diesen Schreck nur weitergeben. Aber ich verstehe keinen Spaß und ordne die sofortige Beerdigung an. Tote sind kein Kinderschreck, und — „es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt" — wie Georg Büchner im „Danton" sagt. Den ersten Toten hatten wir auf absonderliche Art: ein junger Hüne vom ersten Zuge stand am Bunker Posten, das heißt, er stand in einer engen Betontonne, die über mannshoch war, nach vorn mit Stahlvisier und nur nach oben seltsamerweise offen. In diese Tonne hatte eine Granate hineingelangt und aus einem hochgewachsenen Menschen einen Fleisch- und Blutklumpen gemacht, den die Kameraden abgewendeten Gesichtes und nur mit den Fingerspitzen anfassend herauszogen und in den nächsten Trichter warfen. — Im Trichter gräbt man sich in die dem Feinde zugekehrte Lehmwand eine Mulde, in die man sich hineinkauert, um gegen Splitterwirkung etwas geschützter zu sein. Doch schon bei ganz nahe einschlagenden Granaten, also gerade denen, vor deren Splittern man sich schützen will, streckt man den Kopf aus der Mulde halb heraus, um nicht durch eine auf Deckung aufsetzende Granate abgequetscht — — verschüttet zu werden. Verschüttet zu werden ist sehr gefürchtet, die gefürchtetste Art der Verwundung wie des Todes. Und das ist das besonders Zermürbende, diese Beschäftigung der Gedanken bei jeder nahen Granate: Verschüttung oder Granatsplitter — was beliebt?! In diesem Dilemma, das im Magen ein Gefühl hervorruft, als säße man in einer Luftschaukel, versteht man ganz gut des Doktor Martinus Luthers Ausruf, als ihn ein heftiges Gewitter auf der Landstraße überraschte: „Hilf, Maria, und ich will ein Christ werden!" Um vier

Uhr morgens sollen wir abgelöst werden. Von Mitternacht ab ist an Schlaf nicht mehr zu denken. Alles liegt bereit zum Rückmarsch. Die Viertelstunden werden gezählt. Von drei Uhr ab wird schon Ausschau gehalten. Trotz des Artilleriestörungsfeuers, das seinen Charakter des Trommelns für wenige Stunden gemildert hat, läuft alles erregt auf Deckung herum. Um einhalb, um dreiviertel vier Uhr ist noch nichts von der Ablösung zu spüren. Um vier Uhr auch nicht. Um einhalb fünf, um fünf Uhr auch nicht. Um einhalb sechs Uhr auch nicht. Die Nerven sind am Zerreißen. Um sechs Uhr ist die Ablösung da. Die letzte halbe Stunde noch ist uns teuer zu stehen gekommen. Eine Granate hat drei in ihrem Fuchsloch Schlafende verschüttet. Für zwei nahm der Schlaf so kein Ende mehr, er wurde nur von einem kurzen heftigen Angsttraume gestört, ehe er wieder ruhig, ganz ruhig wurde. Die Verschütteten wurden sofort ausgegraben, ungeachtet der einschlagenden Granaten. Nun liegen sie da — blau. Einen gelingt es ins Leben zurückzurufen — einen alten Ersatzreservisten und Familienvater — er weint stundenlang leise vor sich hin — auch nachher auf dem Rückmarsch noch, hört und sieht nichts und weiß nicht, was um ihn vorgeht, was mit ihm vorgegangen. Die beiden anderen Jungen gelingt es nicht mehr zu wecken, den Vizefeldwebel und Offizieraspiranten, gegen den ich noch gestern vierzig Pfennige im Skat verloren habe; den jungen Unteroffizier, der mir vor Tagen stolz das Bild seiner Braut gezeigt; er war gerade erst vom Urlaub gekommen und hatte sich verlobt. Was haben sie nun? Ruhe! — weiter nichts! — aber auch das ist viel in solchen Zeiten — und doch will sie keiner haben. Was nutzt es, daß wir die Ablösung mit Vorwürfen empfangen. Wären sie zeitig gekommen, hätten sie die Toten jetzt, und eine andere Mutter, eine andere Braut hätten zu weinen — es ist gehupft wie gesprungen, und einer steht ja hier für den anderen, einer fällt ja hier für den anderen. Bei zunehmender Helligkeit, zunehmendem Feuer, marschieren wir durch Moorslede hindurch bis zum Hohlwege. Hier lagern wir, von der feindlichen Artillerie nur um ein weniges mehr verschont als dort vorn, in Erwartung des Kommenden. Ich halte es vor Kälte nicht mehr aus und setze mich in einem Bunker vor den prasselnden Eisenofen und bibbere und schüttele mich unaufhörlich. Ist es denn so kalt? — Die Sonne ist doch schon heraus und das Zeug auf dem Leibe einigermaßen trocken und warm, und hier im Bunker ist es doch wirklich mollig. Aber das Schütteln und Frösteln läßt nicht nach. Es ist nicht die Kälte — es sind die Nerven — an der Grenze ihrer Spannkraft. Um sieben Uhr steigen drei Leuchtkugeln beim Tommy hoch: eine rote, eine grüne und eine weiße. Es geht also los! — Großkampftag. Schlagartig vermehrt sich das Artilleriefeuer und steigert sich zum Trommelwirbel nun auch sogleich auf die Reservestellungen. So also sieht die erhoffte Ablösung und Erholung aus! Erste Reserve der vordersten Linie. Das bedeutet, daß wir womöglich am hellichten Tage durch Moorslede hindurch über freies Trichtergelände deckungslos nach vorn

müssen — unter den Augen des Tommy — gewissermaßen auf dem Präsentierteller. Und so wird es denn auch. Im Laufe des Vormittags werden wir durch Moorslede hindurch immer weiter nach vorn geschoben. Die Kompanien lagern deckungslos in Chausseegräben — es scheint unfaßlich, daß die Verluste nicht größer sind. Vorn wogt der Kampf um Paschendaelen hin und her. Am Nachmittage müssen wir wirklich nach vorn — die alten Stellungen besetzen, weil von unserer Ablösungstruppe nicht mehr viel vorhanden sein soll. Es gibt da keine Verbindungsgräben nach vorn, auch keine ehemaligen, es gibt nur ein Zähnezusammenbeißen und unter den Augen des Feindes ein Sichhindurchschlängeln der Kompanien im Gänsemarsch durch die unter Feuer liegenden Straßen Moorsledes. Da gibt es kein Ausweichen nach rechts oder links, denn rechts und links ist die Welt mit Häusern verbaut, in die Granaten fauchend einschlagen, aus denen Ziegelsteine herniederprasseln. Nur erst offenes Feld! Nun am Dorfausgang — an der so gefürchteten Brauerei vorbei, die unter dem Feuer der schweren Geschütze liegt und um die sich die Toten häufen, denn hier muß alles vorbei, und der Tommy kennt die Entfernungen auf das genaueste und belegt Dorfausgang und Brauerei nur mit Treffern. Nun auf freiem Felde — die Anstrengungen dieses Vorwärtstastens in diesem Gelände, in dem ein Trichter in den andern übergreift wie Glieder einer Kette, sind unmenschlich — dazu das dauernde Sichhinwerfen vor allzu nahen Granaten; die etwas ferneren ignoriert man schon völlig — der Mensch ist ganz Ohr — er hört der nahenden Granate schon an, wie nahe sie einschlagen wird, und sucht Deckung oder geht ruhig weiter. Die alten Instinkte und Ahnungen sind beim Soldaten wieder wach geworden wie beim Wilden und wie beim Tiere der Wildnis. Vorahnendes Gefühl, Auge und Ohr sind aufs äußerste geschärft. Alle Müdigkeit ist verflogen. Am Spätnachmittage sind wir bei der alten Stellung angelangt. Ich ordne an, daß die alten Fuchslöcher zu besetzen sind. Sofort wird mir zurückgemeldet, daß sie ausnahmslos eingestampft sind — — mit „Inhalt"! Der Tommy hat also diesmal ganze Arbeit verrichtet und die sonst gottlob doch seltenen Zufallstreffer in bereits vorhandene Trichter diesmal mit unheimlicher Präzision bewerkstelligt — gewiß mit Hilfe seiner Fliegerheere, die am heutigen klaren Tage grausam gute Sicht gehabt hatten. In diesen jetzt eingestampften Fuchslöchern hatten wir noch heute früh gelegen, bis uns um sechs Uhr die — bereits um vier erwartete — Ablösung daraus erlöste. Dieses Mal waren sie für uns an unserer Statt gefallen, wie heute morgen — wir für sie. Wir werfen uns in die nächsten Trichter, denn ein unangenehmes Surren pfeift uns um die Ohren — englisches Maschinengewehrfeuer, das wir die ganzen Tage zuvor nicht zu schmecken bekommen hatten und das auch sogleich — da unerwartet — blutige Verluste erzeugt und mir den liebsten Kameraden von der Seite reißt. Ich lasse den durch Oberschenkelschuß schwer Getroffenen in der Dämmerung nach hinten schaffen; unterwegs wird

der Verwundetentransport von einer Granate gefaßt und ein Träger getötet, einer verwundet. Am Abend schlägt nahe der berüchtigten Brauerei eine schwere Granate mitten in einen Essenholerzug und tötet fünfzehn Mann auf einen Schlag. Bei eintretender Dämmerung flaut die Schlacht ab — man ist ängstlich wie stets nur gegenüber dem Ungewohnten — so hier vor dem seit Wochen nicht gespürten Maschinengewehrfeuer. Die Granaten sind uns dagegen „lieb und vertraut". Um vier Uhr morgens werden wir aus dem Schlafe gerüttelt und trauen unseren verschlafenen Augen nicht: Ablösung ist da, und es soll diesmal wirklich etwas weiter nach hinten und in Ruhe gehen. — Im Quartier, in dem man noch immer das Grollen der nahen Front hört und von Tommys Fliegern behelligt wird, finde ich eine Bettstelle mit Matratze vor und falle in einen sechzehn Stunden währenden Schlaf, aus dem ich von meinem Burschen noch wachgeschüttelt werden muß, um zur Zeit zu einer Besprechung zu kommen. Bei Tage lastet die Alarmbereitschaft auf der völlig abgekämpften Truppe und läßt keine wirkliche Erholung der Nerven zu. Nach Tagen kommt erhofft und doch überraschend der Abtransport ins Hinterland, nahe Antwerpen, zur wirklichen Erholung und Vorbereitung zugleich auf neue große Dinge. Und nach einer Woche der völligen Ausspannung in dieser herrlichsten Landschaft der Erde, die die größten Malergenies hervorgebracht hat, ist der Soldat wieder ganz er selber und zu neuen Anstrengungen imstande. Auf sechs Wochen war die Ruhe berechnet, nach zweien aber schon erfolgt ganz plötzlicher Aufbruch in eine neue ganz große „Schweinerei" hinein. Als wir im Zuge aus der Champagne nach Flandern saßen, erfanden wir den schönen Vers:

„Jetzt werden wir nach Flandern wandern,
Da werden sich die Flundern wundern."

Und sie wunderten sich denn auch. Diesmal war das Ziel der Reise unbekannt. Unbekannt noch waren uns bis dahin auch die Wundertiere und Fabelwesen gewesen, auf die wir am Ziele dieser neuen Reise stoßen sollten: riesenhafte Elefanten, die sich, statt auf Beinen, auf raupenartigen Gewinden vorwärtsbewegten, Bäume wie Strohhalme knickten, und kugelfest erschienen. Und das kleine zwergenhafte Lebewesen — Mensch genannt —, das im Sumpfgelände und Trommelfeuer Flanderns zur Ameise zusammengeschrumpft war — im Kampfe mit stählernem Regen, mit fliegenden Teufeln, dieser so zwergenhafte Mensch stellte sich — nach dem ersten Schrecken — auch diesen neuen Ungeheuern und Fabeltieren — — und wurde ihrer Herr.

Tanks

Von Ferdinand Bringolf

In der Abenddämmerung treten — im November 1917 — von der Straße Cambrai—Arras aus die Kompanien zum anbefohlenen Sturm gegen den Ort Bourlon und den gespenstig daliegenden Bourlonwald an, über den Schauermärchen umgehen. Dem Tommy ist hier vor Tagen sein erstes großes Durchbruchsmanöver dieses Krieges — — fast gelungen, das nicht mit tagelangem Tottrommeln des Gegners vor dem ersten Menscheneinsatz begann. Auch diesmal freilich bediente er sich der ihm so unendlich reicher zur Verfügung stehenden Materie zur Niederringung seines Gegners. Wieder wirft er seinen unvergleichlichen Mehrbesitz an Stahl in die Wagschale und überrascht die Unseren mit fahrenden Kolossen, die mit Maschinengewehren und Revolverkanonen armiert sind, unverwundbar erscheinen, und beim ersten Auftauchen eine so gewaltige moralische Wirkung ausüben, daß der gigantische Handstreich fast gelingt. Fällt Cambrai, so ist der erste Durchbruch geglückt, und die Folgen sind unübersehbar. Doch schon hat sich der deutsche Soldat wieder gefaßt und erprobt die Verwundbarkeit der Ungeheuer — denn die sie begleitenden Menschen fürchtet er nicht, braucht er bei aller Achtung im Bewußtsein seiner Stärke nicht zu fürchten. Nur die immer wieder neuen Schrecken des drüben so überreichen Materials sind es, die immer wieder erst seine neue Fassung und Einstellung verlangen. Kennt er den neuen Schrecken erst, so ist er ihm ein solcher Schrecken nicht mehr. So war es an der Somme mit dem in solcher Stärke vorher nie geahnten Stahlregen und den aus niedrigster Höhe mit Maschinengewehren und Bomben unmittelbar mitkämpfenden Fliegern. So war es auch diesmal mit den neuen Schrecken: den Tanks. Bald erwies sich, daß auch diese Höllenwesen verwundbar waren, wenn man ihnen zu „geballten Ladungen" zusammengebundene Handgranaten vor die Laufbänder warf oder ihnen mit Stahlmunition, die unsere Maschinengewehre bereits zur Fliegerbekämpfung besaßen, den Motor zerstörte und die Ungeheuer so unbeweglich machte. Solche Beobachtung der

Verwundbarkeit auch dieser zunächst unverwundbar erscheinenden Ungetüme machte den deutschen Soldaten dann tollkühner und er wagte schon Manöver der Art, daß er den Tank an sich vorüberfauchen ließ, die Begleitmannschaft mit Maschinengewehrfeuer erledigte und dann von rückwärts den unbeholfen vorwärtslaufenden Tank erkletterte und Handgranaten durch die Schießscharten hindurch ins Innere zwängte. Die Artillerie, die sich zunächst auf Sperrfeuer vor die fahrenden Tanks begnügt hatte, wobei mancher durch Zufallsvolltreffer zertrümmert wurde, ging bald dazu über, den anmarschierenden Tanks gegenüber mit leichtestem Geschütz ganz nahe aufzufahren und die Unverwundbaren mit direktem Schuß zu erledigen.

Der Anmarsch der Kompanien auf den Bourlonwald zu vollzieht sich lautlos und korrekt wie auf dem Exerzierplatze; die einzige Sorge des Führers ist es, daß die Verbindungen der Kompanien nicht auseinanderreißen. Denn der Schrecken dieses so unheimlich liegenden Wäldchens ist so groß, daß schon die auf die linke Waldecke angesetzte Kompanie fast instinktiv das Bestreben hat, dem bösartigen Walde auszuweichen und links an ihm vorbeizustoßen. Sie kommt dabei vom Regen in die Traufe, denn sie gerät — zunächst froh, so schlau dem gefürchteten Walde entronnen zu sein, in eine Schlucht, die, wie sich später herausstellt, wie es allerdings auch fast vorherzusehen war, vom englischen Maschinengewehrfeuer beherrscht wird. So entsteht zur Sorge des Kompanieführers zwischen seiner und der links abgeschwenkten Kompanie eine Lücke von Kompaniebreite, die ihn zwingt, seine Reihen nach links weiter auszudehnen, also zu lichten, also zu schwächen.

Melder eilen von ihm entsendet zu der in zweiter Linie folgenden Bataillonsreserve mit dem Ersuchen, der entstandenen Lücke das Hauptaugenmerk zu schenken und baldigst einen Zug wenigstens dort einzusetzen. Dann geht es in den Wald hinein. Beim Antreten war uns vom Stabe mitgeteilt worden, daß noch eigene Truppen vor uns lägen, die — je nach ihrer moralischen Beschaffenheit — mit vorzunehmen oder liegen zu lassen seien. Bisher sind wir nur auf ein paar völlig erschöpft und apathisch Liegende gestoßen. Also muß die deutsche Linie noch vor uns liegen. So geht es tiefer in den Wald hinein. Der Kompanieführer mit dem Zugführer und dem Stabe von Meldern vor der Mitte des mittleren Zuges. Die Orientierung im finsteren Walde ist fast unmöglich.

Das dichte Unterholz zerreißt die bis dahin untadelige Linie und löst sie in Einzelgruppen auf, die sich im Gänsemarsch — dem Gruppenführer folgend — durch das Gestrüpp und Gesträuch hindurchschlängeln. Nur der mittlere Zug folgt verhältnismäßig geschlossen seinem Führer — zum Verhängnis. Der Kompanieführer sieht die Verbindungen der Züge sich auflösen, eine Bindung muß wieder geschaffen werden, ein gemeinsames Marschziel im finsteren

Walde — aber welches? Da sieht er an einer Lichtung eine markant stehende abgehauene Fichte ragen und ruft im Dunkeln — im Bewußtsein, daß die deutsche Linie ja noch vor ihm liegen muß, mit lauter Stimme: „Marschrichtung mittlerer Zug: die abgehauene Fichte fünfzig Meter vor uns! — Durchsagen!“ In dem Augenblick geht ein orkanartiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf die anrückende Kompanie und zumal in der Schallrichtung des eben vernommenen Kommandos auf den massiert folgenden mittleren Zug nieder, und im Augenblick ist der Führer nur noch von Sterbenden und Schwerverwundeten umgeben; er ruft — wie alle an den Erdboden gepreßt — nach dem Zugführer; der ist tot. Er ruft nach dem Burschen, der stöhnt schwerverwundet, die Melder — alle — schwerverwundet — zwei begleitende Korporale tot — der Sanitätsunteroffizier fällt beim Verbinden seines Feldwebelleutnants durch Bauchschuß — er brüllt wie zehn Mann und lockt das Feuer nur noch mehr nach der Stelle des Schreiens; nach einer halben Minute ist er still. Das mörderische Feuer, wie es in den vier Kriegsjahren nicht erlebt war, kommt aus fünfzig Meter Entfernung — — eben von jener abgehauenen Fichte her. Dort sitzt bereits der Engländer und — — eine eigene noch vor uns liegende Linie gibt es gar nicht mehr! Um ein Haar wäre — bei noch größerer Kaltblütigkeit des Tommy — die ganze Kompanie in seine Arme marschiert und gefangen oder aus Greifnähe niedergeschossen worden. Unerbittlich hämmern die zahlreichen englischen Lewisgewehre — vielleicht nur eine Minute lang! — aber welch eine Minute für die ohne Deckung im ebensten Gelände schutzlos Preisgegebenen! Der Führer — mit einem Schlage mutterseelenallein — löst sich aus dem Knäul Schwerverwundeter und Toter und weiß nichts Besseres zu tun als fürs erste noch ein paar Schritte mit Spaten und Pistole vorzukriechen und sich zunächst einmal flachliegend eine Mulde fürs Gesicht zu graben, die dann allmählich und mühselig für den ganzen Leib erweitert wird. Im Walde ist es still geworden; nur ab und zu noch hämmern die Lewisgewehre drüben an. Das Stöhnen der Sterbenden im mitternächtigen Walde ist grauenhaft; sie werden mit einem kargen: „Sei nur still, du stirbst ja bald!“ — getröstet, daß sie still sind, und bis sie ganz still geworden sind. — Die Unverletzten weiter hinten — plötzlich führerlos geworden — schaffen zunächst die Verwundeten wenigstens erst einmal bis zur Bataillonsreserve zurück, berichten von dem Geschehenen, überwinden ihren Alpdruck und — werden wieder nach vorn geschickt, wohin sie ja gehören. Und getreulich schleichen sie in den Wald zurück — oft auf dem Bauche kriechend — von den besten noch verbliebenen Korporalen zusammengehalten — so suchen und finden sie ihren mutterseelenallein dort eingegrabenen Führer und verlängern die Erdkule zu einem flachen Graben. Um Mitternacht ist fast zwei Drittel der Kompanie auf solche Art wieder beisammen, wird neu in Züge eingeteilt, die den besten Korporalen unterstellt werden, da alle drei Zugführer tot oder verwundet sind. In die Lücke

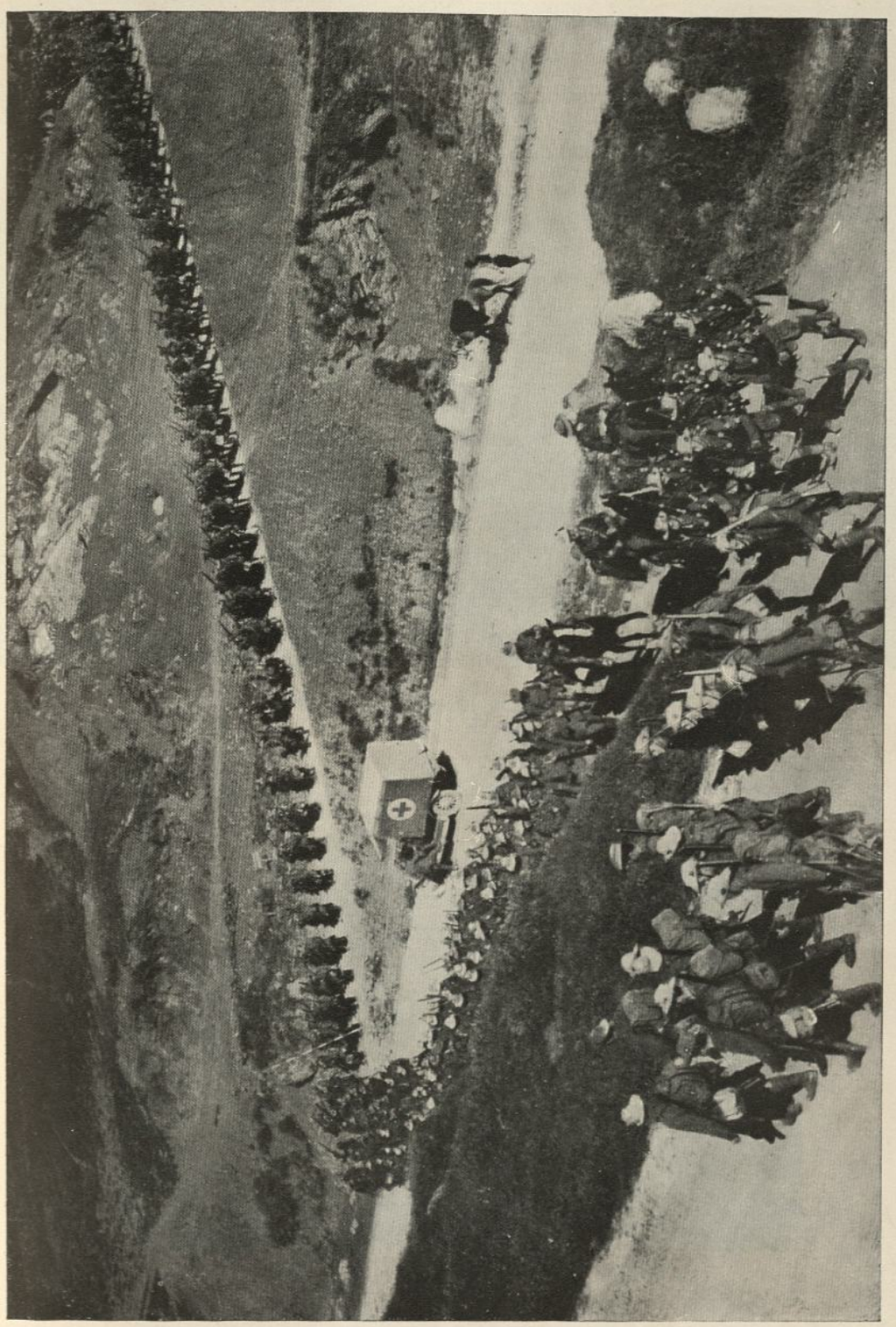
zur Linken aber wird ein Zug der Bataillonsreserve — wie erbeten — eingesetzt, und eine deutsche Linie liegt dem Tommy nun auf Handgranatenwurf gegenüber. Das erste Grauen ist überwunden. Ernste, ruhige, gefaßte, pflichttreue Männer liegen nun wieder zwischen dem Tommy und seinem Wunschtraume: Cambrai. Über deren Leiber muß er erst einmal hinweg, wenn er den Traum verwirklichen will.

Der Kompanieführer kriecht zur Nachbarkompanie zur Rechten hinüber. Das Bild ist dort das gleiche: Kompanie- und Zugführer verwundet oder tot; ein alter Feldwebelleutnant hat die Führung der verwaisten Kompanie übernommen. — Der Rest der Nacht wird fleißig ausgenutzt, den Graben zu vertiefen, um bei zunehmender Helligkeit und bei Tage der Sicht und dem Feuer des Tommy nicht gar so schutzlos ausgeliefert zu sein. Das Graben in gefrorene Erde ist mühsam, da es im Liegen, später im Knien vor sich gehen muß, um dem so nahen Gegner kein zu hohes Ziel zu bieten. Noch zu einem anderen ist das Graben von Nutzen: es hilft gegen die Kälte, die in diesem Jahre sehr frühzeitig mit Schneefällen eingesetzt hat. In der Morgendämmerung ist die erste Orientierung möglich: die Kompanie liegt auf einem schmalen Waldwege immer noch verhältnismäßig flach eingegraben — vor ihr und hinter ihr Gestrüpp und Unterholz — also gottlob ein natürliches, wenn auch nicht unüberwindliches Hindernis zwischen dem Feinde und ihr. Gesträuch muß das fehlende Drahtverhau ersetzen. Die drei schweren Maschinengewehre sind — flankierend am rechten und linken Flügel der Kompanie eingebaut; dazu besitzt jeder Zug ein leichtes Maschinengewehr, das zu beiden Seiten von Handgranatenwerfern gesichert ist.

Zur Linken in der Schlucht liegt ein bewegungsunfähig geschossener Tank, der aber noch vom Tommy besetzt und gehalten wird. Bei Tage legt sich ihm auf dem linken Flügel der Kompanie ein Vizefeldwebel, einer der besten Soldaten des Regiments, mit Gewehr und Zielfernrohr gegenüber und schießt die einzelnen Tommys, die den Tank verlassen wollen oder sich ihm nähern, mit präziser Sicherheit ab. Das Militärverdienstkreuz belohnt später den Unerschrockenen. Die beim Sturme auf den Bourlonwald links abgeschwenkte Kompanie hat sehr unter dem gutliegenden englischen Maschinengewehrfeuer zu leiden und gleichfalls alle ihre Führer verloren. Ihr letzter Offizier steht nachts am Waldrande plötzlich ein paar Gestalten gegenüber, ruft sie mit: „Halt, wer da?!“ — an und wird aus ein paar Meter Entfernung vor den Kopf geschossen und für tot liegen gelassen. Doch das Geschoß stammte aus einem englischen Armeerevolver und war bleigefüllt — zwölfmillimeterkalibrig; es hat sich am Stahlhelm plattgeschlagen und nur eine große Beule am Stahlhelm und am — Kopfe verursacht. Der „Tote“ erwacht beim Morgengrauen und kann von seinem Burschen zum Verbandsplatz geführt werden. Die Führung der

Kompanie hat der schneidigste Unteroffizier übernommen, und die älteren Kameraden fügen sich gern seiner Umsicht und Bravour. Auch diesen vortrefflichen Soldaten belohnt später eines der ganz wenigen Militärverdienstkreuze, die das Regiment im Laufe des Krieges erhält. Der Tag vergeht unter gelegentlichen Handgranatenwürfen, deren Zweck weniger ist, dem Gegner nun besonderen Schaden zuzufügen, als vielmehr sich Bewegung zu verschaffen und der bitteren Kälte zu erwehren. Denn es ist keine Kleinigkeit, in flachem Graben dreißig bis fünfzig Meter vom Feinde dazuliegen und sich nicht rühren zu dürfen. So gibt es denn auch immer wieder Unbeherrschte genug — auf beiden Seiten —, die sich Bewegung machen müssen, und die die eine barmherzige Kugel den tausend unbarmherzigen Stichen und Bissen der nagenden Kälte vorziehen. Not macht barmherzig, und so entsteht allmählich ein schweigendes Übereinkommen, hüben und drüben, auf vereinzelte vor Kälte herumtanzende Gestalten nicht gleich zu schießen, sondern stillschweigend eine gewisse Duldung zu üben und zu — erwarten. Und nur, wenn die Bewegungen gar zu heftig, gar zu zahlreich werden, funkt einmal ein Maschinengewehr dazwischen. So gibt es über Tag genügend Tote und Verwundete.

Auch diesen Tag endet eine Nacht. Mit ihr nimmt die Kälte zu und die Furcht zugleich vor feindlichen Überfällen. Die Kompanien im Walde entschließen sich, ihre Front um etwa weitere fünfzig Meter zurückzunehmen, um sich einmal bewegen zu können, um außer Handgranatenwurfweite zu ruhen. Die Feldküchen sind bis an den Waldrand herangeführt. Essenträger können also zurückschleichen und warmes Essen, Brot und den ersehnten Schnaps holen, mit dem sie nach Indianerart wieder nach vorn schleichen. Welche Genüsse auf Erden kommen diesem heißen Dörrgemüse — „Drahtverhau" genannt —, diesem trockenen Brote gleich, von dem Schnaps gar zu schweigen! Danach kann man vielleicht sogar schlafen im eingeschneiten Fuchsloch, in dem man zu dreien oder vieren liegt, wechselschichtig, immer wieder ein anderer mit den Beinen oben liegend und die Beine und Leiber seiner Kameraden vor der Kälte schützend. Die Nachtruhe der Kompanien wird von starken Feldwachen im vorderen Graben gesichert, und diese alte Stellung beziehen dann die Kompanien auch wieder in der Morgendämmerung. Die Nacht ist ruhig verlaufen. Und wieder kommt und vergeht ein Tag im Ausharren, im Warten, im Frieren, im Stilliegen, im gelegentlichen Sichluftmachen durch Handgranatenwürfe. Ab und zu kommt, vom entfernter liegenden Zuge entsendet, auf dem Bauche ein Mann angekrochen; der Zugführer will wissen, ob der Leutnant noch da ist. Ja, der ist da und in einen Roman vertieft, indes der Korporal an seiner Seite sich mit dem Tommy Handgranaten zuwirft, die aber alle vor dem Ziele landen. Der vom Zugführer Entsendete wird vom Leutnant angeherrscht, er solle ihn gefälligst in Ruhe lassen und nicht in der Nachmittagslektüre stören, und der Zugführer möchte ihn — — — (mit



Ein britisches Hochländer-Regiment auf dem Marsche nach der Front.

Auf der Vormarschstraße.

Kolonnen beim Durchfahren eines Flusses.

Deutsche Truppen auf dem Vormarsch.

Unter Feuer liegende Straße.

Deutsche Infanterie auf dem Durchmarsch durch Jagodina.

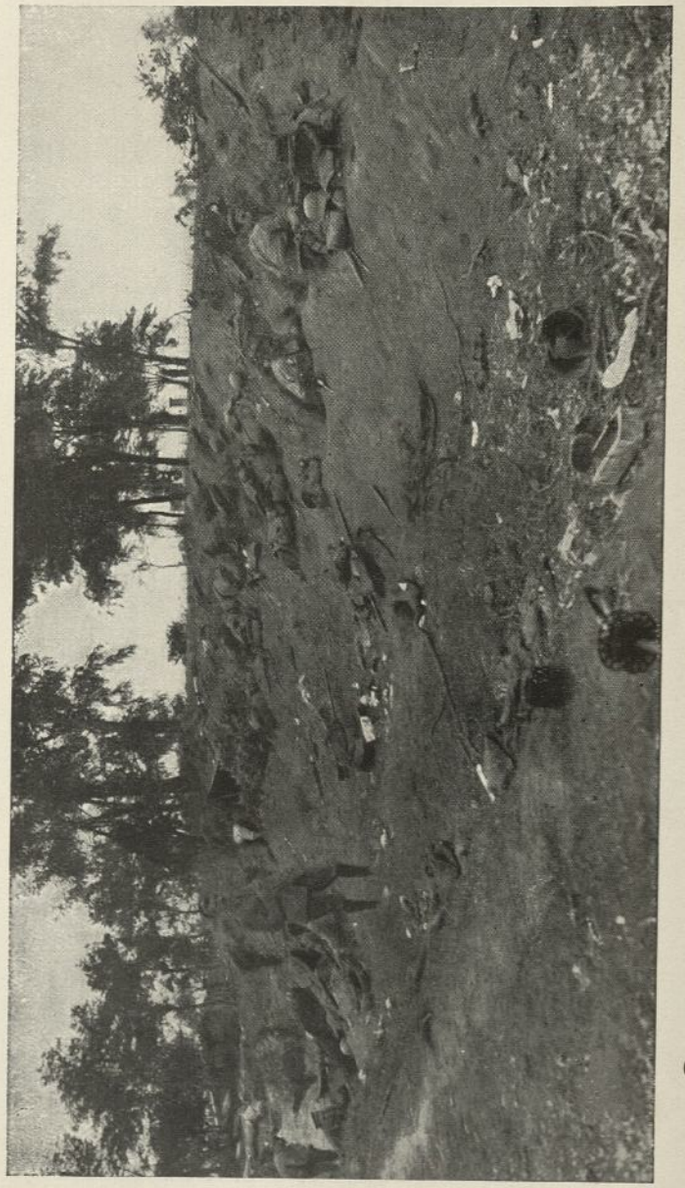
Auf der Straße Riga – Petersburg zusammengeschossene russische Kolonne.

Unterstand im Westen.

Rückwärtige deutsche Stellung.

Eine Schützengraben-Anlage hinter Czernowitz.

Besetzung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung.



Deutsche Truppen richten sich in einer eroberten Stellung zur Verteidigung ein.

einer Bewegung) — — — am Abend aufsuchen. Ganz beruhigt, ja beseligt kriecht der Melder zu seinem Zuge zurück, und bald weiß es die ganze Kompanie: die Lage ist vortrefflich und gar nicht gefährlich, der Leutnant liest ja Romane und wünscht nicht, gestört zu werden. Und doch kommt eine Störung: am Spätnachmittag kommt der Bataillonsmelder auf dem Bauche in die Stellung gekrochen und überbringt den Regimentsbefehl: um 9 Uhr abends Angriff; der Tommy muß völlig aus dem Walde geworfen werden — m u ß ist gut gesagt, wenn er doppelt so stark ist und alle zehn Meter ein Maschinengewehr stehen hat. Dem Leutnant entfährt es: „Wieder ein Befehl vom grünen Tisch aus!“ — und: Der Herr Kommandeur möchte doch selbst erst einmal nach vorn kommen, ehe er solche Befehle erließe — und er weiß doch, daß es an seinem Kommandeur nicht liegt, und er weiß auch, daß sein Kommandeur gar nicht der Mann ist, der sich etwa scheute, dieser Aufforderung, selber erst einmal nach vorn zu kommen, auch wirklich nachzukommen; aber wie soll er, wie soll die Front sich Luft machen! Zur Unterstützung seines so brüsk ablehnenden Verhaltens fährt der Kompanieführer einmal mit dem Stock — so wie zum Spiele — durch die Luft — und sogleich hämmern drüben die Maschinengewehre an. Er bittet, all dieses, diese ganze Lage dem Kommandeur darzulegen, damit von dem doch nur selbstmörderischen Angriff Abstand genommen wird. Er beendet seine Bitte mit dem humoristischen Versuche: wenn der Herr Kommandeur auf dem Angriff bestünde, so würde er, der Kompanieführer, allein die feindliche Stellung berennen, seine Leute ließe er aber nicht aus den Löchern heraus. Er sagt dies, weil er weiß, daß die Front sich diese Sprache gestatten darf, ohne daß es ihr nachgetragen wird — (im Gegenteil!) — er sagt es ferner in bewußter Rückerinnerung an das Wort zu Friedrich dem Großen bei Kolin: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ Der Melder versteht und entfernt sich schmunzelnd. Aber zwei Stunden später ist er wieder da. Die Einwände und Vorstellungen haben beim Regimentskommandeur genug bewirkt; der möchte schon neue blutige Verluste dem Regiment ersparen und vertraut auch der Darstellung seiner Frontoffiziere — und darf ihr auch vertrauen; aber die Brigade bestünde auf dem Angriff. Der Angriff ist auf Mitternacht verlegt. Punkt zwölf Uhr wird ein viertelstündiges Artilleriefeuer einsetzen und Punkt vierteleins der Infanteriesturm folgen. Wie weit entfernt von der Front muß wohl der grüne Tisch stehen, an dem dieser Angriff ersonnen worden, denkt das Frontschwein!

Artillerievorbereitung bei dreißig Meter vom Feinde ab, wo die einzige Chance, den weit überlegenen Gegner zu überwältigen, in der nächtlichen Überrumpelung lag. War vorher der Angriff blutig und wenig aussichtsvoll, so ist er nun unmöglich und nackter Selbstmord. Das Gehirn des Frontoffiziers beginnt zu arbeiten, und als eine halbe Stunde später die Führer der Nachbar-

kompanien — nicht minder betroffen — bei ihm an der Keilspitze der Stellung zusammenkommen, um den Angriff — diesen selbstmörderischen — zu besprechen, kann er ihnen als der dienst- und altersjüngste einen Plan unterbreiten, eines Odysseus würdig, nur daß die Spitze dieses Planes sich zunächst nicht gegen den Gegner drüben wendet, sondern gegen den Feind dahinten, der, von Sachkenntnis nicht getrübt, diesen Befehl ausgeheckt hat. Zunächst überrascht der junge Führer seine Kameraden durch die Frage, ob sie die zahlreichen Toten und Verwundeten des Tages bereits gemeldet hätten, und als dies verneint war, durch die Antwort: Das sei gut und vortrefflich. Dann teilt er den absonderlichsten Angriffsplan mit, der zunächst nichts anderes war als eine ungeheuerliche Umgehung des ergangenen Befehls, den es irgendwie auszuführen, zugleich aber unschädlich zu machen gilt. (Diese Befehlsumgehung wirkte sich dann aber beim Gegner als eine Kriegslist aus, wie sie seltsamer in der Geschichte des Krieges nicht berichtet ist.) Nach Erledigung einzelner Einwände entfernen sich die anderen Kompanieführer schmunzelnd, die Parolen an die Unterführer werden ausgegeben, und selten sah ein bevorstehender Angriff noch fröhlichere, aufgeräumtere Gesichter als dieser. Punkt Mitternacht setzt das deutsche Artilleriefeuer ein, das sich gottlob mit irgendeiner Reservestellung beschäftigt, der Tommy fährt aus seinem Schlummer hoch, und Leuchtkugel über Leuchtkugel sucht die Ursache dieser mitternächtigen Beschießung zu erkunden. Als aber die Viertelstunde um ist und die letzte vorgeschriebene Granate verschossen, begibt sich das Seltsame: aus den deutschen Gewehren und Maschinengewehren geht ein mörderisches Feuer auf die englische Linie, Handgranaten fliegen hinüber, herüber, und aus hundert und aberhundert Kehlen bricht ein heiseres, ein heiteres Hurra! — und — — alles bleibt in seinen Löchern! Immer verzweifelter feuern drüben die Lewisgewehre, immer angstvoller steigen die Leuchtkugeln hoch: was doch will dieser Teufelsspuk bedeuten?! Nach zwanzig Minuten, die denen drüben eine Ewigkeit erschienen sein mochten, verstummt Feuer und Gebrüll — es wird seltsam still im Walde nach diesem Mitternachtsspuk. Der Führer aber meldet schmunzelnd, daß der Angriff abgeschlagen sei, sowie die Verluste der Kompanie an Toten und Verwundeten, die — am T a g e zahlreich entstanden und noch nicht gemeldet waren.

Nach derselben „Schlüsselzahl" meldeten auch die Nachbarkompanien — und Nacht und Schlummer senkte sich auf Freund und Feind. Doch es geschehen noch Zeichen und Wunder. Beim Morgengrauen meldet ein Posten der Feldwache dem Leutnant, daß es drüben sehr lebhaft zugegangen, nun aber herrsche ein doppelt verdächtiges Schweigen. Der Führer folgt in den vordersten Graben und wirft dem Tommy eine Handgranate zum Morgengruß hinüber, die drüben detoniert — dann Schweigen. Eine zweite Handgranate folgt — und wieder Schweigen. An der Spitze einer mit

Handgranaten und Pistolen bewehrten und bewährten Sturmgruppe kriecht der Leutnant sodann bis auf zwanzig Meter an den englischen Graben hinan, eine Salve Handgranaten taucht unter, ein letzter verwegener Sprung bringt die Sturmgruppe mit ihrem Führer in die feindliche Stellung — — der Graben ist leer! Völlig verstört und wahrhaft Gespenster sehend nach dem gespenstigen Nachtangriff, hat der Tommy die Stellung Hals über Kopf geräumt; das beweist das grausige Heer von toten Schotten, das dort zu Haufen liegt. Allein drei tote Offiziere, darunter ein Major, werden vor dem Kompanieabschnitt gezählt.

So hatte der Scheinangriff gewirkt — so sich ungeahnt ausgewirkt. Sofort wird die Kompanie in die englische Stellung eingesetzt, die weit wohnlicher ist als die bisherigen Fuchslöcher, die Nachbarkompanien benachrichtigt, dem Beispiele zu folgen, eine Patrouille vorgestoßen, um festzustellen, wo der Tommy sich wieder festgesetzt habe, die nach einer halben Stunde zurückkehrt und meldet, daß sie erst vom jenseitigen Waldrande Feuer erhalten habe. Inzwischen werden die Schwerverwundeten verbunden, es sind meist blutjunge Schottenbürschchen, denen die Sieger großmütig, nein mitleidig ihre letzten Zigaretten geben. Einem älteren kampfgegerbten Tommy — einem neuzeitlichen Skalpjäger — werden dagegen neun Eiserne Kreuze erster Klasse aus der Tasche gezogen! Dann wurde nach hinten gemeldet, daß der Tommy unter dem Eindruck unseres Nachtangriffes die Stellung Hals über Kopf geräumt habe unter Zurücklassung zahlreicher Toter und Verwundeter. Die Brigade konnte also — über Verdienst! — zufrieden sein, und am frühen Vormittage kam denn auch der Bataillonskommandeur die „eroberte" Stellung besichtigen. — Die Front durfte viel wagen — in Wort und Tat, und so durfte der junge Kompanieführer bei passender Gelegenheit seinem Kommandeur den wahren Sachverhalt erzählen, was ihm nur ein schmunzelndes Drohen eintrug. — Der mit diesem so unerwartet glücklichen Morgen anhebende Tag verlief denn auch naturgemäß erträglicher als die vorausgegangenen. Zwar die Kälte hielt an, und ab und zu verirrte sich nun auch eine Granate in den sonst bisher von Artilleriefeuer recht verschonten Wald und schlug in bedenklicher Nähe ein, denn wir saßen ja nun im englischen Graben, was der Tommy wohl erwarten konnte, und den hatte seine Artillerie ja genau auf ihren Karten eingezeichnet. Aber was wollten diese kleinen Übelstände dem gegenüber bedeuten, daß man sich — seit Tagen und Nächten zum ersten Male wieder bewegen konnte — dazu im November im eingeschneiten Walde! Die Stimmung der Truppe hob sich, und die Führer forderten als wichtigstes nur immer Schnaps an, Schnaps, den besten Freund und Kältetöter. Auch der kommende Tag verlief ruhig; am frühen Abend jedoch setzte nach kurzer aber heftiger Artilleriebeschießung ein plötzlicher Angriff englischer Garderegimenter ein, der aber von der preußischen Gardedivision restlos zurückgewiesen wurde. Wo es dem Tommy gelang, in die Stellung der Pommern

einzudringen und dort Fuß zu fassen, da wurde er auch mit Handgranaten und Bajonett wieder vertrieben. Es war nur eine kurze energische Kraftprobe des gewaltigen Gegners gewesen, dessen waren wir uns alle wohl bewußt — und auch, daß es nur ein Auftakt und Vorspiel gewesen. Es hieß nun also, doppelt wachsam sein. Die Bataillonsreserve wurde zurückgestaffelt in die Lücke zwischen dem linken Waldrande und der in die Schlucht links vom Walde beim ersten Vorgehen abgeschwenkten Kompanie eingesetzt. Nun mochte der Tommy kommen! — und er kam denn auch — — und machte alle Vorsichtsmaßnahmen zuschanden! In der Morgenfrühe wurde der Kompanieführer durch einen plötzlichen ungemein heftigen Feuerüberfall der leichten englischen Batterien aus dem Schlafe geweckt. Zuerst drehte er sich noch, verärgert über diese lächerliche, gar nicht ernst zu nehmende Störung, auf die andere Seite. Doch allmählich wurde das Heulen der Schrapnells wirklich eklig, und hörte er da nicht auch Gewehrgeknatter?! Plötzlich ganz wach, sprang er auf, aus dem Loche heraus und eilte die zwanzig Meter vor zu seiner Kompanie und — — traute seinen Augen nicht: die Kompanie lag, ohne daß ihn in augenblicklicher Kopflosigkeit ein Mensch benachrichtigt hatte, bereits in heftigstem Feuerkampfe — aus dem Waldrande aber kamen mit unheimlicher Langsamkeit, Stetigkeit und Unbeirrbarkeit — Gestalt gewordenes Schicksal und Verhängnis — vier stählerne Ungeheuer auf die Kompanie angewalzt: T a n k s ! ! ! Der Führer — seine Toilette vervollständigend, seinen Rock zuknöpfend, nach Helm, Stock, Pistolengurt rufend, brüllte seine Befehle in die Kompanie hinein. In einer, zwei Minuten wurde alles umgruppiert, denn die Größe des Desasters stellte sich ja nun erst heraus. Der Führer der ganz links eingesetzten Reservekompanie kam atemlos angestürzt und berichtete, daß der Tommy bei der Nachbardivision links beim Morgengrauen durchgebrochen und nun der gesamte hintere Waldrand — im Rücken des Regiments! — von englischen Schützenlinien besetzt sei. Dies wurde alles atemlos stehend vorgebracht, der Kompanieführer nahm es fast nur unterbewußt auf, denn sein Bewußtsein war auf die näher und immer näher sich gewissermaßen heranwindenden Tanks gerichtet und — während sein Kamerad berichtete, brüllte er: „Nur Stahlmunition gegen Tanks! — tief — in den Motor halten!“ — Der Kamerad berichtete weiter: wie er vor Minuten — gleichfalls aus dem Schlafe geweckt sei — durch einen Tommy, der ihm auf die Schulter geklopft und ihm Armbanduhr und E. K. I abverlangt habe. Er sei dann gefangen abgeführt, habe aber den ihn nach hinten führenden Tommy mit einem Gewehre — einem toten Deutschen entrissen — über den Haufen schießen können, bevor der Tommy zum Schuß gelangt sei. Nun sei er hierher geflüchtet, seine Kompanie aber restlos gefangen. Der junge Kompanieführer sah sich nun also nach diesem Berichte vor folgender Situation. Im Rücken saß der Tommy in Schützenlinie, links gähnte eine große Lücke, da die Anschlußkompanie gefangen und der Durchbruch ja auch links erfolgt war, von

halblinks vorn wagte der Tommy schon in Gruppenkolonne anzumarschieren, von vorn aber aus dem Waldrande rückte er mit seinen Elefanten vor. Anschluß und Anlehnung gab es also nur noch nach rechts. Wieder überbrüllten die Kommandos das Feuer: die Kompanie bildete einen Igel — nach vorn die schweren Maschinengewehre und die Handgranatenwerfer zur Abwehr der Tanks, die aus Maschinengewehren und Revolverkanonen im Vorrücken dauernd die Unsern unter Feuer hielten; aber wer nahm davon Notiz in diesem atemlos spannenden Großkampfe — wer dachte noch an Deckung?! — Gegen die anrückenden Kolonnen halblinks wurden die leichten Maschinengewehre geworfen, der Rest der Kompanie aber lag mit der Front auf den im Rücken harrenden Gegner gerichtet. So vergingen Minuten, die eiserne Nerven, kälteste Beurteilung der Sachlage und rasende Entschlußfähigkeit verlangten. Ein Tank wurde in den Motor getroffen und blieb bewegungsunfähig liegen und richtete nur noch um so wütender sein Maschinengewehr- und leichtes Artilleriefeuer auf die Pommern; auch einen den Kampf leitenden englischen Flieger gelang es in dieser Situation noch mit unsern schweren Maschinengewehren abzuschießen; er blieb in den Baumkronen hängen. Als dem Führer aber nur noch wenige Gruppen verblieben waren, und der Engländer mit starken Reserven und seinen Tanks immer erneut gegen die Stellung drückte und vorstieß, befahl er den Rückzug der Kompanie, die er in Gruppen geteilt und den verwegensten Korporalen unterstellt hatte, da ja eine Bewegung im Walde bei der starken Durchsetzung mit Unterholz und im Feuer zudem nur gruppenweise geschehen konnte. Nur der Gruppe, bei der sich der Kompanieführer selber befand, gelang es, bei der im Rücken liegenden englischen Schützenlinie durchzubrechen. Auf den Knien und Ellenbogen flach über das Gelände kriechend, wie sie's auf dem Exerzierplatze gelernt, gelang es den acht Mann, zwischen zwei englischen Maschinengewehren, die immer flach über sie hinwegfeuerten, durchzukriechen.

In einem mit Schnee und Eis angefüllten Bächlein konnten sie nachher schon gebückt laufen — und die paar Schrapnells und Granaten, die der Tommy ihnen wutentbrannt nachsandte, schreckten sie nun auch nicht mehr sehr. Mit hundertundfünf Mann war der Kompanieführer in den Wald marschiert, mit sieben Mann kehrte er — eine Woche später zurück. — Große Freude an dem zunächst wiedergewonnenen Bourlon-Walde sollte der Tommy aber nicht haben. Der Wald wurde von der deutschen Artillerie vergast, und ein großzügiger Angriff und Gegenstoß warf den Tommy bis auf seine Ausgangsstellung, die er vor der Tankschlacht von Cambrai innegehabt hatte, wieder zurück. Die Deutschen aber hielten wieder restlos ihre ursprüngliche Siegfriedstellung. Auch diese große Schlacht, mit unglaublichem Materialeinsatz eingeleitet und diesmal auch durchaus nicht stupide, sondern genial und einfallreich durchgeführt, ging also für unsere gewaltigen Gegner verloren, nachdem der deutsche Soldat dem Gespenste des

Tanks erst einmal fest ins Auge geblickt und erkannt hatte, daß auch diese Fabelwesen verwundbar waren. Dieser Sieg über die überlegene Materie des Gegners war ein gewaltiger moralischer Sieg vor allem; er erhöhte das Selbstvertrauen des deutschen Soldaten, das ja ein Vierteljahr später der allergrößten Probe und Belastung ausgesetzt werden sollte: der großen Offensive, von der ja schon seit Monaten gefabelt wurde, und die in das tägliche Einerlei des Soldaten und Führers ihre durchaus wahrnehmbaren Schatten warf. Was hatte der Soldat noch zu fürchten: Tod und Verwundung? — Die kannte er zur Übergenüge. — Trommelfeuer? — Schlimmer als Somme oder Flandern konnte es nicht werden! — Tanks? — Auch die waren also besiegbar! — Mochte es denn losgehen!

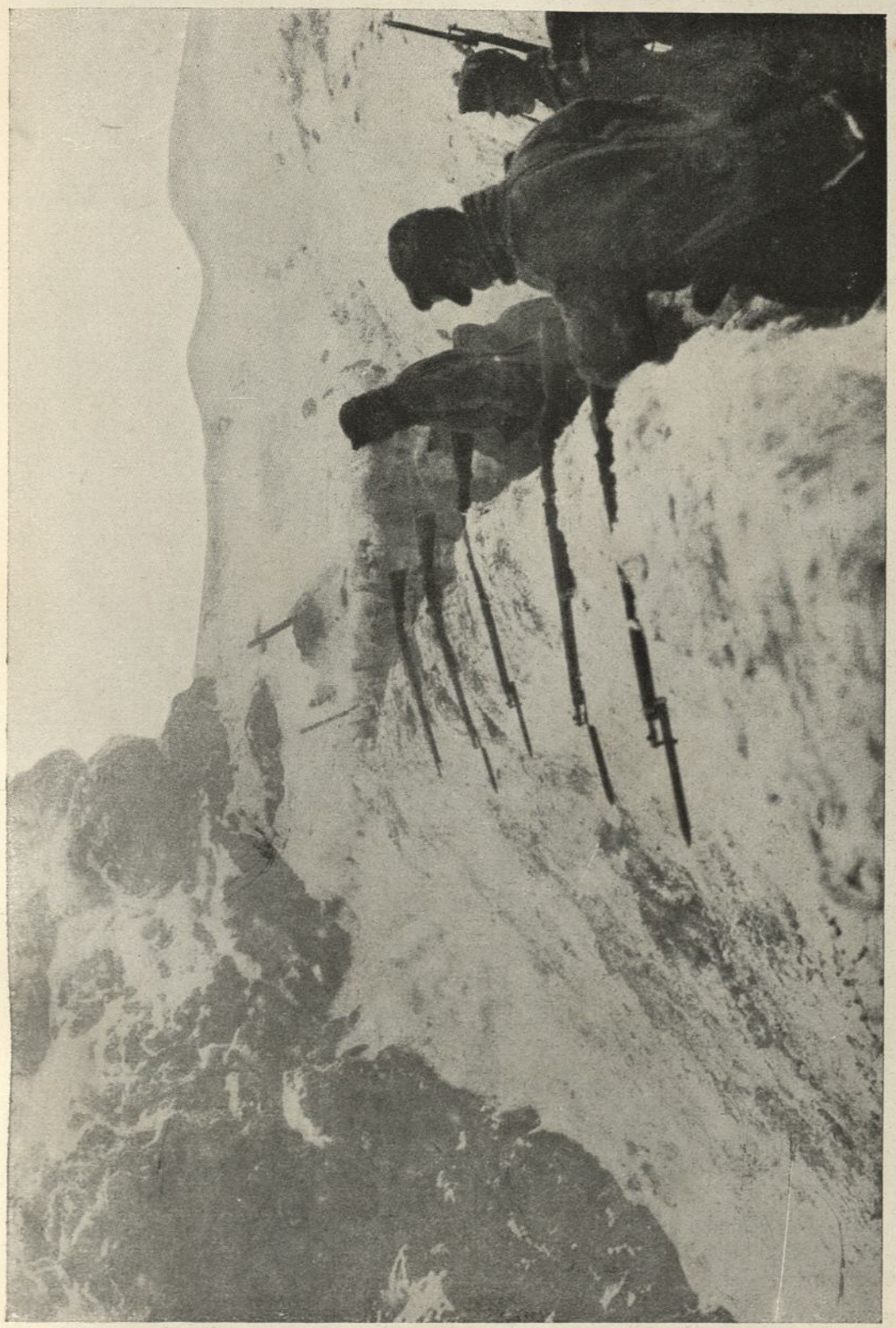
Offensive

Von Friedrich Bethge

Zwei Tage vor Beginn der großen Offensive lagen wir in einem Vorstädtchen von Cambrai. Für den Abend gab es großen Cambrai-Urlaub — für Offiziere und Mannschaften. Von den Offizieren des Bataillons blieben nur der Adjutant, ein Oberlehrer und ich freiwillig im Quartier zurück. Der Zufall wollte es — falls der Soldat an einen Zufall glaubt —, daß wir selben drei zwölf Tage später, als das Regiment aus der vordersten Linie abgelöst wurde, die einzigen noch unverwundet lebenden Offiziere des Bataillons waren. Allein sieben tote Leutnants hatte das Bataillon in diesen Tagen — darunter sämtliche Kompanieführer; unter den Verwundeten auch den Bataillonskommandeur. Da sieht dann dem rückblickenden Auge der Zufall verdammt schicksalsmäßig aus.

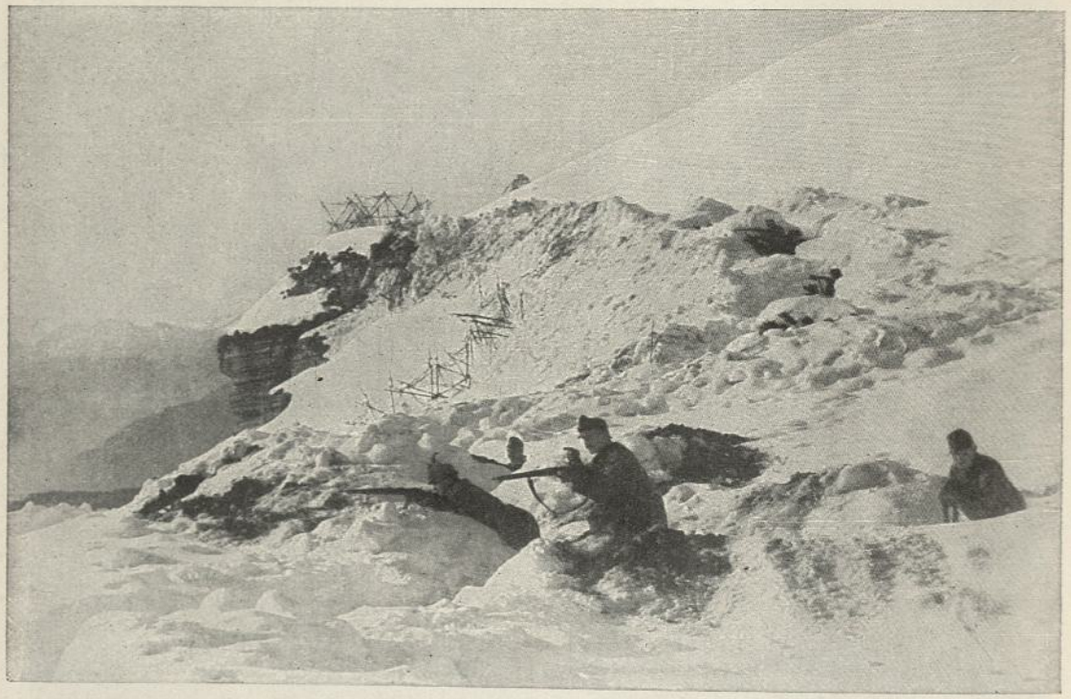
Den ersten Tag der großen Offensive durfte ich als Jungverheirateter und viermal Verwundeter bei der Führerreserve in vorderster Linie verbringen. Der bei großen Angriffsschlachten beobachtete starke Führerausfall hatte die Oberste Heeresleitung zu dieser klugen Maßnahme der Bildung von Führerreserven bewogen. Aus jedem Bataillon wurden ein bis zwei Offiziere, und aus jeder Kompanie etwa drei Unteroffiziere bzw. Gefreite herangezogen und im Reservegraben zurückbehalten, wo sie dem Regimentskommandeur jederzeit zur Verfügung standen für die Kompanien, in denen sich der Ausfall von Führern oder Unterführern durch Tod oder Verwundung besonders empfindlich bemerkbar gemacht hatte. Diese überaus weise Maßnahme bewährte sich denn auch in diesen Tagen aufs beste. Eher könnte man urteilen, daß die Stärke der Führerreserven noch größer hätte sein können, die Zahl der jeweils vorn befindlichen Führer noch sparsamer. So wie es war, wurde ich bereits am Morgen des zweiten Angriffstages vorn benötigt, da die so noch immer vorn viel zu zahlreichen Führer fast alle durch Tod oder Verwundung ausgeschieden waren. Am dritten Kampftage hatte auf diese Weise das Bataillon vorn, außer mir, nur noch einen Kampfoffizier; bei nicht existierender Führerreserve hätte es vermutlich keinen mehr

gehabt, bei verstärkter Reserve dagegen mehr. Der Umstand sollte künftig noch mehr bedacht werden. — Um sieben Uhr morgens, am 21. März 1918, brach wie körniger Hagel das Ungewitter unserer unerhört massierten Artillerien aller Kaliber auf den Tommy los. Die leichte Feldartillerie hatte gar ihre Geschütze in den Nächten vor Offensivbeginn — vom Feinde unbemerkt — vor der vordersten Infanterielinie eingebaut und legte nun mit den ferner wirkenden Batterien gemeinsam eine langsam vorwärtskriechende Feuerwalze auf die englischen Linien und Artilleriestellungen, eine Feuerwalze, hinter der dann die Infanterie fast sicher wie hinter einer Stahlwand vorrücken konnte, ohne daß von englischer Seite zunächst auch nur ein Schuß fiel. Denn die paar Geschütze, die paar Maschinengewehre, die da noch wagen wollten, ihre Stimmen zu erheben, waren im Augenblick zermalmt. Ein paar bedrohliche Minuten entstanden für die Angreifer, als der Wind sich drehte und die Gasschwaden auf die deutsche Stellung zurücktrieb und uns, wie auch besonders die feuernden Artillerien, bedrohte, so daß ich dreißigmal hintereinander niesen und wir alle die Gasmasken aufsetzen mußten. Doch der Schlachtengott war uns diesmal — noch! — hold und wendete den Wind wieder feindzu. Mit noch größerem Rechte als die alten Römer können wir im heutigen Gaskriege die Schlachtorte benevent oder malevent — je nach dem günstigen oder ungünstigen Winde benennen. Diesmal war benevent, und das Schicksal lächelt uns noch einmal. Der Infanterieangriff ging erwartungsgemäß vonstatten. Der Vorstoß glückte mühelos und kilometertief. Als aber am Abend die sehr starke zweite Verteidigungsstellung des Tommy erreicht war, stockte er bedenklich. Entfernter stehende englische Batterien legten ihren Riegel vor die Stellung, aus der die zahlreichen Lewisgewehre unter den Unseren aufzuräumen begannen. Hier auch erst — vor der zweiten Reservestellung des Tommy — am Abend der so glücklich begonnenen Riesenschlacht entstanden die ersten, aber dafür auch gleich sehr schweren Verluste. Hier fielen vor allem — bei dem Bestreben, die allmählich ermüdende Truppe anzufeuern und zu neuem Sturm vorwärts zu bewegen, erschreckend viele Führer. Ein Mangel machte sich nun empfindlich bemerkbar — es war — wie immer! — wieder einmal ein Materialmangel. Die Angreifer, die sich bis auf hundert Meter an die englische Linie herangearbeitet hatten und hier durch die Stahlwand des englischen Sperrfeuers und den Hagel des englischen Maschinengewehrfeuers am noch weiteren Vorgehen verhindert waren, also zum Stilliegen sich verurteilt sahen, wurden nun vom Tommy mit Gewehrgranaten aus der Reservestellung heraus beschossen, ohne auch nur die geringste Gegenmaßnahme treffen zu können, da zum Handgranatenwurf die Entfernung noch um mehr als das Doppelte zu groß war, wir über Gewehrgranaten aber nicht verfügten. Die Gewehrgranaten wüteten in den Reihen der tapferen Angreifer, und nur einzelnen Teilen glückte der rettende Vor- und Einbruch in die feindliche Stellung. — Am Morgen des



Bergstellung.

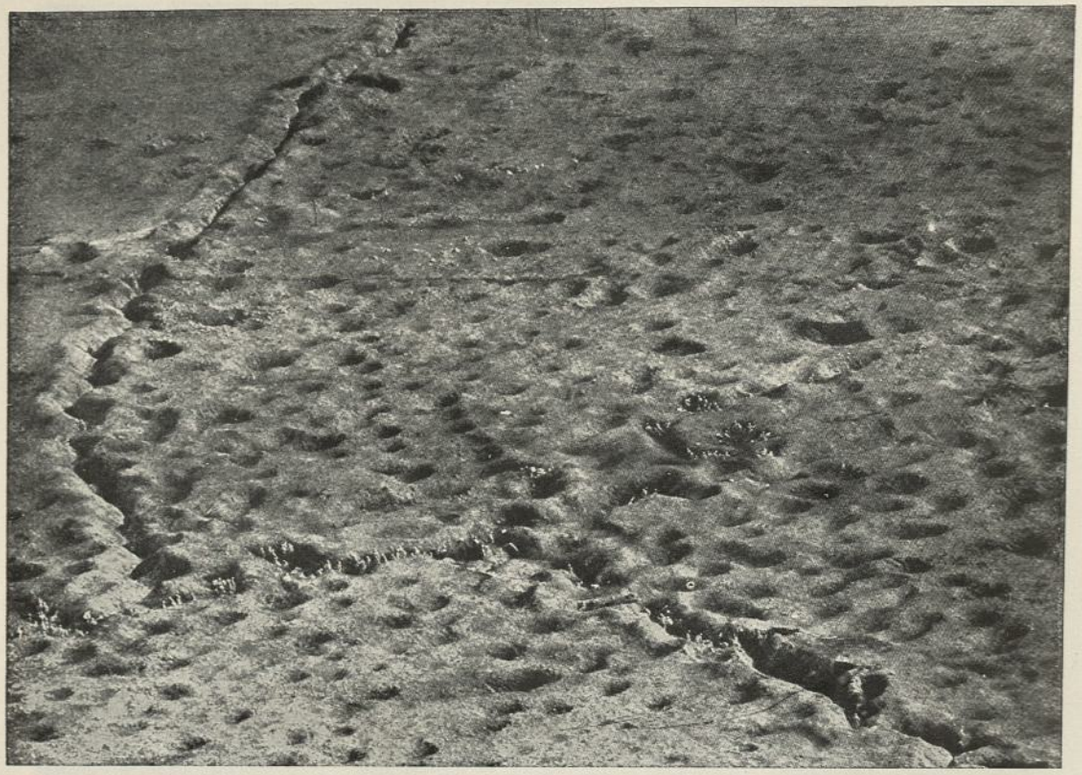
Schützengraben südlich Laon.



Feldwache in einer schwer erkämpften Stellung in den Karpathen.

Italienische Alpenjäger bei einem Aufstieg in der Adamellogruppe.

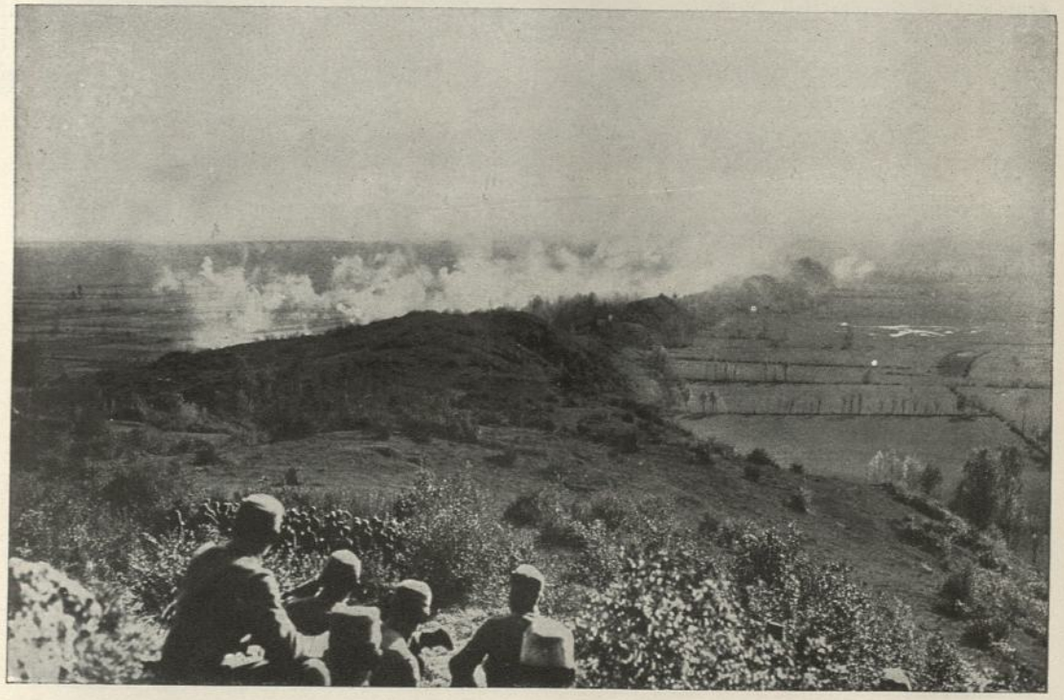
Das Trommelfeuer, im Vordergrund französische Sturmtruppen.



Vorgehende französische Infanterie in einem von Granaten zerwühlten Gelände.

Die Reste von Paschendaele.

Zerschossene Batterie in der Nähe von Douaumont.



Sperrfeuer in Venezien.

Sperrfeuer auf Höhe 304.

zweiten Kampftages werde ich mit meinen Unteroffizieren nach vorn beordert. Der durch den besonders hohen Offiziersverlust recht gebrochene Regimentskommandeur heißt mich die Zähne zusammenbeißen und nach vorn gehen. Der Bataillonskommandeur, bei dem ich mich melden will, ist soeben verwundet. Als ich mich bei seinem Vertreter melde und wir gerade darüber beraten, wie das Nachvorngelangen zur vordersten Linie am hellichten Tage unter den Augen des Gegners am besten zu bewerkstelligen sei, trifft ein neuer Schlag das Regiment und enthebt uns der Beantwortung der eben besprochenen Frage. Der Führerausfall hat ja nicht allein die Infanterie stark betroffen; was sich jetzt plötzlich in so grauenhafter Weise zeigt, ist der Ausfall der Artilleriebeobachter. Das Feuer kann so nicht mehr von vorn gelenkt werden, sondern nur noch von den Batterien selber — gewissermaßen „à la carte"! Und so müssen wir denn mit eigenen Augen vom Bataillonsgefechtsstand auf der Höhe aus sehen, wie die Granaten der eigenen schweren Artillerie — zumal überkreuzend die der Nachbardivision — in die eigenen Reihen einschlagen. Vergeblich rasseln die Telephone — verzweifelt laufen Melder und Offiziere zu den Artilleriestäben — die deutsche Feuerwalze bleibt auf der deutschen Stellung liegen, die Artilleriestäbe schütteln nur ungläubig die Köpfe: es sei das englische Feuer, das auf der deutschen Linie liege! — bis das Verhängnis da ist. Die vorderste Kampflinie nach einem Tage grandiosen Vorstürmens kurz vor dem Ziele: der zweiten englischen Hauptstellung, durch Gewehrgranaten gemetzelt, hält diesem zweiten furchtbaren Schlage, von der eigenen Artillerie zerstampft zu werden, moralisch nicht mehr stand und weicht am hellichten Tage über ebenes Feld unter den Augen des nahen Feindes, der in den Reihen der Zurückweichenden mit Schrapnells und Maschinengewehren wütet. So langen die teils völlig Verstörten, teils Rasenden, die die Artilleristen lynchen wollen, auf der Höhe des Bataillonsgefechtsstandes an. Wir — das heißt: das wenige, was noch an Führern und besonnenen Unterführern vorhanden ist — stellen uns mit vorgehaltener Pistole oder erhobenem Gewehr entgegen und bringen durch brüllende Zurufe im englischen Schrapnellfeuer die Rasenden zur Besinnung und zum Stillstand. Es ist Mittag geworden. Die erschöpfte, führerlose Truppe sucht in Fuchslöchern, Grabenstücken und Hohlwegen Deckung und erlangt ihre Fassung, ihr altes Gleichgewicht wieder, zumal die englische Artillerie bei der noch immer gewaltigen Überlegenheit unserer Batterien bald wieder schweigsamer geworden. Am Spätnachmittage werden von den neuen und den wenigen verbliebenen alten Führern die Kompanien wieder nach vorn geführt. Der Abend und die Nacht verlaufen glimpflich, und am nächsten Vormittage — dem dritten Kampftage — ist die Truppe soweit wieder sie selber, daß die Einnahme der englischen Reservestellungen glückt; Beaumetz und Lebucquière fallen in unsere Hände, und mit fünfundzwanzig Mann — aus den verschiedensten Regimentern zusammen-

gewürfelt — glückt mir die Erstürmung des Parkes von Vélu, wobei drei Geschütze und ungeheuere Mengen von Lebensmitteln in unsere Hände fallen und zunächst einmal für die Kampftruppe beschlagnahmt werden. Datteln, Feigen, Apfelsinen, eine Lore voll Schokolade, eine Feldküche mit noch heißem Gulasch und große Mengen Alkohols werden erbeutet. Ich muß mich mit der Pistole vor die Lebensmittelzelte stellen, um die Ausgehungerten zum Weitervorgehen zu bewegen. Es werden Leute in aller Eile bestimmt, die möglichst große Mengen der Lebensmittel der weiter vorgehenden Truppe nachzuschaffen haben. Die riesigen Alkoholbuddeln muß ich dagegen zu meinem eigenen Leidwesen entzweischießen, um der drohenden Demoralisierung vorzubeugen. In solchen Augenblicken tut der Truppe der Führer fast noch mehr not als beim Angriff selber. Wir werfen uns dreihundert Meter jenseits des Parkes von Vélu in Granattrichter — von der englischen Feldartillerie unangenehm beschossen. Große Mengen der erbeuteten Lebensmittel werden uns von den hierzu ernannten Leuten nachgebracht — Alkohol meiner strengen Anweisung gemäß nur in geringen Mengen —, und so können wir uns von den Strapazen des Vormittages ein wenig erholen. Ich zeichne unsere Stellung ein und schicke die Meldung an den Regimentsstab, die ihn aber niemals erreicht hat, da der Melder unterwegs vermutlich gefallen oder verwundet ist. Der Zufall will es, daß ein besonders großer Hasenfuß, der — obwohl zu einer anderen Kompanie gehörig — sich bereits vor einem Vierteljahr im Bourlonwalde liebevoll mir angeschlossen hatte und durch nichts zu bewegen war, von meiner Seite zu weichen, daß der sich auch heute meinem Vormarsche an Beaumetz und Lebucquière vorbei durch den Park von Vélu anschließt und nicht zu bewegen ist, mit einem Kameraden zusammen ein paar englische Gefangene nach hinten zu bringen. Aus übergroßer Furcht ist er — wie damals! — immer ganz vorn und folgt mir wie ein Schatten und begleitet unsern Vormarsch mit ununterbrochenem lauten Beten — ohne daß auch nur ein Kamerad mit der Wimper zuckte. Schlägt eine Granate besonders nahe ein, so betet er besonders laut. Und da ist keiner unter diesen harten Soldaten, der auch nur lächelte darüber. Nun liegen wir in unsern Trichtern und verzehren die ungewohnten Leckerbissen. Nun macht sich der Führerausfall der Artillerie und der Mangel an Fliegern in höchst grotesker — diesmal aber gottlob nicht tragisch endender Weise geltend: Mittags haben wir den Park von Vélu genommen und unsere jetzige Trichterstellung dreihundert Meter feindwärts des Parkes eingenommen. Bis nachmittags um sechs Uhr schießt unsere Artillerie wütend in den Park von Vélu hinein. Da nutzt kein Leuchtkugelhochschießen — das wird nur vom Feinde bemerkt und mit Granaten beantwortet. Noch weitere Melder nach hinten zu schicken, wage ich nicht, da wir nur noch zwei Dutzend Mann sind — die berühmten Männer, die sich zwischen zwei Feuer gesetzt haben. Ein noch weiteres Vorgehen wäre möglich, aber gefahrvoll, da wir schon

so wie ein Keil aus unserer Stellung herausragen und weder rechts noch links Anschluß mehr haben. Es heißt also, stille liegen — wie so oft! — und die Entwicklung der Dinge abwarten. Seit ein Uhr mittags liegen unsere Fliegertücher ausgebreitet; um sechs Uhr erscheint der erste deutsche Flieger! — ich schieße meine letzte Leuchtkugel hoch, und endlich verstummt das eigene Artilleriefeuer in unserm Rücken. Abends zieht der Regimentsstab in den Park von Vélu ein, wir werden gleichfalls zurückgeholt, und alles delektiert sich an den „Kost"barkeiten. Als aber der Tommy dahinter gekommen ist und den Wald mit schweren Granaten zu belegen beginnt, wird die Truppe aus dem Park herausgenommen und weiter rückwärts in die englische Stellung bei Lebucquière zur Nacht gelegt. — Am Morgen werden wir Zeugen eines erschütternden Bildes. Die Kompanie besitzt zwei Unteroffiziere, die zu den besten gehören und — — Zwillingsbrüder sind. Seit Jahren gehören sie der Kompanie an und haben ungezählte Gefechte mitgemacht, ungezählte Male dem Tod ins Auge gesehen — immer jeder darauf achtend, daß er im Verlaufe des Gefechtes den Zwillingsbruder nicht aus den Augen verlor. Dieses Mal brachte der Führermangel es mit sich, daß die Brüder sich trennen mußten — der eine folgte mir, der andere einem Offizierstellvertreter der Kompanie. Es war die erste Trennung, es war auch die letzte und endgültige. Ich verlor im Vorgehen meinen tapferen Korporal aus den Augen. Erst als abends sich die Kompanien im Parke von Vélu sammelten, stellte sich sein Fehlen heraus. Der Zwillingsbruder hatte indes während des ganzen Tages dem Offizierstellvertreter geklagt, wie sehr ihn die Trennung von seinem Bruder bedrücke. Im Morgengrauen hatte er sich nun, während die Kompanie noch im Schlafe lag, allein auf den Weg gemacht, den ich am Tage zuvor zurückgelegt und ihm beschrieben hatte. Und nun, als wir erwacht, sahen wir ihn von fern schon angewankt kommen, den toten Bruder mit sich schleifend. Die härtesten Soldaten wandten sich vor diesem Bilde des Erbarmens zur Seite. Eine „Zufalls"-kugel hatte das Herz durchbohrt — das Auge war nach oben gedreht — der bekannte Blick derer, die durch Herzschuß gefallen. Aus besonderer Vorsicht hatte der junge Unteroffizier das weithin leuchtende E. K. I während der Schlacht vom Rock abgelöst, und mitten durch den Fleck, auf dem es sonst gesessen, war unbarmherzig die Kugel gedrungen.

Am 24. und 25. März marschieren die Kompanien nach Bapaume. Der Bapaume-Riegel ist endlich gefallen. Über Bapaume selber kreist geradezu ein Heer englischer Bombenflieger, so daß der Aufenthalt im Orte nur in den katakombentiefen Kellern möglich ist. Am Morgen des 26. März werden die Kompanien auf Achiet le petit bis Bucquoy zum Sturme angesetzt. Meine Kompanie bildet den rechten Flügel der Division. Anschließend an mich soll eine bayerische Division auf Bucqoy zu angreifen. Doch so weit auch im ebenen Gelände das Auge blickt, von den Bayern ist nichts zu sehen. So hängt die Division rechts vollkommen in der Luft, und ich muß — die zahlenmäßig an sich schon so geringe Kampfkraft meiner Truppe, die

schon zwei zusammengelegte Kompanien umfaßt, da das Bataillon ja nur noch zwei Offiziere vorn besitzt, noch weiter schwächen und den dritten Zug rechts zurückgestaffelt folgen lassen. Doch hinter meiner Kompanie folgt noch gottlob eine Maschinengewehrkompanie, die ich die so völlig entblößte Flanke der Division vor bösen Überraschungen zu schützen bitte. Wie nötig diese Vorsicht, zeigt sich bald. Wie wir etwa eine Viertelstunde vorgegangen sind unter geringem Feuer des sich planmäßig auf Bucqoy zurückziehenden Tommy, fährt etwa dreihundert Meter in meiner Flanke eine Batterie auf und beginnt abzuprotzen. Ich starre im Vorgehen durchs Glas und denke wie der selige Schelmuffski: „Hol mir der Deubel!“ — das sind doch flache Helme. Ein Kommando — und das Maschinengewehr ist in Stellung gebracht. Auch die nachfolgende Maschinengewehrkompanie hat den unverschämten Tommy entdeckt, und nun wird er von den vereinigten Maschinengewehren aufs Korn und unter Kreuzfeuer genommen. Und im Handumdrehen hat die Batterie auch wieder angespannt und jagt mit verhängten Zügeln auf Bucqoy zu. Die gefallenen Pferde werden in voller Fahrt von der Leine geschnitten.— Achiet le petit wird ohne stärkeren Widerstand des Tommy genommen. Die Stimmung der Truppe ist vorzüglich. Der Vormarsch erinnert an die besten Zeiten in Galizien und läßt die Herzen wieder hoffen (noch einmal!) und höher schlagen. In einer Blechbaracke in Achiet le petit überrasche ich zwei Tommys beim — — Kakaokochen. Sie starren mich wie ein Gespenst an; der Rückzug der Ihren war unbemerkt von ihnen vor sich gegangen. Den beiden wird bedeutet, sich zum Gefangenensammelplatz zu begeben; aber den Kakao müssen sie uns schon lassen. Er tut uns mehr not, die wir solcher Leckereien so lange entwöhnt. Die zahlreichen Lebensmittel, die auch hier wieder beim Vormarsch erbeutet werden, heben die Stimmung der Truppe nur noch mehr, wie unsere Leute denn auch nicht genug immer wieder staunen können über die Reichtümer, über die der Tommy in Ausrüstung und in Lebensmitteln verfügt. Diese Gummimäntel, dieses Schuh- und Lederzeug! In diesen Tagen erleben wir es am frappantesten, wie arm wir doch waren! — an diesem gewiß doch nicht einmal übermäßigen Reichtum gemessen. In diesen Tagen erleben wir es denn auch am frappantesten, wie reich wir doch waren — — in einem freilich ganz anderen und höheren Sinne, daß wir diesen gewaltigen und so reichen Gegner zu schlagen vermochten. Wodurch? — Ja wodurch wohl!? —

In einer Baracke finde ich eine Konservenbüchse voll — — flüssiger Schokolade. Im Vorgehen bohre ich sie an. Und da uns während des ganzen Marsches eine Staffel englischer Flieger treulich begleitet wie den Ibikus das Heer der Kraniche, so muß sich das Auge außer nach vorn und in die bedrohte Flanke auch alle Augenblick nach oben kehren, um nicht durch einen Eiersegen überrascht zu werden. Jeden dieser Augenblicke des Hochschauens benutze ich listig, die Konservenbüchse an die Lippen zu setzen und im Weitergehen die köstliche Schokolade zu schlürfen.

Aber mit uns meint es der Tommy glimpflich, oder wahrscheinlich sind es nicht Bomben-, sondern Beobachtungsflieger, jedenfalls geschieht uns nichts — von oben. Beim Troß aber werden genügend Eier abgeworfen, und das Regiment verliert auf einen Schlag vier etatsmäßige Feldwebel, die vollkommen zerrissen werden.

Vor Bucquoy hat sich der Tommy festgesetzt und setzt uns aus seinen vortrefflich postierten Maschinengewehrnestern zu. Ja, wäre nun die bayerische Division da, die ja auf Bucquoy angesetzt war, vielleicht glückte es, Bucquoy im Handstreich zu nehmen. So ist an ein Weitervordringen nicht zu denken. Wir besetzen ein englisches Grabenstück und bringen die Minenwerfer in Stellung, die im Verein mit der braven Feldartillerie die verdammten M.-G.-Nester unter Feuer nehmen. Doch die wechseln so geschickt alle Augenblick ihren Standort, daß ein Erfolg nicht zu erzielen ist. Endlich, am Spätnachmittag, naht — mit etlichen und folgenschweren Stunden Verspätung — die bayerische Division und wird auch sofort aus der Flanke auf Bucquoy angesetzt, während wir von vorn das Vorgehen unterstützen und uns dann bald auch daran beteiligen. Doch nur kleine Teilerfolge wollen nun noch glücken. Der Dorfrand wird hart umkämpft, es gelingt aber nicht mehr, den Tommy, der im Laufe des Nachmittags gleichfalls starke Reserven herangezogen hat, aus Bucquoy zu werfen. Ein kleines der vielen deutschen Schicksalsmomente: eine verspätete Division! — Wir lagern noch Tage vor Bucquoy. Gardedivisionen werden darauf angesetzt, es gelingt und gelang nie mehr, nachdem die erste Gelegenheit so elend verpaßt und verpatzt war, Bucquoy zu nehmen. Zufall? Schicksal? Was ist hier Ursache? Was Wirkung? — Wir machen es uns — Bucquoy gegenüber — zur Nacht so bequem wie möglich in zwei alten halbverfallenen Unterständen; ein Drittel der Kompanie wird als Feldwache in Granattrichter gelegt. Auf dem Felde lagern ungeheure Munitionsstapel des Tommys — ganz schwere Brocken — die er zurücklassen mußte. Abends wird Luft und Erde von einer ungeheuerlichen Detonation erschüttert, daß wir mit den Köpfen an die Decke des Unterstandes stoßen und ein Melder die Treppe herunterpurzelt. Ein englischer Flieger hat auf den Hauptstapel der schweren Geschosse Bomben abgeworfen und sie auch glücklich zur Entzündung gebracht. Nun gähnt uns ein schwelender, rauchender Krater entgegen von einem Ausmaße, daß man ein großstädtisches Haus bequem hineinplacieren könnte. Um Mitternacht revidiere ich die Feldwache, um zwei Uhr nachts werde ich vom Telefonisten geweckt, der stellvertretende Bataillonskommandeur, ein Landwehrhauptmann, dessen ständige Lektüre Max Jungnickel ist, wünsche mich dringend zu sprechen: Schlaftrunken nehme ich den Hörer zur Hand und vernehme die sanfte Stimme: ich möchte auch am kommenden Morgen nicht vergessen, Gewehr reinigen zu lassen. Ich schleudere wutentbrannt den Hörer in eine Ecke, fluche ein bekanntes Zitat aus „Götz von Berlichingen“ und befehle, daß für den Rest

der Nacht die Verbindung zum Bataillonsstab „unterbrochen" bleibe. Am Morgen ist die Leitung wieder „geflickt", und der liebe alte Herr teilt mir nun ausgiebig seine Sorgen über bestimmt nahe bevorstehende englische Tankangriffe mit. Wieder muß ich an Goethes berühmten „Götz" denken. Nun wird auf englische Art gefrühstückt und die ist bestimmt ergiebiger als die karge deutsche Art, die aus Brot mit Marmelade bestand oder mit Leberwurst, die sich auch zu zwei Dritteln noch aus geriebener Semmel zusammensetzte (und woraus noch erst setzte sich damals geriebene Semmel zusammen!?). Doch ich werde beim Frühstück gestört; ein Hauptmann der benachbarten Gardedivision wünscht mich zu sprechen. Ich knöpfe Rock und Kragen zu und erscheine auf der Treppe, wo mir mit scharfer Kommandostimme und kategorisch erklärt wird, ich müsse die Unterstände sofort räumen, sie gehörten zum Nachbarabschnitte. Ich erwidere „gehorsamst", daß ich diese Unterstände mit Wissen und Willen meines Regiments innehabe, von dem ich auch einzig Befehle entgegenzunehmen gewohnt sei. Mit diesen Worten trete ich den Rückzug in meinen bedrohten Unterstand — immer die Front nach dem „Feinde" — an, begebe mich an meinen „Frühstückstisch" und lasse den verblüfften Gardehäuptling stehen. Ich höre nur noch ein scharfes „Unerhört!" — und weiß nicht, wie es zugeht, daß mir zum dritten Male an diesem Morgen mein geliebter Berlichingen in den Sinn kommt! Kaum habe ich gefrühstückt, da werde ich auch schon wieder an den Hörer gerufen. Der angebliche Tankangriff soll wirklich nahe bevorstehen. Nun wenn schon! — Soll er! — Von mir aus! — Ich kann doch schließlich nicht den ganzen Tag dem goetheschen Drama widmen — und also begebe ich mich auf Wanderschaft — überall dorthin, wo es keine Telefonstrippen und Gardehäuptlinge gibt — mit einem Worte also: möglichst weit nach vorn. Ich besuche meine inzwischen abgelöste Feldwache und revidiere den zweiten Unterstand. Doch damit nicht genug — es sind ja schließlich alles Leute mir fremder Kompanien, deren absolute Zuverlässigkeit ich noch nicht genügend erproben konnte, und ein Führer will das Bewußtsein a b s o l u t e r Zuverlässigkeit besitzen — und schließlich liegt mir nun allmählich doch das ewige Tank-Geschwätz im Sinn und ist mir auf die Nerven gefallen. Ich entschließe mich also zu einem Probealarm des in diesem Unterstande liegenden Zuges, und der Erfolg gibt dieser Vorsichtsmaßnahme und damit leider beinahe auch den telefonischen Ermahnungen des „Alten" recht: ich schlage an das vor dem Unterstand angebrachte Gong, ich brülle „Alarm" — drunten rührt sich nichts, nur vereinzeltes Fluchen wird vernehmbar, nur ein paar Gestalten bewegen sich aus der Tiefe herauf. Wenn nun nicht Probe-, sondern wirklicher Alarm wäre?! Die Truppe — auch diese beste der Erde! — ist durch zehn zermürbende Kampftage — und was für Kampftage! — am Ende ihrer Kraft und Disziplin. Was tut der Führer in solchem Augenblicke?! Nachdem ich noch ein paarmal an das Gong geschlagen, noch ein paarmal „Alarm" in den

Unterstand gerufen, entschließe ich mich zu einem äußersten und Radikal-Mittel: ich reiße die Nebelbombe von meinem Gurte, ziehe ab und schleudere sie in den Unterstand hinein. Die Wirkung ist eine augenblickliche: ein Husten und Fluchen und eiliges und eifriges Stampfen wird aus der Tiefe vernehmbar — und die Treppe ist gar nicht breit genug, um die ins Freie Strebenden zu fassen, wo ich sie mit einem freundlichen Kopfnicken begrüße und ihnen in einer längeren und recht eindringlichen Rede für ihr so promptes Folgeleisten meiner Alarmbefehle meinen Dank ausspreche. Nun dürfen sie dafür den Tag über im Freien zubringen, denn der vernebelte Unterstand ist erst zur Nacht wieder beziehbar. Aber dafür habe ich wieder einen äußerst willigen und disziplinierten Zug in der Hand, auf den ich mich verlassen kann, auch wenn die Sch . . . -Tanks nun wirklich kommen sollten. Ich begab mich in meinen Unterstand, ließ die Leitung zum Bataillon unterbrechen, und aß und schlief dann — zum ersten Male seit langem ungestört zur Nacht. Der Tankangriff kam (leider erfolgreich) — vier bis fünf — M o n a t e später! Das Regiment aber wurde nach zwei weiteren Tagen des Ausharrens vor Bucquoy — nach zwölf Gefechtstagen also! — endlich abgelöst, um sich ein paar Wochen zu erholen, um dann den Kemmel mitzustürmen.

Verwundet

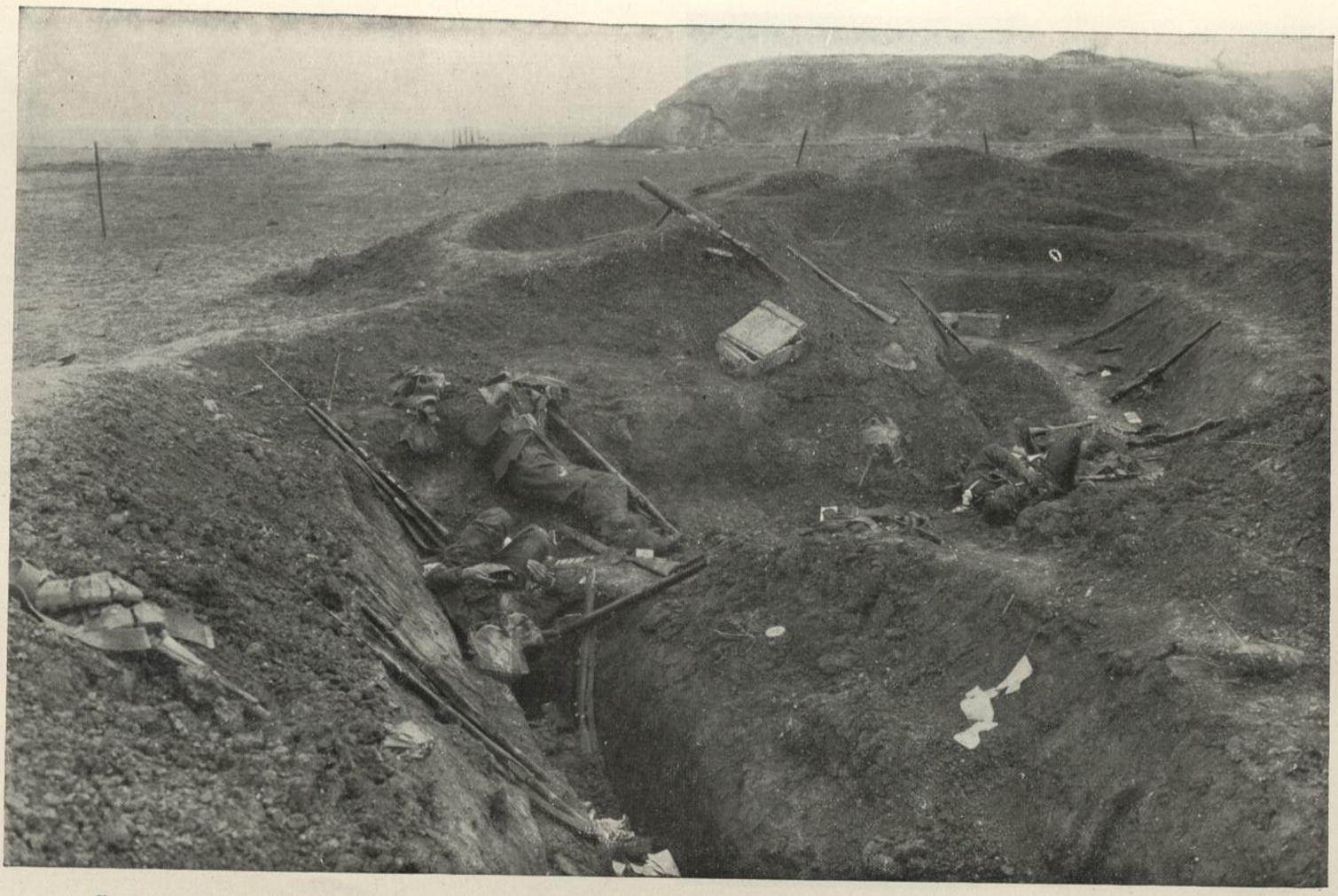
Von Otto Germar

Die Verwundung in der Schlacht löst bei den Betroffenen die verschiedensten — oft widersprechenden — Empfindungen aus. Manche, bis dahin tollkühn, werden mit dem Augenblick der Verwundung furchtsam — — nach dem Sprichwort: „Gebranntes Kind scheut das Feuer." Dem Mute ist gewissermaßen durch die Verwundung das Rückgrat gebrochen. Andere sieht man im dichtesten Kugelregen, den Arm in der Binde, aufrecht schreiten, als seien sie nun gewissermaßen durch ihren Schuß gegen weitere Kugeln gefeit. Beide Zustände sind krankhafter Natur, der eine nach der negativen, der andere nach der überpositiven Seite neigend, beide jedenfalls jenseits der Norm. Weit interessanter als der rein physische ist dieser psychische Niederschlag der Verwundung. Man kennt ähnliches vom Sport her, wo Boxer, Läufer oder Schachmeister nach einer Niederlage, die ihnen unerwartet kam, niemals im Leben wieder ihr volles Gleichgewicht, ihre volle Kämpferstärke erreichten. Sie sind zerbrochene Menschen irgendwie fortan, weil ihr übersteigertes Selbstbewußtsein einen unheilbaren Knacks wegbekommen hat. Auch der Soldat in der Schlacht muß oft mit einem übersteigerten Selbstbewußtsein arbeiten und sich für unverwundbar halten. Tritt nun doch — wider dieses Erwarten — eine Verwundung ein, so ist das übersteigerte Selbst- und Sicherheitsgefühl auf das empfindlichste — mindestens zunächst — gestört. Anders der an sich Furchtsame in der Schlacht: die Kugel trifft ihn, er sieht und fühlt, daß er noch lebt, daß das gar nicht so schlimm ist, wie er geglaubt hat, von einer Kugel getroffen zu werden. Zudem fühlt er sich als Verwundeter plötzlich irgendwie ins Heldische gewachsen mit dem Erfolge, daß sein an sich geringes Selbst- und Sicherheitsgefühl ins Ungemessene sich steigert. Und der bangend in die Schlacht gegangen, verläßt sie verwundet nun: schreitend gleich wie ein Held. Alles dies bezieht sich natürlich nur auf leichtere und mittlere Verwundungen. Die psychische Einstellung des Schwerverwundeten und auch des Verschütteten ist eine ganz andere. Hier kann sich das Seelische nicht mehr so variiert zeigen.

Zusammengeschossene französische Batterie.

Bei Mitau genommener russischer Graben.

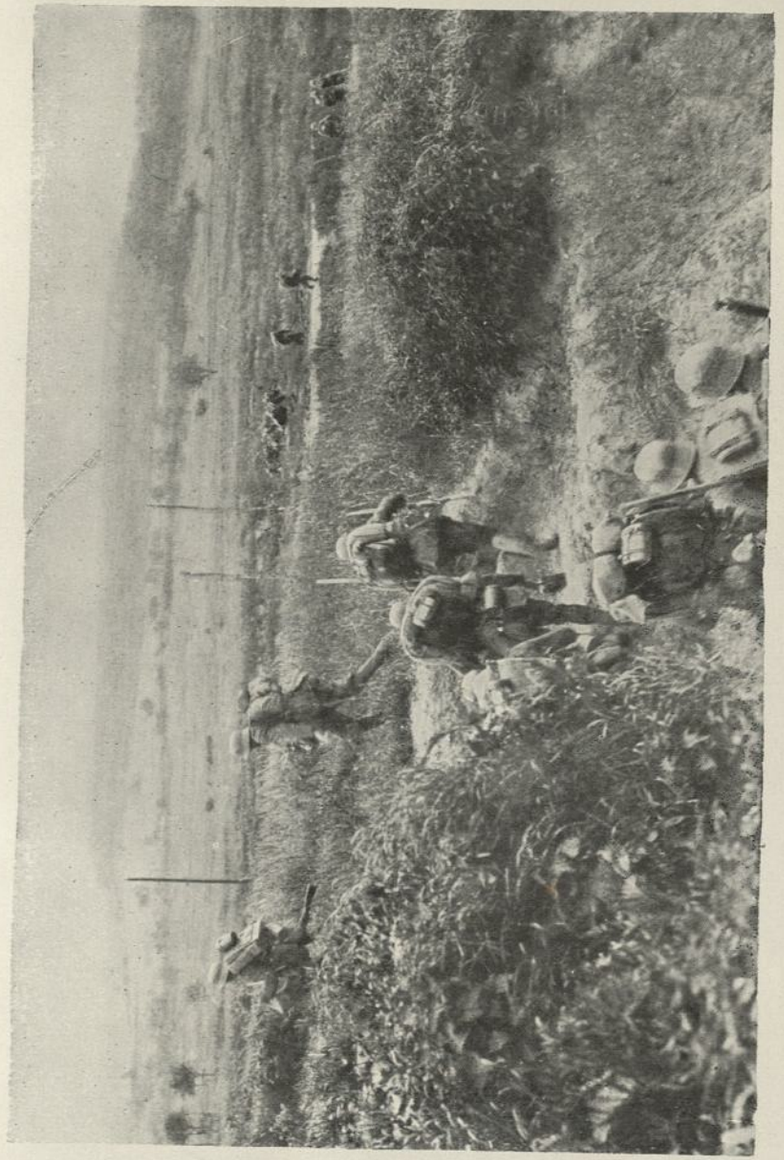
Eroberte englische Stellung.
Durch das deutsche Füsilier-Regiment 73 aufgerollter Graben nach dem Sturm.



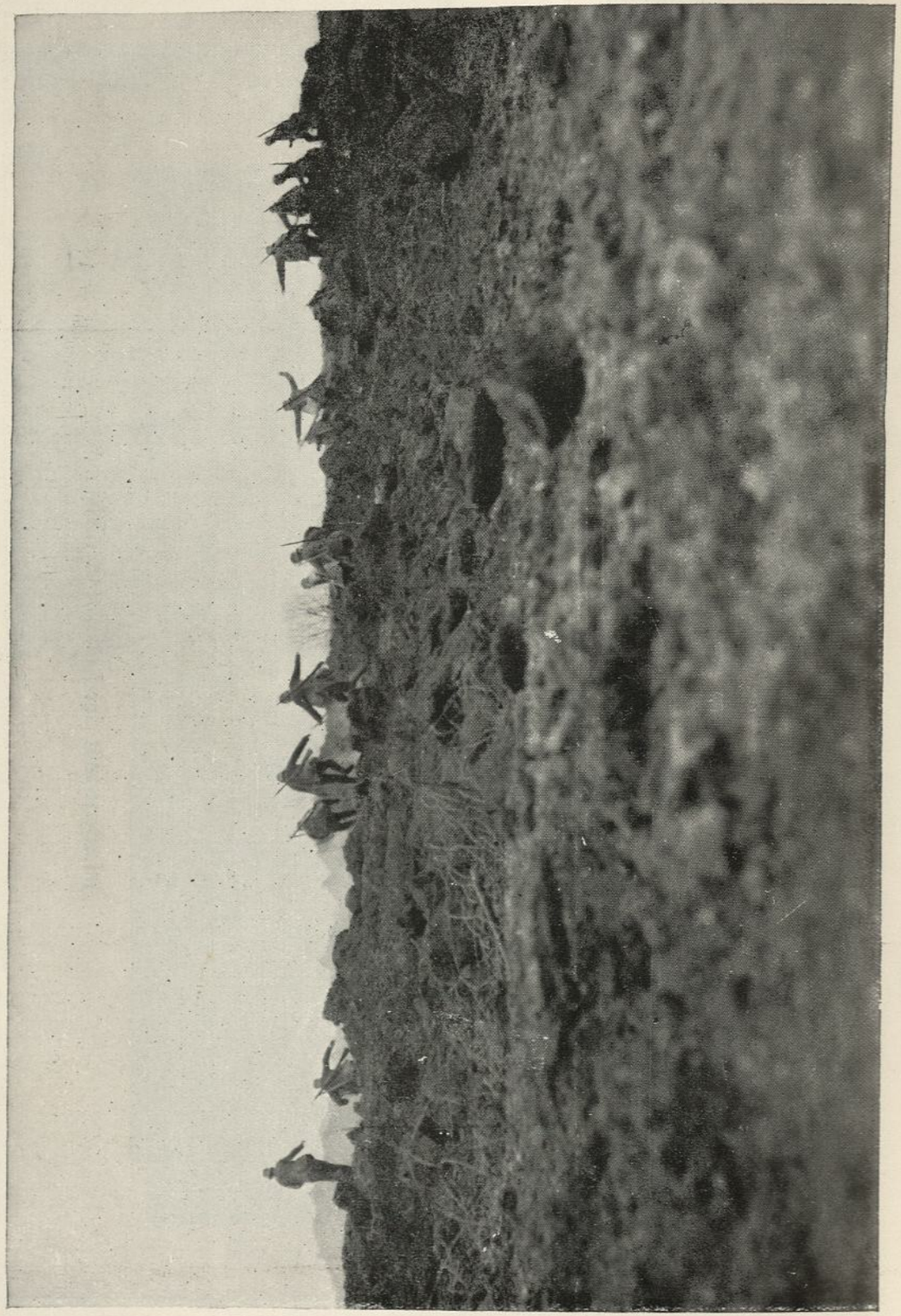
Eroberte Stellung. Die Zahl der im Stiche gelassenen Gewehre deutet die Stärke der Grabenbesatzung an.

Französische Infanteristen mit ihrem Offizier an der Spitze rücken zur ersten Linie vor.

Ein französischer Angriff am Damenweg.



Infanterie rollt eine feindliche Stellung auf.



Deutscher Sturmangriff.

Franzosen im Nahkampf.

Maschinengewehre werden an einer zerschossenen Brücke aufgestellt.

weil die Verletzung des Körpers absolut dominiert und Apathie oder — im positiven Falle — Stoizismus auslöst. Noch deprimierender wirkt sich die — selbst kleinste — Verschüttung aus. Hier ist das Nervenzentrum unmittelbar angegriffen und läßt nur noch negative Gefühlsäußerungen zu; einen Verschütteten, der sich heroisch benähme, gab und gibt es nicht. Darum war die Verschüttung auch das Gefürchtetste im Trommelfeuer, und der Soldat setzte sich lieber noch der Splitterwirkung der Granaten aus als der Möglichkeit, von Erdmassen zugedeckt zu werden. Verschüttete, die am Morgen stundenlang sich schüttelnd vor sich hingeweint haben — ihrer selbst und der Umwelt unbewußt — können am Abend der Schlacht schon wieder vollkommen dienstfähig sein, nur sie werden noch tagelang Angstzustände bei vorüberpfeifenden Granaten bekommen, und man wird ihnen daher besser ein paar Tage Ruhe bei der Bagage gönnen. — Von meinen fünf Verwundungen hat die verhältnismäßig geringfügigste erste: eine leichte Verschüttung vor Ypern, den nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht; ich war nicht nur wochen-, sondern monatelang danach ein furchtsamer Soldat — Artilleriefeuer gegenüber, während ich beim Sturm im Kugelregen auch ferner ganz leidlich meinen Mann stand. Die Kugeln brauchte ich ja nicht zu scheuen, dieses Feuer hatte mich ja noch nicht gebrannt. Ich hielt nach dem einmaligen persönlichen Erlebnisse — Artilleriefeuer für ungemein gefährlich, Infanteriefeuer aber für verhältnismäßig harmlos. Als ich ein Jahr später in Galizien beim Vorgehen auf Tarnopol einen Gewehrschuß durch das rechte Bein erhielt, wurde mein Selbstgefühl nicht davon getrübt; ich dachte nur: Schlimmer ist das nicht? — Das läßt sich ja aushalten. Ich warf mich zu Boden und zog ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Die einschlagenden Granaten fürchtete ich gar nicht — die hatten mir ja (diesmal!) nichts getan! — Nervös wurde ich erst, als die Maschinengewehrkugeln ringsum in die Erde spritzten; die waren ja die Übeltäter, die mir brennend durchs Bein gefahren waren. Ich überschätzte meine Verwundung keineswegs, hatte aber doch das Gefühl, daß das Blut im Stiefelschaft wie in einem Eimer hochstehen müsse, und ließ mich Stunden später von zwei Kameraden gestützt vom Schlachtfeld führen. In Wahrheit war es ein recht harmloser Wadenschuß bei minimalem Blutverlust, und ich hätte vermutlich ohne jegliche Hilfe forthumpeln können; aber diese Möglichkeit zog ich erst gar nicht in Erwägung. Prachtvoll war dann die nächtliche Fahrt im Panjewagen, der mehrmals im Chausseegraben landete, zum Hauptverbandplatz. Das Mutterpferd zog den Wagen, das Fohlen lief hinterdrein und hatte die Gepflogenheit, mir nach und nach alles Heu unterm Kopfe wegzufressen. Gab ich ihm dann einen leichten Schlag auf die Schnauze, so lief es ganz gekränkt nach vorn zu seiner Mutter, sich beklagen, und kam erst nach einer Weile noch grollend zurück, bis es der Versuchung nicht widerstehen konnte und wieder an dem Heu — mir zu Häupten — herumschnupperte, worauf

sich dann das gleiche Schauspiel — oftmals in dieser Nacht noch — wiederholte. An der Somme erreichte mich die Granate, deren unzählige winzige Splitter mir in Hand, Arm und Bein fuhren, erst, als wir uns aus der Schlacht nach hinten sammelten. Dieser stundenlange Rückweg durch endloses Grabengewirr, das unter ununterbrochenem Trommelsperrfeuer lag, war ein Martyrium — doppelt für den Verwundeten, den jede heftigere Bewegung doppelt schmerzt — und hier war bei den rings einschlagenden Granaten jeder zehnte Schritt eine heftige Bewegung. Trotzdem war meine Verfassung vortrefflich — — bis mir von einer Granate abgeschleudert ein Lehmkloß an die Schläfe fuhr, daß ich zusammensackte und ein paar Minuten erst einmal mich moralisch wieder erholen mußte. Nichts blutete, die Schläfe war nur gerötet, aber ich hatte im Augenblick die blödsinnige Vorstellung, der Zünder der Granate müsse mir dagegengefahren sein (wobei wohl nicht viel von meinem Kopfe übrig geblieben wäre!). Nicht die Verwundung, erst dieser Lehmkloß brach mein Selbstgefühl. Der Verwundete empfindet es zudem als höchst taktlos, gemein und niederträchtig und gegen alle Vereinbarung, wenn er zum zweiten Male so „belästigt wird" — der Verwundete denkt stets: „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen!" — Aber dann soll man ihn gefälligst auch ungeschoren gehen lassen! Als das Grabengewirr ein Ende nahm, bestieg ich einen vorbeifahrenden Munitionswagen — doch ich kam nur aus dem Regen in die Traufe. Was für ein grauenhaftes Gefühl ist das für den Infanteristen, der gewohnt ist, bei einschlagenden Granaten durch Sichhinwerfen Deckung zu nehmen oder wenigstens nehmen zu können, wenn der nun plötzlich ungewohnt auf einem Munitionswagen sitzt, der durch Trichter im rasenden Feuer dahinjagt, wo er sich festklammern muß und sich dem Feinde wie auf einem Präsentierteller schutzlos preisgegeben fühlt. Diese Fahrt nahm kein Ende, und ich verwünschte tausendmal, dieses Höllengefährt jemals bestiegen zu haben. Da war es doch eine anständigere Sache, Fußsoldat zu sein! — Der Hauptverbandplatz lag in einem tiefen Schloßkeller und war überbelegt. Zudem schoß der Tommy alle fünf Minuten einen Achtunddreißiger in den Ort, der natürlich auch unsere Kellerdecke spielend leicht durchschlagen hätte. Ich lag die ganze Nacht — im Fieber wach — und zählte die Minuten, bis der nächste Achtunddreißiger kam. Doch das Schlimmste kam erst am Morgen. Ein Lastauto fuhr vor dem Sanitätsunterstande vor, und die weniger schwer Verwundeten wurden hinein verladen — unter den ersten auch ich. Dieses verruchte Lastauto stand eine geschlagene Viertelstunde auf offener Straße, ehe es abfuhr. In diese Viertelstunde fielen logisch drei mal fünf Minuten, in diese drei mal fünf Minuten logisch drei Achtunddreißigereinschläge in den Ort — und dieser Tantaluswagen stand immer noch still. Denn seltsam und bezeichnend: dieser eine Schuß alle fünf Minuten, auf den man sich so wunderschön konzentrieren kann, zehrt mehr an den Nerven noch als das Trommelfeuer selbst, wo die Folge der Eindrücke eine so schnelle und dauernde

ist, daß die Nerven allmählich stumpf und aufnahmeunfähig werden. — Allmählich wird der Soldat auch Verwundungen gewohnter und „notiert" sie sachlicher, unaufheblicher. Als ich beim Sturm auf Mouchy hinter dem Tommy herzog und meinen gewohnten Krückstock zum Zeichen für meine Leute hochhob, fuhr mir prompt eine Maschinengewehrkugel durch den Unterarm, dicht unterm Handgelenk. Ich nahm den Arm natürlich möglichst schnell wieder herunter; aber nicht einmal der Stock entfiel ihm, es war nur, als hätte der Arm gewissermaßen eine verdammte Backpfeife erhalten. Ich setzte mich in einen Trichter, ließ mich vom Burschen verbinden, übergab in aller Ruhe meinen Zug dem Fähnrich, salutierte und begab mich in einiger Ruhe nach hinten. Die Kugeln und Granaten irritierten mich nicht mehr sehr. Unangenehm und schmerzhaft war es nur, wenn ich mich vor einer allzu dicht einschlagenden Granate hinwerfen mußte. — Die fünfte und letzte Verwundung erhielt ich im Juni 1918 auf nächtlicher Patrouille in wundervoll ruhiger Waldstellung bei Chateau Salins, die wir am Abend erst bezogen hatten. Auf „Erichs" Befehl mußten tägliche Patrouillen möglichst mit dem Ziele der Gefangeneneinbringung unternommen werden, damit er jederzeit ein möglichst getreues Bild aller Truppenverschiebungen auf der „anderen Seite" haben konnte. Also hieß es gleich am ersten Abend — die Truppe war hundemüde und die Führer kaum minder — in den sauren Apfel beißen. Die Wahl fiel auf meinen Kompaniekameraden mit einer Gruppe auserwählter Handgranatenwerfer, der von einem Feldwebel der soeben abgelösten Truppe in die Sonderheiten des Geländes und der feindlichen Stellung eingeweiht wurde. Da ich in den nächsten Tagen doch für eine Patrouillenführung „dran" gewesen wäre, entschloß ich mich, die Patrouille unter der Führung meines Kameraden und der wertvollen Assistenz des Feldwebels als Schlachtenbummler mitzumachen. Die Stellung war romantisch schön. Die Kompanien lagen mitten im Walde in Zelten. Jede Kompanie hatte am Waldrande feindzu eine Feldwache von der Stärke eines Zuges aufgestellt, die ihrerseits Horchposten stellte. Der letzte Doppelhorchposten der abgelösten Truppe war an diesem letzten Morgen um ein Haar von einer Franzmannpatrouille geschnappt worden, die sich bereits im Rücken des Doppelhorchpostens befand, so daß der zunächst glaubte, die Ablösung nahe, und nur weil die Zeit hierfür noch reichlich verfrüht war, genauer hinsah und zu seinem Schrecken den Franzmann erkannte und sofort unter Feuer nahm. Da die Feldwache sofort alarmiert das Feuer gleichfalls aufnahm, war der Franzmannpatrouille der letzte nötige Schneid ausgegangen, den deutschen Doppelposten „mitzunehmen". War die Stellung sonst auch herrlich und fiel tagüber wochenlang kaum ein Gewehr- oder Artillerieschuß, so war doch nachts für Horchposten und Feldwachen doppelte Wachsamkeit nötig, da offenbar auch die andere Seite ständige Patrouillen aussandte, um zu erkunden, welche Truppe drüben läge. — Die Nacht war prächtig, der Mond schien, wir durchschritten zunächst zerklüftetes Gelände, dann mannshohes Korn.

Die französische Stellung lag fast einen Kilometer entfernt. Einen vier Meter breiten Bach überquerten wir mit Latten und ließen zwei Mann zur Bewachung dieser Notbrücke zurück, so daß wir nun noch zwei Leutnants, ein Feldwebel und sechs Mann waren. So näherten wir uns einer Chaussee, hinter der bald der vorderste französische Drahtverhau liegen mußte. Mir war unsäglich lyrisch zumute. Es war mir wie eine Nachtübung im Lockstedter Lager — an Gefahr, Tod und Feind dachte ich nicht, denn das vollkommen schweigsame und vorsichtige Vorgehen hätte ja auch bei einer friedlichen Nachtübung zur Sache gehört. So langten wir bei der Chaussee an, als von drüben plötzlich ein scharfes Kommando erscholl und auf einen Schlag an dreißig Gestalten aufsprangen, die teils Handgranaten warfen, teils aus nächster Entfernung feuerten. Dieser eine Augenblick der Überraschung und des Stimmungswechsels — plötzlich aus Naturromantik schlagartig auf Tod und Leben hinübergewechselt — war ungeheuerlich. Natürlich lag auf unserer Seite alles im Augenblicke, da das Kommando drüben erscholl, auch erwiderten wir das Feuer kräftig; noch konnte der Franzmann ja keinen genauen Eindruck seiner weit überlegenen Zahl haben. Unser Feuer war gutgezielt; ich sah wenigstens, wie drüben einer die Arme hochwarf und nach hinten überfiel — das typische Bild des Kopfschusses. Da die Handgranaten in immer unangenehmerer Nähe krepierten und wir uns mit dem so überlegenen Feinde nicht gut in einen Nah- und Handgranatenkampf einlassen konnten — zumal fast einen Kilometer von der eigenen Stellung entfernt, so wandte ich mich zu dem neben mir liegenden Feldwebel, vielmehr w o l l t e mich wenden, denn als ich den Kopf zu ihm halb umdrehte, sah ich — — — die Meinen weit hinter mir im Grauen zurücklaufen! Sie hatten nur eine Salve abgefeuert und waren dann sofort zurückgesprungen, was bei der gewaltigen Zahlenüberlegenheit des Franzmannes gewiß das einzig Richtige und Ratsame gewesen. Nur mich, den rechten Flügelmann, hatte man — — vergessen. Dieser Augenblick war der zweite ungeheuerliche dieses Abends. Ich sprang also mechanisch auf und lief etwa dreißig Meter geduckt zurück und warf mich dann wieder mit der Front zum Feinde hin, um zu verschnaufen, wie man's ja auf dem Exerzierplatz gelernt hat. In diesem Augenblick des Hinwerfens erhielt ich einen fürchterlichen Schlag auf den Hintersten — eine gutgezielte Kugel des Franzmanns, der mich im Mondlicht natürlich laufen gesehen, war mir durch den Oberschenkel und das Gesäß gefahren. In diesem dritten ungeheuerlichen Augenblick beging ich die zweite Dummheit dieses Abends: ich rief a tempo, als ich den Schlag spürte, laut: „Ich bin verwundet!" — Diesen Ruf hörte aber nur der Franzmann und schoß um so heftiger nach der Stelle, woher der Ruf gekommen — und wieder kamen die Handgranaten der nachfolgenden Patrouille mir immer näher. Was sollte ich allein — nur mit Pistole und Spazierstock bewaffnet — nun tun? Von den Meinen war nichts zu sehen. In diesen Sekunden arbeitete das Gehirn mit Geschoßgeschwindigkeit: mich ergeben?! — Schauermärchen von französischer Gefangenenbehandlung entstanden mir filmartig vor den Augen. Fliehen?! — mit einem stark blutenden Oberschenkelschuß noch etwa achthundert Meter zurücklaufen — vom Feinde verfolgt? Die immer näher einschlagenden Handgranaten nahmen mir jede Möglichkeit des weiteren Nachdenkens. Ich fing instinktiv an, mich fortzurollen, um erst einmal aus dem Bereich der Handgranaten zu kommen. Mir wurde schwindlig, aber ich rollte mich immer weiter fort. Plötzlich wurde das Rollen leichter und angenehmer — ich spürte am Boden, daß das Gelände abfallen mußte. Wenn ich in den „toten Winkel" käme! Ich rollte mich noch eine kurze Strecke, dann wagte ich es, aufzuspringen und geduckt um mein Leben zu rennen. Ich fiel erschöpft zu Boden, sprang wieder auf, rannte weiter — immer mit der Pistole vor mir herfuchtelnd. Wehe dem Manne — Franzosen oder Deutschen, der mir in diesem Augenblicke höchster Nervenanspannung plötzlich vor die Mündung gekommen wäre! Ich weiß nicht, wie lange ich gerannt bin! — Auf einmal — und dies war der vierte „Höhepunkt" des Abends — stand ich vor einem Hindernis, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte: dem Bache, der hier eine Breite von drei bis vier Metern hatte. Herrgott, wo war die Brücke?! — Ich wagte, zu rufen, aber wieder nur mit dem Ergebnis, daß die nachsetzende Patrouille sofort ihr Feuer auf die Stelle des Rufes richtete. Also hinein in den Bach! — die Pistole hoch in den Rock gesteckt, daß sie trocken blieb — so rankte ich mich an Weidenzweigen — nur bis zum Gurte im Wasser — durch den Bach hindurch — und weiter gerannt durch das mannshohe Korn — nun schon sicherer vor der nachfolgenden Patrouille — die der Bach von mir nun schon trennte — mehr fürchtend eine eventuell zweite noch im Zwischengelände. Da sah ich nun schon die Waldecke liegen, wo unsere Feldwache postiert war. Und nun durchfuhr mich der fünfte und letzte Schreck dieses Schauerabends, der so verlogen schön begonnen hatte: wie dich jetzt dem eigenen Horchposten bemerkbar machen, daß der nicht auf die vor ihm auftauchende Gestalt feuerte?! Diese Gefahr war bei der Nervosität der Horchposten, die durch die Schauergeschichten der letzten französischen Patrouille noch verstärkt war, keineswegs gering. Keuchend rief ich also schon von weitem im Laufen: „Nicht schießen! — nicht schießen!" — und das Herz schlug mir hörbar, als ich — endlich! — den Gegenruf hörte: „Parole?!" — Ich rief die Parole, sank zu Boden und konnte fortan kein Glied mehr rühren. Zu meinem Glück wurde gerade im Augenblick meines Herannahens der Horchposten abgelöst und war daher besonnen genug, abzuwarten, was da von vorn auf ihn zugewankt kam. — Der Unteroffizier mit dem abgelösten Doppelposten kam durch den Drahtverhau und holten mich. Ich war nicht mehr fähig, auch nur einen Schritt noch zu machen und mußte geschleppt werden, was in diesem Gelände für die armen Jungens keine Kleinigkeit war. Es waren Leute unserer Feldwache, wohin ich denn auch für diese Nacht zunächst einmal gebracht

wurde. Von unserer Patrouille wußte mir noch niemand etwas zu sagen. Ich wurde notdürftig verbunden. Nach einer halben Stunde traf unsere Patrouille — bis auf mich — wohlbehalten ein. Sie hatten erst am Bache, wo sie sich bei der Notbrücke sammelten, mein Fehlen entdeckt und noch zwanzig Minuten dort auf mich gewartet und auch gerufen. Mein Rufen hatten sie nicht vernommen, ich nicht das ihre. — Am Morgen wurde ich zur Kompanie getragen und von dort zum Bataillonskommandeur, dem ich Bericht erstattete, während der Bataillonsarzt die Wunde mit Jod bestrich. Von dort ging es mit einer Lore aus dem Walde zum Ort hinein zum Regimentsstabe, wo ich aufs beste bewirtet wurde. Der Kommandeur brachte mir selber Essen und Wein an die Tragbare heran und berichtete der Division telefonisch von unseren „Heldentaten".

Im Lazarett litt ich nach allen Verwundungen an den unangenehmen Nachwirkungen der Einspritzungen, die uns Verwundeten gegen Wundstarrkrampf verabreicht wurden. Bei hohem Fieber entstanden auf Schenkel, Brust oder Arm faustgroße Wülste, von denen ein großer Juckreiz ausging. Nach der Somme-Verwundung aber erhielt ich infolge der Taetanuseinspritzung ein tagelang andauerndes Nesselfieber; der ganze Körper war buchstäblich vom Scheitel bis zur Sohle mit kleinen Bläschen bedeckt, deren heftiges Jucken mich zur Raserei brachte. Hier merkte ich auch nach vielen Tagen erst, daß mir bei der Granatverwundung das rechte Trommelfell geplatzt war. Ich erwachte nachts davon, daß meine Armbanduhr offenbar stehengeblieben war; ich schüttelte sie, aber ich vernahm kein Ticken. Wie ich die Uhr dann zufällig in die Nähe des linken Ohres brachte, ging sie, am rechten Ohr blieb sie wieder stehen, bis ich Licht machte und zu meiner Überraschung die Lösung des Rätsels fand, daß es nicht an der Uhr, sondern am Ohr lag. Nun waren mir auch die heftigen Zahnschmerzen der letzten Tage erklärlich, die in Wahrheit Ohrenschmerzen gewesen waren. — Im Lazarett erkrankte der Soldat auch fast prinzipiell an heftigen Erkältungskrankheiten, von denen er im offenen eingeschneiten Granattrichter Tag und Nacht zubringend verschont geblieben war. Die mehr als spartanische Lebensweise bekam den meisten — wenn sie es heute auch nicht gern wahr haben wollen — vortrefflich. Die Krankheiten kamen meist aus dem Gegensatze erst: dem verweichlichenden Bett und der überheizten Stubenluft.

Fahrt zur Front

Von Friedrich Bethge

1914 fuhren wir noch im Wagen dritter Klasse zur Westfront — mit Liebesgaben überfüttert, bis man mit Brahms wehmütig dachte: „Laß, o Welt, o laß mich sein! Locket nicht mit Liebesgaben!" Als es über die Rheinbrücke ging, sangen die Unentwegten: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin — —" wiewohl viele es diesmal hätten — fast wissen oder ahnen können. Viel herrlicher waren die Sechstagerennen an die Ostfront — im Viehwagen, in dem man sichs auf Zeltbahn, Mantel und Tornister liegend weit bequemer machen konnte. Wir sahen die Schöpfung der Erde noch einmal vor unserem staunenden Auge entstehen: am ersten Tage das Riesengebirge, am zweiten die Böhmischen Wälder, am dritten die Donaulandschaft, am vierten und fünften die ungarische Steppe grenzenlos, am sechsten aber — — alles überragend: die Berge — gigantische Kegel mit Häuserchen darauf wie Streichholzschachteln: die Karpathen, der gewaltigste landschaftliche Eindruck des Krieges. Und all das durften im trunkenen Auge noch einmal aufnehmen alle, die nicht mehr wiederkehrten — von jenseits der Berge, wo die Schlacht über uns kam und uns ins Gebein. — Was wurde auf diesen Fahrten nicht alles angestellt. Brauchte man Luftwechsel, so wurde trotz strengen Verbotes das luftige Dach des Wagens erklettert. Brauchte man Bewegung, so konnte man sich's — zumal bei den sehr langsam fahrenden ungarischen Bahnen, die immer mit einem ungeheuren Ruck anfuhren und hielten, wohl erlauben, aus dem Wagen zu springen und ein Stück neben dem Zuge herzulaufen. So auch verrichtete der Soldat seine Notdurft. Er sprang dann auf den letzten Wagen des ja endlosen Zuges auf, verschnaufte und erreichte dann mit ein paar weiteren Sprüngen sein Abteil. — Doppelt herrlich aber war es, diese Sechstagefahrt im Lazarettzuge — mit nicht allzuschwerem Heimatschuß — zurückzumachen und dieses zauberhafte Riesenpanorama liegend und beschaulich und geruhig an seinem Auge vorbeiziehen zu lassen. Der größte Landschaftsschilderer der Deutschen, der große Meister Adalbert Stifter, hatte diese

Erdenherrlichkeit mit Silberstift gezeichnet und für Jahrhunderte festgehalten und diese Wunderbilder bescheiden „Studien" genannt, die die Erwachsenen dann der Jugend in die Hand gedrückt, da sie selber für diese erhabene und reinste Lektüre nicht mehr erhaben und rein genug waren; wie sie es ja auch nicht viel anders mit dem „Don Quichote", dem „Gulliver" und dem Homer getan. — Wundersam gestaltete sich meine Heimfahrt nach der Verschüttung 1914. Nach mehrtägiger Fahrt langten wir in Aachen an; aber nun ging es nicht, wie ich gehofft, über Köln, Hannover, Berlin nach der pommerschen Garnison, wohin Amor mich mächtig zog, sondern der Zug bog zu meiner Unzufriedenheit nach Süden ab und landete nach mehrstündiger Fahrt in einem reizenden rheinischen Städtchen. Da mir aber der Sinn nicht nach r h e i n i s c h e n Mädchen bei rheinischem Weine stand, wiewohl das ja der Himmel auf Erden sein soll, wenn man dem Liede trauen darf, so reifte in mir eine Kriegslist: als alles aus dem Zuge ausgeladen wurde, verbarg ich mich im Wartesaal, ließ den Verwundetentransport ins Städtchen abrücken und sprang in den nächsten Zug, der mich nach Aachen zurückbrachte. Von dort kam ich glücklich weiter nach Köln, ließ mich vom Roten Kreuz zunächst erst einmal mit Bratwurst und Rotkohl verpflegen — ausgehungert wie ich war — und setzte mich dann um Mitternacht tollkühn als gewöhnlicher bartstoppelübersäter Kriegsmutwilliger in ein Abteil I. Klasse des D-Zuges, der mich nach Berlin trug. Unterwegs ließ ich mich als „Magenkranker" — denn mein H u n g e r war ja in Köln gestillt — nur noch mit Schokolade und Keks verpflegen. Ich blieb die ganze Fahrt über allein und ungestört im Abteil I. Klasse und langte am Vormittage wohlbehalten in Berlin an. Dort ging der Tag schnell mit Museums- und Verwandtenbesuchen hin, den Abend aber verbrachte ich bei Albert Bassermanns „Wallenstein" im Deutschen Theater. Nach einem kurzen Imbiß bei Lutter und Wegner klopfte mir doch das Gewissen, und ich erreichte noch den Nachtzug, der mich meiner Garnison zuführte, wo ich vom Lazarettarzt liebevoll aufgenommen wurde.

✣

Soldatenabschied

I.

„Morgen, 's ist Morgen,
Nun muß ich marschieren.
Rotrote Sorgen
Quälen und frieren
Mir im Gebein,
Jeder marschiert — so allein.

Brüder, die Brüder
Grüß sie mir alle,
Und wenn ich Hüter
Des Vaterlands falle,
Sorgt für mein Kind;
Hörst du den Morgenwind?!

Er mahnt — er mahnt
's ist Zeit — 's ist Zeit!
Gib mir die Hand,
Ich bin bereit,
Bin ja kein Schelm;
Schmück mir mit Rosen den Helm!

Rot, ach so rot
Blüht meine Rose,
Rot, ach — so rot
Blüh'n unsere Lose —
Rot in den Mai;
Bald ist alles vorbei."

II.

„Herbstmorgen — nebelverhangen:
Wir rücken aus — Freiwillige — alles junge Saat.
Eine fleht: ‚Komm wieder!' — Blätter fallen —,
Türmen sich zu Hügeln.

Und Stille — kanonendonnerfern;
Der Winter hüllt alles liebend ein —
Unschuldweiß in Bahrtücher.

Und wieder Gesang! — Frühling! —
Neue Saat schießt hoch.
Auf Hügeln sprießt
Rosmarin."

Im Quartier

Von Curt Schwarz

Das Quartier war für den Frontsoldaten der Heimatersatz. Hier hatte er nach wochenlangem Draußenkampieren wieder einmal ein Dach über dem Kopfe, manchmal eine Bettstelle mit Matratze, manchmal einen Ofen, manchmal Tisch und Stuhl. Hier nahm das Leben wieder geordnetere Formen an, Dienst und Essen wurden geregelt und sogar der „Briefträger" kam täglich pünktlich zur gleichen Abendstunde. Und da die Post meist zugleich mit den Lebensmitteln für den ganzen Tag ausgegeben wurde, war dies der wichtigste Augenblick des Tages für den Soldaten. Doppelt schlimm waren darum die Tage, an denen aus Geheimhaltungsgründen die berüchtigte, aber gewiß oft notwendige, Postsperre verhängt war. Das in den ersten Tagen so ungewohnt trauliche Quartierleben wurde allerdings immer bald getrübt durch den überaus strengen und anstrengenden Dienst, der von oben her angesetzt und wohl auch nötig war, um aus einer etwas gelockerten Schar tapferer Männer wieder einen Gesamtkörper, eine disziplinierte Truppe zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurden Einzelmarsch, Gewehrgriffe und Grüßen angesetzt, deren Logik einem oft selber nicht gleich eingehen mochte. Man dachte manchmal selbst: gibt es denn nichts Wichtigeres zu üben als dieses? — etwa Ausschwärmübungen, Handgranatenwerfen? Aber in diesem oft gelästerten System preußischer Überdisziplin steckte doch ein wichtiger Kern. Denn ein Soldatenbataillon ist keine Summe von Einzelindividuen, von hervorragenden „Trappern und Pfadfindern" etwa, sondern eben ein Gesamtorganismus. Das Zusammenleben der einquartierten Truppe mit der Zivilbevölkerung war vortrefflich, oft geradezu herzlich — besonders und bezeichnenderweise dann, wenn die Quartierbesitzer selber Söhne, Brüder oder Männer auf der anderen Seite im Felde stehen hatten. So pflegten sie oft den „Feind" an Stelle der sich in der gleichen Lage befindlichen Angehörigen. Offener Feindseligkeit bin ich nur in belgischen und — lothringenschen Quartieren begegnet. So lagen wir einmal ein paar Wochen vor der zu erwartenden Entente-Frühjahrsoffensive in Mulsach

in Lothringen im Quartier, das heißt: vier Offiziere in einer Stube, die vier Burschen in der anderen. Enthielt die Burschenstube überhaupt kein Möbelstück mehr, so unsere einen Tisch und zwei Bettstellen mit Matratzen, in denen wir je zu zweien schliefen. Nicht einmal einen Stuhl besaß das Zimmer, und wir mußten unsere Mahlzeiten zu zweien auf dem Bettrand und vom in der Mitte des Zimmers entferntstehenden Tische einnehmen. Reklamationen bei unseren Wirtsleuten, einer hexenhaften Alten und ihrem würdigen Eheteil, nutzten nichts. Eines Tags entdeckten wir zufällig, daß ein parterre gelegenes Zimmer, dessen Tür gerade angelehnt stand, bis an die Decke mit Möbelstücken vollgepfropft stand — darunter auch vielen Stühlen. Wir waren empört und hätten uns nun ruhig vier Stühle greifen und hinaufnehmen sollen. Aber dazu waren wir zu bescheiden; wir wählten uns also einen einzigen Stuhl — allerdings mit Arm- und Rückenlehne — aus, wie er seit langem unser aller Sehnsucht gewesen, und trugen ihn zur abwechselnden Benutzung in unser Zimmer hinauf. Den Beginn der Benutzung dieses uns so teuren Möbelstücks machte der junge Kompanieführer der Minenwerferabteilung, ein vorbildlich tapferer und idealer Soldat. Nach einer Viertelstunde hörten wir etwas die Treppe heraufstapfen. Die Tür wurde aufgerissen, und herein trat der sechzigjährige Alte und packte den Stuhl von hinten an der Lehne — ohne ein Wort zu sprechen — nur mit den Zähnen knirschend; es war das erstemal, daß ich einen Menschen vor rasender Wut mit den Zähnen knirschen hörte; es war grauenhaft und unmenschlich. Der junge Offizier sprang entsetzt in die Höhe und ließ sich den Stuhl gewissermaßen unter dem Leibe weg und aus dem Zimmer tragen — und wir anderen sieben — drei andere kampferprobte Frontleutnants und vier Burschen und Frontsoldaten wagten kein Wort der Widerrede — wir waren sprachlos vor — — buchstäblich vor Angst vor dieser Hyäne in Menschengestalt. Denn daß es nichts als Angst war, daß wir dies duldeten, zeigte sich am Abend, als beim Schlafengehen ein Kamerad — so wie zufällig — den Tisch vor die Türe stellte, ein anderer seine Pistole ans Kopfende der Matratze legte. Und so handelten Männer, die in Schlachten erprobt waren!? — Nach ein paar Tagen wagten wir, denselben Stuhl uns wieder heraufzuholen. Aber wieder verging kaum eine Stunde, da vernahmen wir wieder das nämliche Stapfen auf der Treppe. Diesmal war es die alte Megäre, die tobend ins Zimmer drang und den Stuhl packte. Und wieder wären wir um ein Haar unterlegen, wenn nicht zufällig auf der Straße ein Ortsgendarm gerad vorübergekommen wäre, der durch den Lärm angelockt ins Haus trat. Und dieser in Schlachten gewiß Unerprobtere zeigte zu unserer Verwunderung und Bewunderung so gar keine Furcht vor diesem weiblichen Satan, im Gegenteil, er machte ganz kurzen Prozeß: er packte sie mit sicherem Polizistengriff und fuhr mit ihr ab die Treppe hinunter, daß es nur so rauchte. Unten gab er ihr dann im französisch-deutschen Kauderwelsch zu verstehen, was ihrer warte, wenn sie es noch jemals wagen würde, unser

Zimmer zu betreten. Der Stuhl wurde uns im Namen der Ortskommandantur durch ihn als notwendiges Inventar des Zimmers zugesprochen. Und da sahen wir denn, daß Mut und Mut, Furcht und Furcht ganz verschiedene Dinge sein konnten. Wir bekamen sogar für ein paar Tage fast so etwas wie Respekt vor der Etappe. — Eine der seltsamsten Quartiernächte verbrachte ich in Galizien. Es war bitter kalt, und die Kameraden froren zur Nacht in ihren unheizbaren Quartieren. Da quartierte ich mich denn kurzerhand im engen aber warmen Kuhstall ein — wo eine wirkliche Kuh meine Schlafgenossin wurde. Nur ein paarmal mußte ich mich vor den Küssen meiner temperamentvollen Kuh retten. Aber dieses: die weiche und kühle Kuhschnauze ein paarmal im Gesicht zu spüren, war auch der einzige Übelstand dieser Nacht. Heilfroh aber war der Panje, als er am Morgen — — die Kuh noch am Leben fand. Ich hatte meinen Kopf auf einen Kleiesack gebettet, und der Panje war in Todesangst, daß ich seiner Kuh von der Kleie zu fressen geben könnte.

In einem Quartier nahe Courtrai erlebte ich es auf frappierende Art, wie ausgedehnt und wohlfunktionierend das feindliche Spionagesystem doch war. Wir lagen in jenem Orte einquartiert — von den großen Strapazen der großen Offensivschlacht einigermaßen wieder erholt und zum Stoß auf den die Ypernstellung beherrschenden Kemmel bereitgestellt, den wir denn auch eine Woche später nahmen. Der Kemmel war gewissermaßen mein Schicksalsberg: im Oktober 1914 versuchten wir ihn zu nehmen — vergeblich! — Dies war mein erstes Gefecht überhaupt; nun im Mai 1918 glückte — also vier Jahre später — der Sturm; der Kemmel wurde (wenigstens vorübergehend) unser — und dies war mein letztes Gefecht zugleich. Meine Quartierwirtin aber sagte mir täglich: „Den Kemmel kriegt ihr nicht, denn wenn ihr den kriegt, ist England verloren!“ Wir bekamen ihn zwar doch — — aber verloren war England leider nicht. — Eines Vormittags überraschte mich meine Quartierwirtin mit der Nachricht: „Heute morgen ist euer Richthofen abgeschossen!“ Ich war bestürzt über die Sicherheit, mit der sie das vorbrachte, und eilte zu meinem Freunde, der Gerichts- und Nachrichtenoffizier der Division war. Der lachte mich aus, rief aber dann doch sicherheitshalber beim Armeeoberkommando an. Da auch dort nur gelächelt wurde über solch ein Latrinengerücht, war ich denn ganz beruhigt und sagte meiner Quartierwirtin nur ironisch: da sei wohl der Wunsch der Vater des Gedankens. Sie aber blieb hartnäckig bei ihrer Behauptung und: was sie wisse, wisse sie! Zwei Tage später rief mich mein Freund von der Division aus an und bestätigte mir, daß Richthofen an jenem Morgen tatsächlich im Arrasgebiet abgeschossen sei. Und das Armeeoberkommando wußte es nicht! — — Aber die belgische Bevölkerung, die uns mit höflichem Haß behandelte, hörte „das Gras“ wachsen.

Stoßtrupps

Von Ernst Jünger

Als nach der Marneschlacht die Stellungen der sich im Westen gegenüberliegenden Heere eine immer größere Festigkeit gewannen, und jene Gewirre von Gräben, Drahtverhauen und Stützpunkten entstanden, die man mit dem Namen Stellungssystem bezeichnete, änderten sich auch die Anschauungen, die man über den Sturmangriff aus dem Frieden mit in den Krieg genommen hatte. Solange die angreifende Truppe sich deckungslosen oder höchstens flüchtig eingegrabenen Schützenlinien gegenübersah, genügten die Maßnahmen und Vorbereitungen, die ihr von den Übungsplätzen und Manöverfeldern der Friedensausbildung geläufig waren. Sie bestanden in einer mehr oder weniger langen und ausgiebigen Erschütterung des Gegners durch Gewehr- und Artilleriefeuer, an die sich nach sprunghafter Annäherung unter gegenseitiger Feuerunterstützung der letzte Anlauf mit der blanken Waffe schloß. Der Einbruch erfolgte in den langen Linien, in denen der Feuerkampf ausgefochten war, sie wurden im Laufe des Gefechtes durch eingeschobene Unterstützungen aufgefüllt und sollten im Augenblick des Sturmes eine überwältigende Stärke besitzen.

Schon in den großen Herbstschlachten des Jahres 1914, besonders in Flandern, zeigte es sich jedoch, daß diese Methode den hinter Drahtfeldern aufgestellten Maschinenwaffen des Verteidigers gegenüber zu unerträglichen Verlusten und endlich zum Scheitern jedes Angriffes überhaupt führen mußte. Die Verluste an junger Mannschaft auf den Ebenen vor Ypern legten blutiges Zeugnis dafür ab. Je mehr sich dann die Stellungen verdichteten und verstärkten, desto sorgfältiger mußte die Vorbereitung werden, ehe man es wagen konnte, den ungedeckten Menschen über das, wenn auch noch so schmale Gebiet vorzuschicken, das ihn vom Gegner trennte. Denn, wenn es auch nur Minuten oder vielleicht sogar Sekunden waren, die dem Verteidiger zum Zielen und Schießen blieben, so genügte diese Zeit doch, um mit Maschinenwaffen die Fläche leerzufegen wie einen Tisch. Außerdem zwangen die immer dichter werdenden Drahtverhaue den Angreifer,

seinen Aufenthalt im gefährlichen Raume auszudehnen und sich dicht vor den Mündungen der Gewehre und in Wurfweite der Handgranaten aufzurichten, um die Hindernisse zu übersteigen oder Gassen durch sie zu brechen.

Die Vorbereitung des Angriffes mußte daher bald eine Wucht gewinnen, von der man sich im Frieden noch keine Vorstellung gemacht hatte. Dies drückte sich vor allem in der Steigerung des Artilleriefeuers aus, das sich bereits in den ersten Monaten des Krieges noch durch den Einsatz von Minenwerfern und anderen, auf kurze Entfernungen wirkenden Waffen verstärkte. Ferner wurde sowohl die Wirkung des Feuers wie die des menschlichen Angriffes noch dadurch summiert, daß sie sich nicht mehr auf die Breite erstreckte, sondern an bestimmten Orten überwältigend zusammengefaßt wurde.

In bezug auf die angreifende Mannschaft stellte sich heraus, daß die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften, die der erste Einbruch in einen so stark gerüsteten und verschanzten Gegner erforderte, weit über den Durchschnitt der Leistung hinausgingen, der in einem Massenheere vom einzelnen erwartet werden konnte. Die Überwindung solcher Schrecknisse, wie sie dieser erste und entscheidende Teil des Angriffes dem kämpfenden Menschen entgegenstellte, mußte einer ausgesuchten Schar von Sturmsoldaten übertragen werden. Ihr lag es ob, die Bahn zu brechen und den Stein ins Rollen zu bringen.

An diesen zeitlichen, räumlichen und persönlichen Bedingungen bildete sich der Stoßtrupp in seiner Eigenart heraus. Aus dem Heereskörper schieden sich kleine ausgesuchte Verbände, die imstande waren, das feindliche Feuer blitzschnell zu unterlaufen, an die Wirkung der eigenen Feuermaschinen sofort den Einsatz der menschlichen Kraft zu schließen und auf engem Raume geschlossen in die verteidigte Stellung zu stoßen, um sie auseinanderzureißen. Um uns ein Bild zu machen, wie sich die Tätigkeit dieser Verbände in der Wirklichkeit abspielte, müssen wir uns zur Stunde des Angriffes auf eine der großen, beschossenen Ebenen Nordfrankreichs versetzen, auf denen sich unter jahrelangen Kämpfen das Schicksal des Krieges entschied.

Wir befinden uns in einer scheinbar menschenleeren Einöde, auf der wie in einer vulkanischen Landschaft seit Tagen die Sprengkegel unzähliger Geschosse steigen und fallen und in deren Weite der Donner der Abschüsse und Explosionen so zur Gewohnheit geworden ist, daß ihn das Ohr kaum noch vernimmt. Weit im Gelände verstreut arbeiten die Artillerien der beiden Heere wohlverborgen gegeneinander an, es ist, als ob diese Arbeit von einer Naturkraft geleistet würde, die sich den Augen des Betrachtenden verbirgt. Ebenso öde und verlassen wie das Land ringsumher liegen die Gräben unter den Wolken von Geschoßqualm und Staub, ihre Aufwürfe heben sich vom Boden ab wie ein eng aneinandergeflochtenes Netz, so daß die schmale Grenze des Niemandslandes kaum zu erkennen ist. Sie

sind mit Menschen überfüllt, die, in der Enge von Stollen und Unterständen zusammengepreßt, seit langem die Stunde des Angriffes erwarten. Nur vereinzelt stehen wenige Posten, die, in Betonstände oder kleine Nischen gedrückt, fast schutzlos dem Unwetter preisgegeben sind, um jederzeit die unter der Erde lauernden Besatzungen alarmieren zu können.

Plötzlich ändert sich das Bild. In dem Augenblick, in dem ein letzter furchtbarer Feuerstoß die Landschaft erschüttert, der alle bisherigen Schrecknisse weit in den Schatten stellt, beginnt der Graben sich an verschiedenen Stellen mit Mannschaften zu füllen. Langsam kriechen sie aus den niedrigen Eingängen der Erdlöcher hervor, um sich an Punkten zu sammeln, vor denen schmale Gassen in die Drahtverhaue geschnitten sind. Sie sind schwer bewaffnet, mit Handgranaten gefüllte Säcke hängen vor ihrer Brust, sie tragen kurze Karabiner am Riemen um den Hals und auch an ihren Koppeln ist eine Reihe verschiedenartiger Waffen und Werkzeuge befestigt. Einige tragen Maschinengewehre, andere geballte Ladungen, Brandröhren und Sprengkisten. Die Führer halten Uhr und Pistole in der Hand.

Zur bestimmten Sekunde, während noch die letzten Granaten in die feindliche Stellung schlagen, schwingen sie sich auf den Grabenrand und überschreiten das Hindernis. Nun ändert sich mit einem Schlage der leblose Eindruck des Feldes, überall jagen kleine Rudel von Menschen durch Nebel und Dampf, und wenn auch einige Gewehrschüsse fallen, und hier und da ein Maschinengewehr einsetzt, so spielt sich doch alles so plötzlich und überraschend ab, daß die Stoßtrupps die gefährliche Stelle schon überwunden haben, ehe sich die Besatzung drüben vom Schrecken der Beschießung erholt hat. Man sieht, wie sie sich vor den zerschossenen Drahtresten auf der anderen Seite in Granattrichter werfen, und gleich darauf kreiseln Handgranaten in schwerfälligem Fluge hinüber, um in einer milchweißen Wolke zu explodieren. Eine geballte Ladung geht hoch und reißt eine breite Lücke in den Draht. Dann folgt ein letzter Sprung, und der schwerste Teil der Aufgabe, der eigentliche Einbruch, ist geglückt. Damit ist die Arbeit aber noch keineswegs beendet, denn der Einbruch erfolgte ja nur an Punkten, während auf das Getöse der Handgranaten hin der angegriffene Graben in seiner ganzen Breite lebendig wird. Nun beginnt erst die eigentliche Technik des Aufrollens, bei dem unter fortwährenden Handgranatenwürfen Schulterwehr um Schulterwehr in erbittertem Kampfe genommen wird. Das Vordringen ist maschinenmäßig geregelt, Werfer, Beobachter und Träger arbeiten sich, fast ohne ein Wort oder einen Zuruf zu wechseln, Hand in Hand. Wo ein stärkerer Widerstand auftaucht, wird mit Gewehrgranaten und Maschinengewehren nachgeholfen, Gewehrträger riegeln die Seitengräben ab, um Überraschungen und Rückschlägen vorzubeugen. Signalraketen zur Verständigung der Artillerie steigen hoch, in die Eingänge der Stollen werden geballte Ladungen geworfen, und wo Barrikaden den Weg versperren, verlassen einige Schützen den Graben, um sie rechts und

links zu umgehen. Bald sieht man die Handgranatenwölkchen der einzelnen Abteilungen sich nähern, die eingeschlossenen Reste der Besatzung ergeben sich oder werden niedergemacht. Nun ist es Zeit, in die in die Tiefe der angegriffenen Stellung führenden Gräben einzudringen, denn schon beginnt sich der Graben mit nachdrängender eigener Mannschaft zu füllen. Die eigentliche Aufgabe des Stoßtrupps, der Einbruch, ist vollbracht.

Kolonnenangriff.

Vorgehende bulgarische Schützenlinie.

Eine englische See-Division geht zum Angriff vor.

Sturm auf eine italienische Stellung.

Deutsche Sturmtruppen erreichen das Drahtverhau.

Die ersten zurücklaufenden italienischen Gefangenen.

Nach dem Straßenkampf in Lille.

Beseitigung von Drahthindernissen.

Die Drahtfelder erreichten im Verlaufe des Krieges eine immer größere Ausdehnung. Zu ihrer Zerstörung mußten wachsende Feuermassen aufgebracht werden. Patrouillen schnitten schmale Gassen in sie hinein. Der Infanterist rechts bedient eine Drahtschere.

Säuberung eines französischen Ortes.

Der letzte Akt

Von Ernst Jünger

Um den Weltkrieg an der westlichen Front von Anfang bis zu Ende zu übersehen, dazu gehörte unter anderen Glücksfällen auch unzweifelhaft der der Verwundung. Die Verwundung, insofern sie weder zu schwer noch zu leicht war, zählte bei den alten Kriegern zu den Glückstreffern, die die große Lotterie des Krieges in Bereitschaft hielt. Zu leicht durfte sie deshalb nicht sein, weil sie dann nur einen kurzen Aufenthalt im Feldlazarett dicht hinter der Front zur Folge hatte und ihre schönste Frucht, den vierzehntägigen Heimatsurlaub, nicht ausreifen ließ. Ein rechter Treffer aber, der sogenannte Salon-Kavaliers- oder Heimatschuß, wurde mit einem Vergnügen begrüßt, von dem man sich zu Beginn des Feldzuges noch nichts hatte träumen lassen. Unter den Rufen, die aus einer ins Gefecht ziehenden Truppe erschollen, konnte man daher häufig Gratulationen vernehmen, die den ihr entgegenkommenden marschfähigen Verwundeten galten.

Zu einem besonders glücklichen Zufall wurde die Verwundung kurz vor Gefechtshandlungen, die mit der Vernichtung größerer Truppenteile endeten. Im Verlaufe des Krieges, mit der Steigerung der großen Materialschlachten, ereignete es sich immer häufiger, daß von den bei einem Großangriff in der vordersten Stellung liegenden Bataillonen auch nicht ein einziger Mann wiedergesehen wurde. Dies war eine nur allzu erklärliche Folge des Verfahrens, das sich für solche Angriffe herausgebildet hatte. So begann die Wirkung des Vorbereitungsfeuers zunächst alle rückwärtigen Verbindungen zu zerstören, teils um die Verständigung der Kämpfer mit den Stäben und der Artillerie unmöglich zu machen, teils um die Reserven zu verhindern, die vordere Linie zu verstärken. Durch dieses Verfahren wurde die Besatzung der vordersten Verteidigungszone wie durch eine große Feuerglocke überdeckt und von jeder Hilfe abgeschlossen. Erfolgte dann endlich der Angriff, so blieb die Abriegelung durch Feuer bestehen, so daß auch den wenigen Überlebenden jedes Entrinnen unmöglich war. So kam es, daß diejenigen, die die letzten Mitteilungen vom Schicksal einer solchen Truppe

zu machen vermochten, die auf dem Anmarsch verwundeten waren, und daß man die nächste, ungewisse Nachricht erst durch den feindlichen Heeresbericht oder durch die Briefe Gefangener erhielt. In vielen Fällen hörte man erst nach dem Kriege Genaueres über die Augenblicke, in denen der Einbruch des Gegners geschehen war. Eine solche Verwundung entzog mich bei Combles dem Schicksal meines Bataillons, das am Abend bei Guillemont in Stellung gehen sollte, und das bald darauf bis auf den letzten Mann verschollen war. Das spurlose Verschwinden einer so großen Einheit in der Schlacht war uns damals noch zu neu, um nicht einen mächtigen Eindruck in uns zu hinterlassen — ebenso neu wie die ganze Art dieses Krieges, der mit der Sommeschlacht begann, und um diese handelte es sich hier. Die ganz ungeahnte und noch nie erlebte Wucht des Feuers machte den Eindruck einer Naturkatastrophe, und die Schwere der Verluste war diesem Eindruck angemessen.

Combles war kurz vorher noch ein friedliches Etappenstädtchen gewesen, das ganz plötzlich, während die Einwohner noch in ihm weilten, mit großen Massen schwerer Geschosse überschüttet worden war. Als wir dort einzogen, hatte die Gewalt der Zerstörung das Bild einer menschlichen Siedlung noch nicht so verwischt, wie wir es sonst von den Ortschaften in der Zone des Stellungskrieges gewohnt waren, in denen sich meist kaum noch die Grundrisse der Gebäude erhalten hatten. Krieg und Frieden hatten sich hier vielmehr auf eine sonderbare und groteske Weise vermischt. Das Überraschende des Angriffs und die Bestürzung, die er hervorgerufen hatte, war noch überall zu erkennen in dem Bilde, das sich den Augen bot. Es schien, als ob der Geist der Häuslichkeit noch nicht ganz aus den verlassenen Wohnungen gewichen wäre, und als ob die Laren und Penaten in dieser kurzen Spanne bis zur völligen Zerstörung noch ein seltsam verwaistes Dasein führten. Auf diese Weise war ein modernes Pompeji entstanden, das in jedem Winkel an ein Leben erinnerte, das sehr entfernt schien, obwohl es gestern noch wirksam gewesen war.

So trugen die meisten Häuser noch alle Stockwerke, wenn auch in ihre Dächer die oben hineingefahrenen Geschosse große Löcher geschlagen hatten. Bei vielen hatte der Druck der Explosionen ganze Mauern aus ihrem Gefüge gerissen, so daß man von außen die Ordnung der Zimmer und der Möbel im Querschnitt erblicken konnte. Das Mauerwerk war in großen Trümmern auf die Straßen gefallen, um sie mit Hügeln zu bedecken, zwischen denen der Schritt der Kolonnen bereits schmale Pfade eingezeichnet hatte. In den Gärten waren die Bäume mit Früchten bedeckt, die nicht mehr geerntet werden konnten, und man sah noch kunstvoll gezogene Pfirsichstämme, denen durch einen Treffer die Mauer entrissen war, die ihnen als Stütze gedient hatte.

Es war ein warmer Septembertag, und die Luft war erfüllt vom Hauch der erschlagenen Menschen und Tiere, die unter den eingestürzten Gebäuden begraben

lagen. Dieser Hauch der Verwesung, der sich mit einem Staubgeruch von Kalk und Ziegelsteinen vermischte, der öde und menschenleere Anblick des Ortes und der sich bald entfernende, bald nähernde Lärm der Beschießung, der jedoch immer von dem großen, gleichmäßigen, maschinenartig zitternden Arbeitslärm der Schlacht unterstrichen war, riefen in dem einsamen Betrachter den Eindruck eines sehr gefährlichen Raumes hervor. Denn die Beschießung ging unaufhörlich ihren Gang, sie riß wie eine schwere Brandung an den Überresten des Ortes und lag bald auf die Gärten, Plätze und Häuser verstreut, bald auf ein besonderes Viertel zusammengefaßt. Manchmal fielen auf eine einzelne Straße, auf ein einzelnes Häuserviertel stundenlang, von gleichmäßigen Pausen unterbrochen, Gruppen schwerer Geschosse herab, manchmal ballten sich irgendwo aus Hunderten von Schrapnellexplosionen große weiße Wolken zusammen, in denen rötliche Flammen zuckten. Dann wieder schien sich nach einem unberechenbaren Plane die Masse des Feuers, das die Landschaft verwüstete, auf den Ort zusammenzuziehen, der unter einem dichten Vorhang von Staub und den bunten Gasen der Sprengstoffe verschwand. Neben einem milchigen Dampf, der langsam von den Stellen der Einschläge über die Schutthalden kroch, neben den gelben Zungen des Schwefels und den stechend braunen Schwaden des Pikrins stiegen die schwarzen Wolken der „Kohlenkästen" auf, die den Anschein erweckten, als ob riesige Säcke voll Ruß krachend auseinander flögen. Dazwischen mischten sich die Farben der getroffenen Stoffe, des Mörtelstaubes, des Ziegelmehls, der Erde, der Steine und der Hölzer, die sekundenlang über den Einschlägen schwebten. Je mehr sich die Wut des Feuers steigerte, desto häufiger fuhren die mannigfaltigen Raketen der Leuchtkugelposten hoch, die die Signale der Front weiterleiteten und deren Ketten mitten durch den Ort gezogen waren. Neben einfachen weißen, grünen und roten Leuchtzeichen gab es solche, die in bunte Sterne zersprangen oder in Trauben und Funkenfahnen auseinander rieselten. Das Ganze ergab das Bild eines unvergleichlichen Feuerwerks, das zu erzielen der kriegerischen Welt kein Aufwand an Menschen, Maschinen und Kosten zu groß gewesen war.

Das Bild dieser vesuvischen Landschaft in der vollen Gewalt ihres Aufruhrs wäre der Beobachtungsgabe eines jüngeren Plinius würdig gewesen. Zwar war der Kirchturm des Ortes bereits zu einem hohen Schuttkegel zusammengeschossen, aber es gab noch Häuser genug, von deren Dachstuhl aus ein guter Rundblick möglich war, wenn man sich nicht scheute, die Treppen zu benutzen, deren Stufen vielfach unterbrochen waren und die schwankend in ihren Befestigungen hingen. Von einem solchen Posten aus war das volle Maß der zerstörerischen Arbeit zu übersehen, die der riesige Geschützpark, der zur Bezwingung des Ortes versammelt war, leistete. Combles war bereits seit Tagen fast völlig eingeschlossen wie eine Insel und hing nur noch durch die dünne Nabelschnur einer einzigen Anmarschstraße, die nur bei Nacht beschritten werden konnte, mit den rückwärtigen Ver-

bindungen zusammen. Diese letzte Landzunge war das Ziel ununterbrochener methodischer Angriffe, die der Verteidigung Meter um Meter ihren Boden entrissen, und die die Ortschaft endlich ganz abschnüren sollten. Der heroische Kampf der letzten eingeschlossenen Verteidiger ist der Welt aus vielen Berichten bekannt. Aber schon damals, kurz vorher, schien es dem Blick, als ob der Ort bereits völlig eingeschlossen wäre, denn es war keine Lücke zu entdecken in dem dichten Walde von Einschlägen, der ihn umgab. Die Hügel, die ihn umringten, schienen den Wall eines großen Kraters zu bilden, in dessen Grund das Städtchen eingebettet war. Ohne das Gefühl der persönlichen Bedrohung hätte das Auge wohl unermüdlich das Spiel des Feuers verfolgen können, dessen wechselnde Formen etwas Elementares besaßen, wie es der Flamme, der Welle oder den Wolken eigentümlich ist.

So aber fühlte man, etwa durch den Einsturz eines benachbarten Hauses gewarnt, bald das Bedürfnis, sich an einen Punkt größerer Sicherheit zurückzuziehen. Die Besatzung des Ortes war, soweit sie nicht in den Katakomben, einer sehr alten und weit verzweigten Höhlenanlage hauste, auf die Keller verteilt. Diese Keller waren recht solide, meist zur Bereitung und Aufbewahrung von Wein bestimmt, tief in den Kreidefelsen gehauen und durch tonnenartige Bögen aus Ziegelsteinen geschirmt. Steinerne Stufen führten hinab, und man hatte das Gefühl, daß es schon eines sehr kräftigen Treffers bedurfte, um sie einzudrücken.

Einen solchen Keller hatte auch ich mit einem Teil meines Zuges bezogen, nachdem wir zum ersten Male in der Kampfstellung, das heißt in einer sehr fragwürdigen Reihe von Trichtern vor dem Dorfe Guillemont gelegen hatten. Wir erwarteten so, in verhältnismäßiger Sicherheit, den Befehl, zum zweiten Male vorzugehen, der uns bei Anbruch der Dunkelheit erreichen mußte. Dies war unmittelbar vor jener heftigen Welle der Sommeschlacht, die, wie manches andere, so auch unser Bataillon spurlos verschlingen sollte. Ungefähr zwei Stunden vor dem Abmarsch wurde ich durch eine Schrapnellkugel am Bein verwundet. Sie wurde aus einem verirrten Geschoß geschleudert, das während einer Feuerpause in den Garten unseres Hauses schlug, als wir gerade, pfeiferauchend und plaudernd, vor dem Kellereingang in einer kleinen Gruppe beisammenstanden. Ich wurde in die Katakomben getragen, um dort einen der Lazarettwagen zu erwarten, die während der Dunkelheit nach Combles kamen.

Nach meiner Verwundung übernahm mein Stellvertreter, der Feldwebel Heisterkamp, den Zug, um ihn in das Trichterfeld bei Guillemont zu führen. Bis auf vereinzelte Leute, die noch während des Anmarsches getroffen wurden und, soweit sie gehen konnten, nach Combles zurückkehrten, wurde niemand mehr gesehen. Lange Zeit hielten wir die Verteidiger von Guillemont für bis auf den letzten Mann vernichtet, bis uns Briefe aus englischen Gefangenenlagern davon benachrichtigten, daß wenigstens einige von ihnen mit dem Leben davongekommen waren.

Erst nach dem Kriege erhielt ich einen ausführlichen Bericht meiner damaligen Gefechtsordonnanz Schmidt über manche Einzelheiten, die sich bei diesem Angriff abgespielt hatten. Dieser Bericht gibt einen sehr guten Anblick des letzten Aktes, der ein solches Schauspiel in tödlicher Einsamkeit abzuschließen pflegte.

Der Anmarsch zur Kampfstellung führte durch eine Reihe von Hohlwegen, die beständig unter schwerem Feuer lagen, aber nicht zu umgehen waren, da sie wichtige Punkte zur Orientierung inmitten der Dunkelheit bildeten. Bei diesem letzten Anmarsch war das Feuer, das auf diesen Passagen lagerte, noch heftiger als sonst, und die Zahl der Toten, die die ablösenden und abgelösten Kompanien als Wegzoll in ihnen zu hinterlassen pflegten, hatte sich bedeutend vermehrt. Der Zug richtete sich nach der Ablösung wieder in den bereits wohlbekannten Fuchslöchern ein, die mit dem Spaten in die Lehmwand eines Hohlweges gegraben waren. Davor gehängte Zeltbahnen schlossen sie notdürftig gegen Fliegersicht ab. Bereits bei dem ersten Aufenthalt in dieser Stellung hatte eine große Lücke zwischen dem Zuge, der den rechten Flügel unseres Regiments bildete, und dem rechten Nachbarregiment, J.-R. 76, bestanden. Diese Lücke hatte sich nun durch ein unausgesetztes Vernichtungsfeuer so verbreitert, daß die Stellung einer völlig durch mächtige Feuerströme eingeschlossenen Insel glich. Aus ähnlichen, größeren und kleineren, immer mehr zusammenschmelzenden Inseln bestand der Abschnitt im weiteren Sinne überhaupt. Der Angriff fand ein Netz vor, dessen Maschen zu weit geworden waren, als daß es seine Schwärme noch hätte einfangen können.

Nur einmal erschien gegen Morgen eine zwei Mann starke Streife des Regiments 76, die nach unendlichen Mühen sich durchgetastet hatte. Sie verschwand gleich wieder im Feuermeer und mit ihr die letzte Verbindung mit der Außenwelt. Gegen Ende der Nacht griff das Feuer von der Lücke her immer mehr auf den rechten Flügel hinüber und vergrößerte sie langsam, indem sie ein Widerstandsnest nach dem anderen aus der Linie brach. Gegen sechs Uhr morgens wollte Schmidt, um zu frühstücken, nach dem Kochgeschirr greifen, das er vor seinem Fuchsloch aufbewahrt hatte, allein es fand sich nur noch ein plattgedrücktes, durchlöchertes Stück Aluminiumblech vor. Bald darauf setzte die Beschießung wieder ein, um sich zu einer Wucht zu steigern, die als untrügliches Zeichen eines nahen Angriffs angesehen werden mußte. Flugzeuge tauchten auf und begannen, dicht über dem Boden ihre Kreise zu ziehen.

Heisterkamp und Schmidt, die beiden einzigen Bewohner der winzigen Erdhöhle, die solange wie durch ein Wunder standgehalten hatten, wußten, daß der Augenblick gekommen war, sich fertig zu machen. Als sie in den mit Rauch und Staub erfüllten Hohlweg hinaustraten, sahen sie, daß sie sich in einer völligen Einsamkeit befanden. Das Feuer hatte im Laufe der Nacht die letzten spärlichen Deckungen, die sich zwischen ihnen und dem rechten Flügel befanden, eingeebnet und die Insassen unter den einstürzenden Erdmassen verschüttet. Aber auch zu ihrer linken

Hand zeigte sich der Rand des Hohlweges von Verteidigern gänzlich entblößt. Der Überrest der Besatzung, darunter die Mannschaft eines Maschinengewehrs, hatte sich in einem engen, nur mit Brettern und einer dünnen Erdschicht abgedeckten Unterstand zusammengezogen, der mit zwei Eingängen ungefähr in der Mitte des Hohlweges in die rückwärtige Böschung gegraben war. Diese letzte Zuflucht suchten auch Heisterkamp und Schmidt zu erreichen. Auf dem Wege dorthin verschwand jedoch auch der Feldwebel, der gerade an diesem Tage Geburtstag hatte. Er blieb hinter einer Biegung zurück, um nicht wieder aufzutauchen.

Der einzige Mensch, der dann noch von rechts bei der kleinen Unterstandsgruppe erschien, war ein Gefreiter mit verbundenem Gesicht, der sich plötzlich den Verband herunterriß, um Männer und Waffen mit einem Schwall von Blut zu übersprudeln und sich zum Sterben niederzulegen. Während dieser Zeit war die Mächtigkeit des Feuers noch ununterbrochen im Wachsen; jeden Augenblick mußte in dem überfüllten Unterstand, in dem längst kein Wort mehr gesprochen wurde, mit einem Treffer gerechnet werden.

Weiter links hatten sich noch einige Leute des dritten Zuges in ihre Trichter verbissen, wie ja überhaupt die Stellung von rechts, von der ehemaligen Lücke her, die nun längst zu einem unübersehbaren Dammbruch angewachsen war, zermalmt worden war. Diese Leute müssen auch die ersten gewesen sein, welche die nun nach einem allerletzten, zusammengefaßten Feuerschlage eindringenden englischen Stoßtrupps erblickten. Jedenfalls wurde die Besatzung des Unterstandes zuerst durch ein links von ihr erschallendes, den Gegner ankündigendes Geschrei alarmiert. Schmidt, der den Unterstand als letzter erreicht hatte und daher dem Ausgang am nächsten saß, konnte auch als der erste im Hohlweg erscheinen. Er sprang in den spritzenden Kegel einer einschlagenden Granate hinein. Durch die sich verziehende Wolke erblickte er auch bereits rechts, gerade an der Stelle des alten Fuchsloches, das ihn so treulich beschirmt hatte, einige kauernde, kakifarbene Gestalten. Im gleichen Augenblick brach der Gegner in dichten Gruppen auch in den linken Teil der Stellung ein. Was sich jenseits der vorderen Böschung sonst noch abspielte, war wegen der Tiefe des Hohlweges nicht zu übersehen.

In dieser wirklich verzweifelten Lage stürzten die nächsten Insassen des Unterstandes, vor allem ein Feldwebel Sievers, mit einem noch völlig erhaltenen Maschinengewehr und dessen Richtschützen heraus. In Sekunden war die Waffe auf der Sohle des Hohlweges in Stellung gebracht und der Gegner zur Rechten aufs Korn genommen. Aber während der Richtschütze schon die Faust am Gurt und den Finger im Abzug hatte, rollten über die vordere Böschung englische Handgranaten herab. Die beiden Schützen brachen, ohne einen Schuß aus dem Lauf bekommen zu haben, neben ihrer Waffe zusammen. Wer sonst noch aus dem Unterstand sprang, wurde bereits mit Gewehrschüssen empfangen, so daß sich in

wenigen Augenblicken um jeden der beiden Eingänge ein weiter Kranz von Erschossenen legte.

Auch Schmidt wurde schon durch die erste Handgranatensalve zu Boden gestreckt. Ein Splitter traf ihn am Kopf, andere rissen ihm drei Finger auf. Er blieb mit gegen den Boden gepreßtem Gesicht in der Nähe des Unterstandes liegen, der noch längere Zeit ein lebhaftes Gewehr- und Handgranatenfeuer auf sich zog.

Endlich wurde es still; der Engländer nahm auch diesen Teil der Stellung in Besitz. Schmidt, als vielleicht die letzte lebende Seele im Hohlweg selbst, hörte Schritte, die die Annäherung der Angreifer ankündigten. Gleich darauf ertönten Explosionen von Sprengladungen und Gasbomben, mit denen der Unterstand ausgeräuchert wurde. Trotzdem krochen gegen Abend aus ihm noch einige Überlebende hervor, die sich in einem geschützten Winkel aufgehalten hatten. Aus ihnen setzten sich wohl die wenigen Gefangenen zusammen, die den Sturmtruppen in die Hände fielen.

Aus Schüssen, die dicht über dem Boden abgefeuert wurden, schloß Schmidt, daß man gründlich aufräumen und sich mit den Verwundeten keine Mühe machen wollte. Ihr Klang näherte sich, bis einer der in dieser Weise beschäftigten Nettoyeurs vor dem Unterstande erschien, um zunächst auf den einen und dann auf den anderen der beiden gefallenen Maschinengewehrschützen einen Schuß abzugeben. Da Schmidt mit diesen ganz eng zusammenlag, spürte er am Stoß, daß sie getroffen waren, und erwartete, nun ebenfalls an die Reihe zu kommen. Wirklich traf ihn gleich darauf ein wuchtiger Schlag am Hinterkopf, der ihm den Stahlhelm herunterriß. Da er liegen blieb, ohne sich zu regen, und da sein Kopf schon durch die erste Verwundung blutüberlaufen war, hielt man ihn wohl für tot und verließ ihn, um zu einem anderen überzugehen.

Später wurde der Hohlweg, der nun im Rücken der englischen Stellungen lag, noch durch einen zweiten Trupp durchquert, der den Gefallenen die Sachen abnahm. Schmidt ließ auch das, ohne eine Bewegung zu machen, über sich ergehen. Da er aus Feuermassen, die sich an entfernteren Teilen des Kampffeldes zu ballen begannen, auf einen deutschen Gegenstoß schloß und an die Möglichkeit dachte, sich nach Einbruch der Dunkelheit nach rückwärts durchzuschlagen, versuchte er nur vorsichtig, seine Brille, auf die er angewiesen war, vom Blut zu reinigen. Gegen sieben Uhr abends wurde er jedoch durch einen englischen Krankenträger aufgerichtet und verbunden. Auch wurde er durch einen englischen Offizier unterstützt, der ihm trotz der großen Wasserknappheit sogar Wasser zum Säubern der Hände reichen ließ. Endlich wurde er einem Leichtverwundeten übergeben, der ihn zu einer Krankensammelstelle führte.

Ein Tag in einer Artilleriestellung

Von Veit Roßkopf

Eine Zeitlang gellten die Donner der Sommeschlacht den Männern noch schwer durch die Ohren und Seelen; sie waren abgeblaßt und verrußt aus den ununterbrochenen Feuerwirbeln herausgekommen, die Tag für Tag über sie hingebraust waren und mehr als die Hälfte von ihnen verschlungen hatten. Das hatte einmal ein Ende nehmen müssen wie alles; nur die schönen Tage von Flandern nahmen kein Ende! Seit mehr als einem halben Jahr ist kein Tropfen Blut geflossen — kein Toter, kein Verwundeter in der Batterie gezählt worden. Die Somme ist zu einer halbvergessenen Sage geworden. Das niederbayerische Bauernblut fühlt sich heimisch angeweht und angezogen von der flandrischen Erde. Mancher wünscht sich, hier bis zum Ende des Krieges bleiben zu können in diesem heimatlich hellen und ebenen, guten, bäuerlichen Land, in dem man zum erstenmal wieder gespürt hat, wie es im Frieden ist.

Die Batterie liegt zwischen Hollebecke und Houthem in einem dichten Haselgebüsch, in dem sich Vögel wiegen und Kaninchen verirren wie auf einem Brueghelschen Bild und die Geschütze inmitten feiernder Männer sich sonnen wie zahme oder überfressene Drachen. Sie haben an der Somme einige Hekatomben Engländer verschlungen und lassen spärlich ihr wüstes Gebrüll vernehmen, wenn die Kanoniere, wie zum Spaß, ein Dutzend Schüsse hintereinander zu den vier Rohren hinausjagen. Auf siebentausend Meter unterhält man sich kriegsgemäß mit einer englischen Batterie, die ihre Tage wohl ebenso gemütlich am Zillebecker See verträumt. Seit einigen Tagen kommen die Engländer mit einem, schwerlich ernstgemeinten Vergeltungsfeuer nach. Sie senden ebenso viele Schüsse in einen feuchten Bruch, fünfhundert Meter nördlich des Haselbusches, wovon sich die Hälfte als Blindgänger entschuldigen. So eine mutterseelenallein in den blauen Abend hineinfeuernde Batterie hat etwas wunderlich Stimmungsvolles. Wie ein Abendgebet von Matthias Claudius:

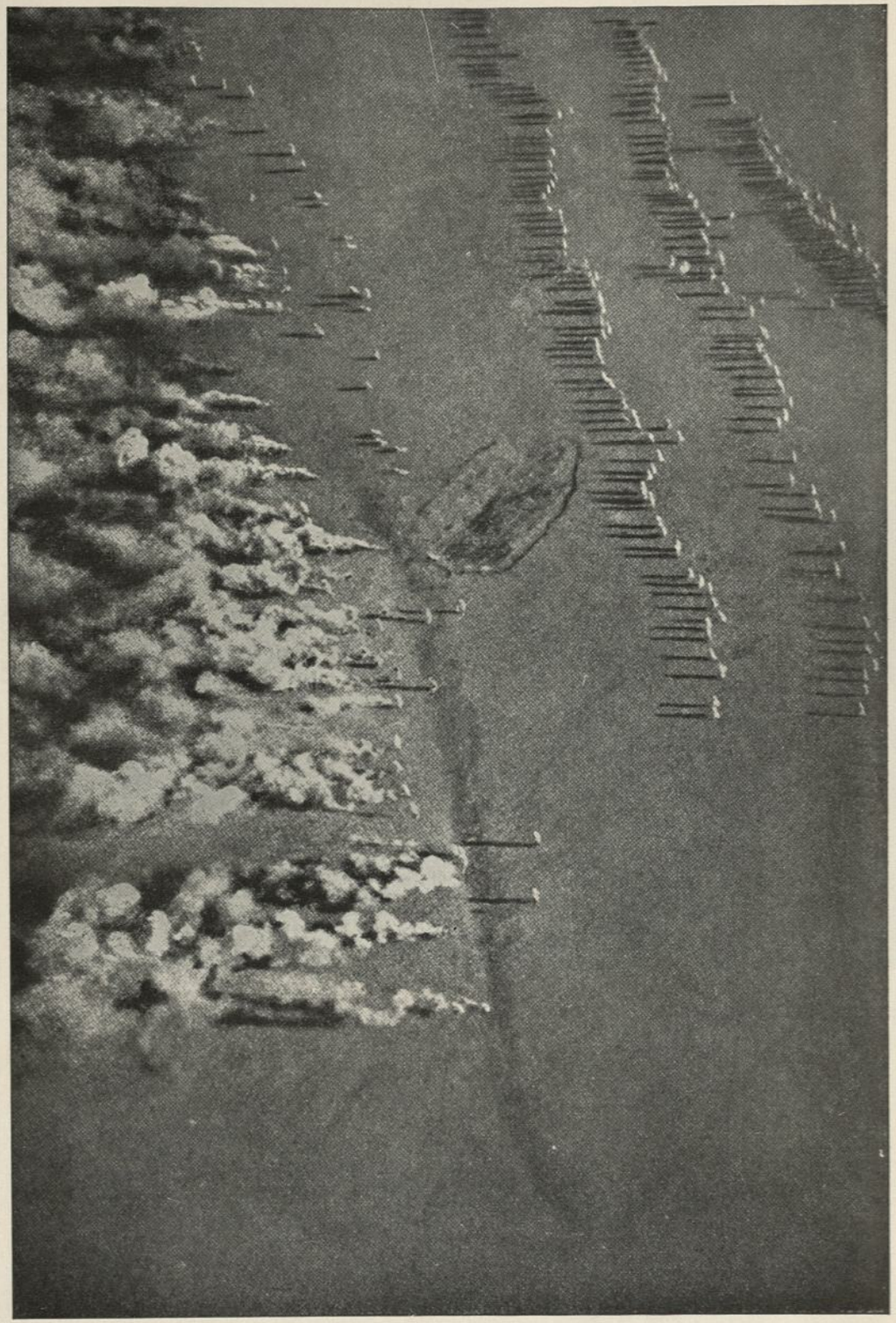
„Herr, laß uns ruhig schlafen und unsern guten Nachbarn auch."

Beistung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung.

Ein französisches Maschinengewehr in Aktion während eines deutschen Gegenangriffes.

Französische Infanterie in einer Höhle am Bergabhang verteidigt sich gegen deutschen Angriff.

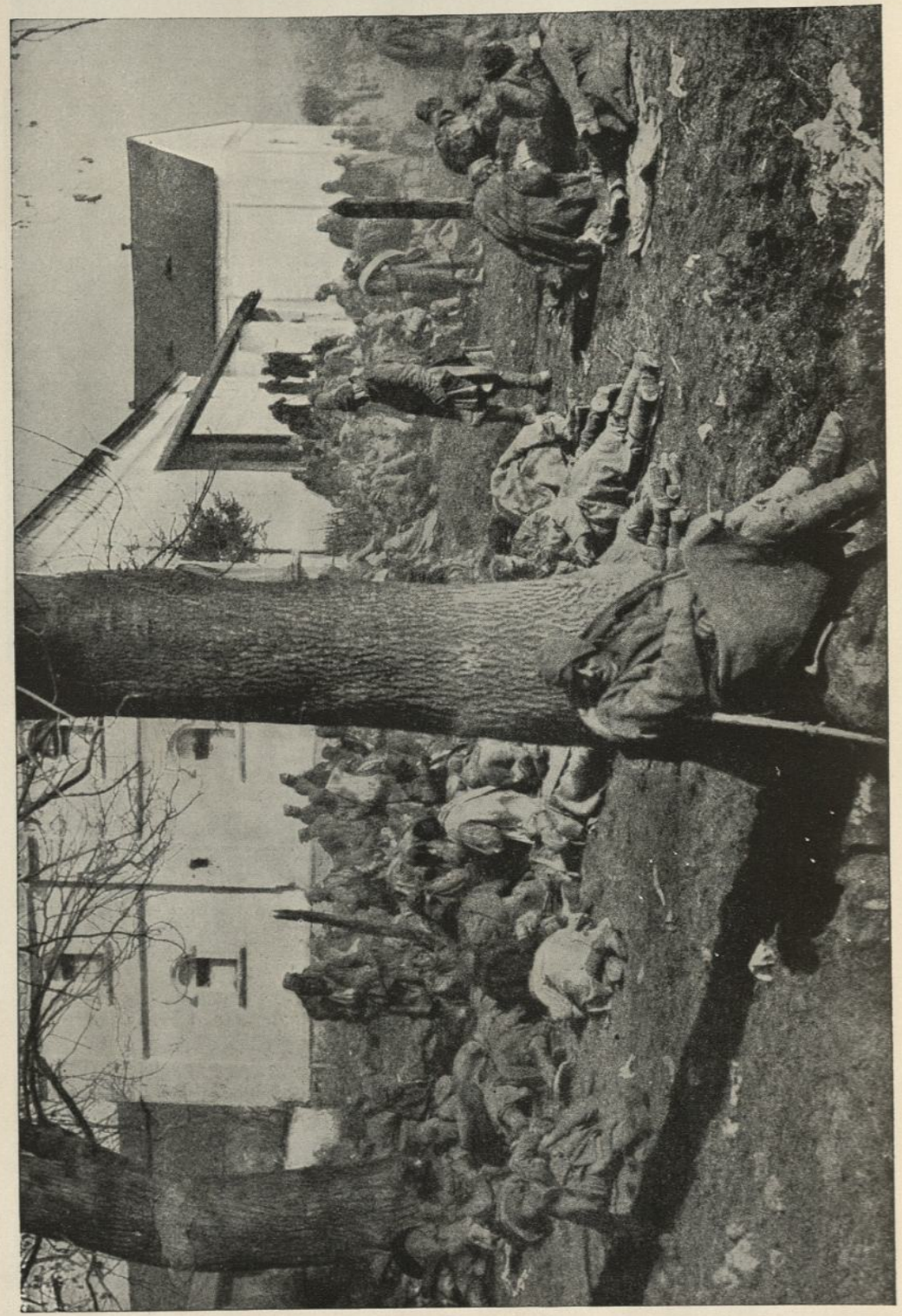
Eine Zuavenabteilung geht zum Angriff vor.



Ein Gasangriff an der Ostfront.
Nach einer russischen Fliegeraufnahme.

Ein Gasangriff.

Vergast.



Ein Feldlazarett in den Karpathen.

Dann nehmen die Frösche, die Grillen und die Nachtigallen den Ton auf, und die Sterne das Leuchten. Nachtgeräusche wie daheim im Dorf: ein Maschinengewehr rattert wie ein Hofgatter, und das Schießen im Nachbarabschnitt kommt dem schlaftrunkenen Mann vor wie daheim in Niederbayern das Muhen der Kühe vom Nachbardorf.

Ein Streuschuß fällt eines Tages mitten in die Batteriestellung. Wäre er fünf Minuten früher eingetroffen, dann wäre er vernichtend in den Abendappell der Geschützbedienungen hineingerast. Doch das war nur ein schwaches, wirkungsloses Anpochen des Kriegsgewissens — und überhaupt der letzte Schuß jener englischen Batterie. Sie meldet sich nicht mehr — und nun wird die Gemütlichkeit zauberisch. Die Männer schnitzen Manderln und Weiberln, Maßkrügel und Brezeln, kleine Kanonen, Pferdchen und Kaninchen; denn am ersten Mai wird in Coucou, wo die Barackenquartiere liegen, ein Maibaum gesetzt, mit Bier, Gesang, Gejodel, Harmonikamusik und Umzugsgaudi. Der Krieg ist vergessen.

Währenddessen haust die Beobachtung auf der Höhe 60 im ersten Infanteriegraben, zweihundert Meter vor dem Engländer, in einem Betonklotz. Der Hilfsbeobachter malt zahlreiche „Panoramas von Ypern und dem Zillebecker See“ auf Bestellung von der Infanterie, die ein Andenken mitnehmen will. Der Fernsprecher — im Notfall Meldegänger — liest die Dramen von Shakespeare. Der Vizefeldwebel photographiert und entwickelt. Wenn eingeschossen wird, ist das ein Fest- und Freudentag. Welch angenehmes Gruseln, wenn einem die eigenen Schüsse über den Kopf weg rauschen und hundert Meter vor einem im Niemandsland einschlagen! Gelegentlich gibt es aufregende Nachtstimmungen. Wenn in einem Nachbargraben eine feindliche Patrouille oder ein Stoßtrupp erschienen ist: Infanteristen hasten eine Stunde lang hin und her, man wird mit Handgranaten versorgt und macht sich auf eine Überraschung gefaßt. Zweimal hat es gekracht und ist der Tommy von den Posten mit Handgranaten abgewiesen worden!

Gewöhnlich ist es auch hier vollkommen ruhig, und man hört nachts oft Picken und Pochen unter der Erde. Die einen sagen, es seien unsere, die anderen, es seien englische Pioniere, die dreißig bis sechzig Meter tief minieren; diese Ungewißheit bereitet einen seltsamen Nervenkitzel. Die Infanteristen unternehmen auf eigene Faust verlockende Abenteuer — schleichen sich mittags, wenn drüben gegessen wird und der erste Graben verlassen ist, hinüber und rauben Konserven und aparte englische Ausrüstungsgegenstände, die sie nach Hause schicken. Wie das einen kratzt und kitzelt, mitzumachen! Doch Mitte Mai ist hier oben die Zeit zu Späßen vorbei, und man fühlt, daß sich irgend etwas unter dem silberklaren, fein duftigen flandrischen Himmel vorbereitet.

Die Gräben werden mit Minen beschossen und planmäßig zerstört. Das Feuer steigert und vervielfacht sich von Tag zu Tag. Aus den anfänglich gemeldeten

„fünfzig schweren Minen, schweren und mittleren Granaten auf Saubucht und anschließende Gräben“ werden „ungefähr einhundertfünfzig, zweihundertfünfzig, dreihundert, fünfhundert“! Unversehens befindet man sich Anfangs Juni im tollsten Trommelfeuer, der Betonklotz schaukelt auf dem lockeren, ausgetrockneten Lehmboden, alle Telephonverbindungen sind abgeschossen, eines Nachts wird der Eingang zugeschüttet, Sprengungen stehen zu erwarten. In den Feuerpausen am Vormittag wird die alte Leitung geflickt oder eine neue gelegt und das Sperrfeuer nachgeprüft. Einer der Fernsprecher fällt durch Kopfschuß von einem Maschinengewehr. Ein anderer wird durch einen Splitter leicht verwundet und vor der Katastrophe gerettet.

Inzwischen ist die Batterie staunend aus ihrer Ruhe erwacht. Man stellt zunächst die Zunahme der eigenen Artillerie fest. Mehrere Feldartillerieregimenter schmettern ihren lustigen Tanz. Die geübten Artilleristenohren suchen aus den Abschüssen die Anzahl der schweren Batterien im Abschnitt und die Größe der Kaliber festzustellen. Und dann geht das Trommeln los; immer noch ist ein Gefühl da, als ob das bald vorüber sein werde, und nach der langen Ruhe macht einem die energische Schießerei Spaß, zumal die Stellung nach wie vor kein ernsthaftes feindliches Feuer erhält.

Am Ende der ersten Juniwoche tritt die Katastrophe ein. Die Höhe 60 wird vom Engländer in die Luft gesprengt, die drei Mann der Beobachtung mit vielen, vielen anderen sind dabei umgekommen, erstickt, begraben, zerschmettert. Nur durch raschen Stellungswechsel rettet sich die Batterie vor dem Schicksal der Gefangenschaft, englische Kavallerie ist bis über das Haselgebüsch vorgeritten und dort von Maschinengewehren zusammengeschossen worden ...

Drei Monate später.

Jene überraschende, unglückselige Ouvertüre ist untergegangen im Toben der ungeheuerlichen Schlacht. Die Batterie befindet sich in einer Stellung unweit der ehemaligen Straße Menin—Ypern. Das spärliche Mondlicht erhellt eine Landschaft, die der Teufel geholt hat. In allen Richtungen, nach hinten und nach vorne, zucken ununterbrochen die Hexenflammen der Einschläge und Abschüsse auf. Der Mensch des Jahrhunderts, der Mensch der Technik, hat eine neue Sintflut heraufbeschworen mit bleigrauen Hagelgüssen, flammenden, rauchenden, stiebenden und krachenden Fontänen, mit tödlicheren Blitzen als denen, die „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand über die Erde sät“, mit ununterbrochenen Donnern, die alle „rollenden Wolken“ am Himmel verspotten, und mit Menschen, die auf Eisenbahnzügen und Schiffen herangefahren kamen, um manchmal nur Augenblicke in diesem verlorenen Klima zu atmen. Doch der Feuersaft scheint sie zu nähren; wie der Sommer fliegt, werden es immer mehr der Menschen und Maschinen.

Ein schweres vierunddreißiger Geschoß hat vor einigen Tagen den Betonklotz des

vierten Geschützes und sieben Mann zermalmt. Darunter waren zwei Soldaten, die seit 1912 im Heere standen. Nur sehr langsam weicht der schwere Druck, den dieses Ereignis ausgeübt hat, von den Seelen der unglückgefaßten Männer, die wissen, daß die Stellung — wie jede andere — erkannt ist. Auf dem gemeinsamen Unterstand des dritten und vierten Geschützes wurden einundeinhalb Meter Beton aufgetragen. Das vierte Geschütz bekam einen neuen Stand dreihundert Meter weiter vorne, auf dem rechten Flügel eines Feldartillerieregiments, mit dessen einem Geschütz es seinen Unterstand teilt. Nur der tiefe, ausgebaute Stollen des ersten Geschützes, in dessen Bedienung alle drei Tage abgewechselt wird, bietet völlige Sicherheit.

Gegen Mitternacht hat sich das Feuer, das Donnern und Gluten der Erde, etwas beruhigt. Ab und zu stürzt eine rasende Böe als Überfall auf einige Gräben, auf eine Feuerstellung. Die Munitionskolonne hat die Stunde benutzt, um in die Nähe der Stellung heranzufahren — zwei Lastautos, die ihre eintausendzweihundert Schuß rasch an den Straßenrand abladen und dann zurückfahren. Schon hat sich ein langsamer, stummer Zug gebildet — die Kanoniere, die die zentnerschweren Geschosse an die Geschützstände schleppen. Die zermürbte Kraft sammelt sich wieder, das Fieber erlischt in der anstrengenden Arbeit. Da feindliche Flieger in der Luft oben gehört werden, wird nur das Notwendigste, und leise, gesprochen. Nach einer Stunde wird das Fliegergesumm lebhafter und hat sich tiefer herabgeschraubt. Was will diese blutsaugerische Wespe? Da schwebt ein Feuerwerk herab und beleuchtet die ganze Gegend taghell. Im Nu liegen alle munitionierenden Mannschaften auf dem Boden. Jedem klopft das Herz in der Ungewißheit der nächsten Sekunden. Jetzt sausen die Bomben nieder mit ungewohntem Geräusch, jeder meint, es geht direkt auf ihn, krümmt sich zusammen, krampft den Kopf ein. Drei Aufschläge krachen ungeheuer — aber sie liegen weiter vorn auf der Straße, man bekommt nicht einmal Splitter her, hört nur verworrenes Geschrei herüberdringen! Das scheint in eine Kolonne oder in eine ebenfalls munitionierende Batterie eingeschlagen zu haben! Es ist wieder ganz dunkel geworden. Langsam erhebt sich einer nach dem andern, setzt sich der Zug hin und her wieder in Bewegung. Jedes Geschütz soll dreihundert Schuß aufnehmen. „Wieviel noch im ganzen?“ „Achthundert, Manner!“ Ein Fluch — man wird nicht fertig werden heute nacht. Plötzlich ist auch die Wespe wieder da, die gereizt nach neuen Opfern zu suchen scheint. Die Bestie fällt allen schwer auf die Nerven. Oh, das angenehme Summen eines deutschen Fliegers ist jetzt zu hören. Eine halbe Stunde vergeht in taubem Geknatter von Maschinengewehren. Scheinwerfer der Flaks suchen den Übeltäter von drüben. Da flammt es prächtig auf, Licht regnet sekundenlang auf die Straße, die Männer werfen sich hinter die Geschoßstapel, es rauscht teuflisch etwas hernieder, diesmal aber unbarmherzig einem auf den Rücken! — die Aufschläge krachen, Luft und Erde

zerberstende Explosionen, auf der Straße — minutenlang bleibt alles liegen und glaubt's nicht, daß es mit dem Leben davongekommen ... Nur einem Mann hat ein Splitter ein Loch im Oberarm gerissen, sonst ist kein Schaden angerichtet worden. Die Wespe hat genug und reißt aus vor dem Deutschen, der sie endlich entdeckt hat. Hastig wird noch der größere Teil der Munition hinübergeschleppt, bevor der Tag graut.

Verstaubt, verschmutzt, schweißgebadet werfen sich die Männer in den Morgenschlaf. Der Tag beginnt mit einem wilden Zapfenstreich der feindlichen Geschütze, der ungehört über die gierigen Schläfer wegbraust. Die Granaten stoßen die Sterne vom Himmelsgewölbe hinab und fegen die letzten Bewegungen des Nachtverkehrs von der graubraunen Schlachtentenne. Ein Großkampftag setzt ein, da gilt nur das Leben explodierender Maschinen, zerknallender Rauchwolken, brennender, emporwirbelnder Trichter, zerprasselnder Mauern — Feuerfetzen, schmetternde Eisensplitter ... eine fiebernde Sonne ob allem, die tausendfach verzuckt, versinkt — und so langsam über den giftigen Azur wegkriecht, wie ein träger, böswilliger Drache, der lang, fürchterlich lang Zeit hat. Der Erde wachsen stündlich Zehntausende neuer Mäuler, deren scharfe Zähne blitzen und Menschen zerreißen. Ihr zerrissener und zersplissener, häßlicher Mantel bekommt unzählige, kostbare, scharlachrote Tropfen ...

Um fünf Uhr, nach knapp zwei Stunden Schlaf, werden die Geschützführer geweckt und erhalten die präzisen Richtzahlen und Angaben für das „Vernichtungsfeuer", das auf einer, gestern von Fliegern photographierten feindlichen Batterie zu liegen hat. Alle drei bis fünf Minuten von jedem Geschütz ein Schuß, zwischen fünf und zehn Uhr je achtzig Schuß zu verfeuern! Aus einem langen, feurigen Streifen fahren die ersten Geschosse, stahlblank und frisch, in den klaren Morgenhimmel hinein, ihr Aufschlag ist in dem allgemeinen Krachen, Poltern, Brüllen und Tosen nicht mehr zu unterscheiden. Um sechs Uhr feuert schon der größte Teil der gesamten Artillerie auf beiden Seiten. Die Luft ist voll von Fliegern, mehr feindlichen als deutschen, man hat nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, man hält auch nichts mehr vom Versteckenspielen, da doch vor dem Ausbau der Unterstände eine Batterie hier herausgeschossen worden ist — und die Artilleriefl ieger sich ganz offiziell, durch Funken, auf die unsrige während eines Sperrfeuerschießens eingeschossen haben. Frisch krachen die taugekühlten Geschütze, sie haben eine ganze Nacht ruhen dürfen, im Gegensatz zu den Männern, die sie bedienen. Es kommt nun darauf an, möglichst viele Schüsse hinauszujagen, bevor der Gegner sein Rachefeuer sendet; in der ersten Stunde soll man mit mehr als einem Drittel — wenn möglich, mit der Hälfte des Morgenpensums fertig werden. Zwischen sechs Brisanzgranaten werden zwei Gasgranaten eingelegt. Nach einer halben Stunde kommt Meldung vom Ballon, daß die Einschläge exakt auf der feindlichen Batteriestellung liegen. Wie sollten sie auch nicht — obwohl ein Einschießen in diesem Gelände kaum

möglich ist —, die Witterungseinflüsse sind mechanisch errechnet und jedes Geschütz hat seine besondere Korrektur — und die Menschen haben gelernt, präzis wie Maschinen zu arbeiten. Die Nachricht wird vom Batterieführer anerkennend an die Geschütze weitergegeben. Für den Artilleristen, der immer nach unbekannten Zielen feuert, die er nie sieht, dem sein Geschoß, nachdem es den Scheitelpunkt überflogen, aus den Augen schwindet, ist das, besonders in dieser eintönig grausigen Materialschlacht, ein befeuernder Ansporn. Die Stimmung steigt an den Geschützen: „Schiaßts olö Saggarar — Zsamma bein Putzn!!" Die Kommandos heißen: „Franz! Sepperl! Voda! Schiaß!" Das Geschoß hüpft rasch wie ein dicker grüner Frosch ins Rohr, die Kartusche hinterdrein, der Verschluß klappt zu, während gleichzeitig der Lafettenschwanz in die eingehauene Kerbe am Boden fliegt und der Richtkanonier das Fadenkreuz auf den Richtpunkt einwinkt. Dann springen alle zur Seite, der nächste zieht ab, und schon steckt wieder ein Geschoß im Rohr. „Buam, seids narrisch worn?" fragt ein schweißtriefender, dicker Bauer, den seine Alte zu reichlich mit Butter versorgt.

„Vaschnaufst di, wannd nimma konnst, Voda!"

Der reckt sich und reißt sich zusammen: „I net, i möcht an Engländer daschnaufn loßn!" „San lautar Toadtn Boar!" Wuchtig und wortlos feuern sie weiter. Wasser wird übers glühende Geschütz geschüttet und über die glühenden nackten Oberkörper. Die Flut des Feuermeers ist immer noch im Steigen, der Geist der riesenhaften Aktion breitet sich spürbar über das ganze Schlachtfeld aus. Das Äußerste an Energie und Leistung wird hier verlangt und aufgeboten. Und das unerbittliche Todesschicksal bringt die Seelen, der Menschen Trägstes, zur Rüste, und unlösbar verknüpft sich mit dem zerstörten und vulkanisch tobenden Gefild eine Stimmung, an die das Höchste der Kunst nicht heranreicht.

„Daß uns heit no net onbrennan!" ruft unvorsichtig ein Kanonier aus. „Teifi, hoits Mäu!" Alle gehen mit einem fatalistischen Schweigen über das „nefas" dieser Rede hinweg. Nach fünf Minuten liegt, wie erwartet, der erste Schuß dreißig Meter vor dem glücklicherweise tief ausgeschachteten Geschützstand; sie haben ihn nicht ankommen hören, Splitter pfeifen, Dreck fliegt herum, alle werfen sich nieder, schon ist der zweite im Anbrausen, und die Geschützbedienungen flüchten sich in den Betonklotz. Man weiß, was jetzt kommt. Alles schweigt und denkt ans Ausruhen. Die Geschützführer teilen sich leise und mit Befriedigung mit, wieviel Schuß sie verfeuert haben. Die Einschläge folgen sehr rasch. „Fünfzehner!" sagt einer beruhigt. Wenn nicht schwerere oder zwei zugleich auf den Beton auftreffen, kann man ruhig dem langen, mühevollen Tag ein Stündlein Schlaf stehlen, jede Minute Schlaf ist kostbar und mundet wie frische Milch. Bald liegen die meisten schlafend ausgestreckt. Stahltüren schützen den Eingang, gegen den ständig Splitter klirren, Rauch wirbelt durch die Ritzen, dumpfe Schläge erschüttern den Boden. Einmal springen mehrere auf und legen sich wieder — ein Volltreffer ist

auf den Unterstand niedergegangen, hat ihm nichts anhaben können. Dann kommen zwei Einschläge, die das Blut erstarren machen, es sind die unerbittlichen, die ganz schweren Kaliber — und hier liegen zwölf Mann. — „Auf, Manner! In Stollen!“ Zwischen zwei Einschlägen wischen sie zu zweien oder dreien nach dem Stollen hinüber.

„Mich leckt die ganze Welt am . . .,“ sagt der letzte zum vorletzten, „i schloaf.“ Drüben kann man nicht schlafen. „Host Reacht, Sepperl,“ sagt der andere. Und die beiden räkeln sich unbekümmert auf dem geräumigen Lager und schlafen weiter, indes draußen noch drei von den mörderischen, sturmbrausenden Kalibern ankommen, nur vierzig oder zwanzig Meter zu weit liegen und wutglühend, mit einem jede Empfindung verdunkelnden Krach, Wagenladungen von Erde auf die Geschütze schleudern. Nach diesen folgen noch einige matte Nachschüsse, dann fallen keine Schüsse mehr in die Feuerstellung der zweiten Batterie. Der Stollen leert sich, sie amüsieren sich über die beiden Schläfer im Unterstand, deren Schnarchen etwas Herzerfrischendes hat, und man läßt sie in ihrem bleiernen Schlaf noch ein Weilchen liegen. Das weite Gelände liegt im Rauch und Nebel von Einschlägen und Abschüssen, der allgemeine Lärm ist ungeheuer, die ganze Ebene ist lebendig, und kein einzelner Krach ist mehr in dem blitzenden Orkan zu unterscheiden. Dabei ist es erst acht Uhr morgens. Im ganzen sind mehr als achtzig Einschläge im Umkreis der Stellung gezählt worden. Die meisten sind zu weit gegangen und liegen in dem Grund, wo einmal ein Bauernhof stand. Es ist ein Wunder, daß alle Geschütze noch intakt sind, obwohl zwei Geschützstände eingeschossen sind. In zwei Stunden wird der Rest des Pensums verfeuert, vorsichtig, da öfters noch Einschläge herfallen und ein Zufallstreffer vollenden könnte, was die planmäßige Beschießung nicht vermochte . . . Die Nerven der Männer sind ermüdet, die Handreichungen geschehen mechanisch und stumpf, die Gesichter sind geschwärzt und verbrannt und spitz vor Überanstrengung. Als endlich der letzte Schuß verfeuert ist, sinken sie auf den letzten Mann todmüde in Schlaf. Es ist nur mehr ein Körper, der arbeitet, es ist nur mehr ein Körper, der schläft, wer möchte dazu nicht gehören! . . . Seit drei Wochen unabgelöst in Stellung, seit drei Wochen keine Nacht durchgeschlafen; entweder munitionieren oder schießen oder schanzen. In den drei Wochen acht Tote und die doppelte Zahl Verwundeter — und von Tag zu Tag wird es ärger, das feindliche Feuer — die Inanspruchnahme der Kräfte. Doch keiner hat Zeit, darüber nachzudenken . . .

Der Leutnant und der Batterieschlosser untersuchen die Geschütze und lassen die schlafenden Männer in Ruhe. Alle Fernsprechleitungen sind zerstört, neue müssen gelegt werden. Das Bataillon meldet sich aufgeregt, am Nachmittag muß eine Feuerwalze auf den Infanterieabschnitt geschossen werden, und die Batterie muß mit dem Infanteriekommandeur Verbindung suchen, um zu erfahren, ob Planquadrat P Y am Vormittag nicht den Besitzer gewechselt hat. Ein Meldegänger

wird abgeschickt, der Unterstand liegt an einem „Waldrand“, bei einer „Brücke“. Der Meldegänger rennt ins Gelände hinein, nachdem er mit der Bussole haargenau die Richtung festgestellt hat. Nur nicht dem „Weg“ nach, der ist unbetretbar an einem solchen Tage des Zorns. Neue Batterien sind in den letzten zehn Tagen wie Pilze aus der Erde gewachsen, ihre Stellungen sind von weitem erkenntlich an einem feurigen Staubwirbel, der sich wie ein lebendiger Wall um sie legt; er muß ausweichen, Lehm fressen, hinter ihm scheint manchmal die Erde auf einem breiten Streifen zu krepieren; er erinnert sich, daß der Infanteriekommandeur an einem Hügel liegt; diesen Hügel hat er sofort wiedererkannt, auf ihm tanzt eine schwarze, wirbelnde Hölle, man sieht rote Feuerhosen aufsteigen, donnernde Wolkenbüsche, Erdklöße — ein knallender Rauchwald — dieses wütende Schauspiel lädt zu Betrachtungen ein. Menschen kann es dort oben nicht mehr geben. An diesem Tage ist alles ins Unmenschlich-Gigantische gesteigert, die Menschenwelt zu einem zerplatzenden Traum geworden! Am Grund setzt er sich von neuem im Laufschritt an einer früheren Stellung vorüber, wo kleine Geschütze wie Spielzeug verbogen herumliegen, und fragt sich an Löchern, die in Stollen hinabführen, zu seinem Ziel durch. Hier ist Großbetrieb, Offiziere fertigen Meldegänger ab, ein Vizefeldwebel meldet erregt, daß das Feuer vor ihnen zu weit liegt und die Engländer die ganze Nacht keinen Schuß auf ihre neue Linie bekommen haben. Nach einer halben Stunde hastet der Meldegänger zurück mit einer Karte, auf der einige kleine Korrekturen eingezeichnet sind. Im allgemeinen hat das Feuer nachgelassen, nur auf dem Hügel liegt es mit unverminderter Wut; es ist Mittag und sehr heiß. Die Batteriestellung liegt wie ausgestorben da. Die frische, umgepflügte Erde wird von der Sonne ausgedörrt. Kein grüner Hauch erfrischt das Auge. Der zerstörte Unterstand des ehemaligen vierten Geschützes mit Blutspuren, Uniformfetzen und der grauen Traurigkeit des umherliegenden Betons. Vor den anderen Geschützständen schlafende Männer an der Sonne, man könnte sie stehlen, sie würden nicht aufwachen. Schwarz und drohend stehen die Geschütze unter den lehmbedeckten Wellblechhauben. Man sieht es ihnen an, daß die Schlacht sie übergierig, unersättlich, rasend gemacht hat. Sie sind Ausbruchlöcher eines ununterbrochen tätigen Vulkans geworden, der sich aus den Lebensadern der Nation speist . . . Von neuem stampft die Schlacht mit Wucht flammenspritzende Gefilde aus dem in verbotener Ruhe ein kleines Weilchen fließenden Sommertag. Ihre unzähligen Adler ziehen ihre tönenden Kreise in der Luft, der Lärm am Boden rollt vor und zurück, bis er sich nach einem bestimmten Gesetz verteilt hat und s t e h t. Die nachbarliche, schwere Mörserbatterie auf der anderen Wegseite brüllt aus ihren mächtigen Feuerschlünden über die Schläfer weg. Auch sie verschießt Schnellfeuer, solange von drüben nicht die eisernen Sturmvögel angeschwärmt kommen. Eine achtundzwanziger Langrohrbatterie, die vor einigen Tagen auf Schienen in die Nähe — einen Kilometer rückwärts — angefahren

kam, schließt sich an. Der Kreis der feuernden Batterien schließt und füllt sich mehr und mehr. Die Mörser bekommen, von einem Flieger als feuernd nach drüben gemeldet, allzu rasch Antwort von zwei feindlichen Batterien. Die eine von diesen schießt zu kurz, und ihre Einschläge fallen dicht an die Haubitzenstellung heran und jagen die Kanoniere in die Unterstände zurück. Mit großer Schwierigkeit und Gefahr gelingt es der Feldküche, in die Stellung einzufahren. Man schlingt das Essen gierig hinunter und ärgert sich über die Talentlosigkeit der feindlichen Batterie, die ein Dauerfeuer vor die Stellung gelegt hat, da sie aus Bosheit beinahe einhundertfünfzig Meter zu kurz schießt. Sie macht das vorgesehene Munitionieren unmöglich, man wird wieder die Nacht dazu benutzen müssen. Die Geschütze werden gereinigt und die Rohrläufe geölt, nach einem dreistündigen Schlaf hat der „Zwanzigstundentag" wieder begonnen. Um vier Uhr muß die Feuerwalze geschossen werden. Zur allgemeinen Überraschung ist der halbe Grund rückwärts der Feuerstellung mit gelblichgrauen Schwaden durchsetzt, die, am Boden klebend, langsam auf die Geschützstände zuzukriechen scheinen. Gasbereitschaft wird angekündigt. Fluchend wird die verhaßte Gasmaske aus der Büchse genommen. Der Batterieführer läßt eine Reihe langsam brennender Feuer aus Pechhölzern entzünden, die einen Schutzwall gegen das ankriechende Gas bilden sollen, damit sich dieses nicht in den neu ausgeschachteten und aufgebauten Geschützständen festsetzen kann. Das Mittel erweist sich anscheinend als wirksam, bis zwei Mann zu husten anfangen und gegen Brechreiz ankämpfen. Da wird, kurz vor Beginn der Feuerwalze, Gasalarm geschlagen und die Gasmaske befohlen. Nur das vierte Geschütz wird, da es außerhalb der Gaszone liegt, die Freiheit haben, ohne dieses schweißtriefende Instrument zu feuern. Punkt vier Uhr beginnt das Feuer sämtlicher deutscher Batterien auf die gestern vom Gegner besetzte oder behauptete Infanteriestellung. Die Erde bebt, und auf dem schmalen Streifen vorne, wohin der Hagel rast, mag sie sich buchstäblich in Krämpfen winden; es wird nicht möglich sein, daß sich auch nur eine Maus aus diesem engmaschigen Eisennetz mörderischer Einschläge retten kann. Der Deutsche ist hier, was die Masse des Materials anlangt, dem Engländer beinahe ebenbürtig. Und da die Engländer nicht lange mit dem Abwehrfeuer auf unsere Artillerie auf sich warten lassen, ist um diese Stunden auf einem acht Kilometer breiten und vielleicht doppelt so tiefen Streifen Erde die Dynamik der Zerstörung kaum mehr zu überbieten. Ein heulender Himmel, eine in Explosionen sich auflösende Erde. Ein Gewitter würde sanft und kaum gehört verhallen. Aber dieses wolkenlose, tiefblaue Firmament hat nur ein Glutloch, die Sonne, die alles in sich saugt — und an allem schuld ist. Und sonst Gebrüll und Widerschein von Flammen und Blitzen. Schweiß, Blut, eine einzige, unzählige Menschenmassen verbindende und gegeneinander reißende, hetzende Macht, der noch die Getöteten untertan sein müssen, die sich erfinderischen Geistes millionenfach zu verwandeln, die sich in stumpfer Wut immer gleichzubleiben

Unter Feuer liegender Verbandsplatz.

Bergung von Verwundeten während der Schlacht.

Eine Verbandsstelle bei Arras.

Ein Pope predigt verwundeten Russen.

Englische Soldaten suchen mit Tragbahren das Schlachtfeld nach Verwundeten ab.

Typen unserer Gegner.

Franzose.

Belgier.

Italiener.

Engländer.

Schottländer.

Serbe.

Russen.

Amerikaner.

Indianer.

Portugiese.

Tscherkesse.

Anamit.

Japaner.

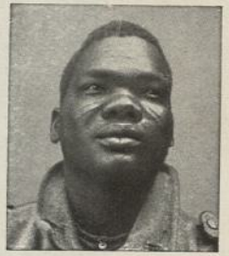
Inder.

Araber.

Zuave.

Neger
aus Neu-Guinea.

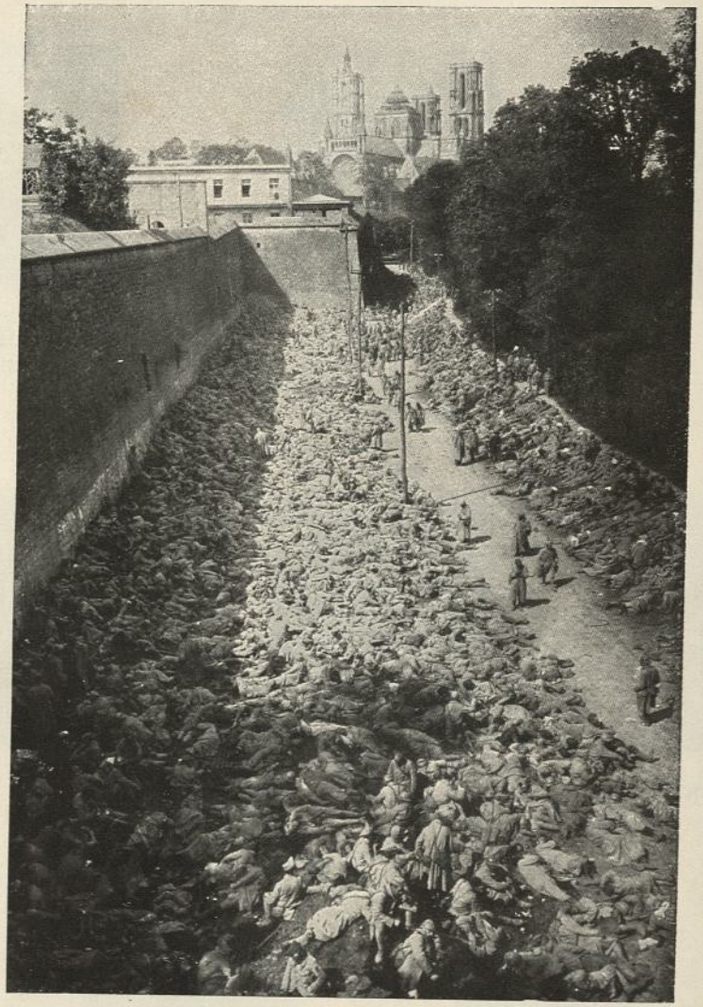
Senegal-Neger.



Sudan-Neger.

Somali-Neger.

Neger
aus Franz.-Guinea.



Gefangene Franzosen in Laon.

Das Bild ist ein Dokument der großen Gefangenenmassen, die nach manchen Angriffen eingebracht wurden und an besonderen Sammelstellen den Transport nach den Gefangenenlagern erwarteten.

scheint, donnernder Wasserfall oder glühender, krachender Moloch... Es ist unausbleiblich, daß ein neues Zorngewitter sich auch über diese Haubitzenbatterie entlädt. Aber diesmal gibt es kein Ausweichen. Der Batterieführer taucht mit aufgesetzter Gasmaske bei den Geschützen auf und kontrolliert die Anzahl der Abschüsse mit der Uhr in der Hand. In Abständen von mehreren Minuten liegen die feindlichen Einschläge wieder auf der Stellung. „Weiterfeuern!" Aber die Männer wissen sich zu schonen — wenn, dann soll es nur einen oder zwei treffen! Mit affenartiger Behendigkeit springt immer nur ein Mann aus dem Betonkasten: der mit dem Geschoß, der mit der Kartusche, der Richtkanonier hat die Kurbeln zum Einstellen auswendig, blind im Griff, um den Lafettenschwanz ist ein Seil geschlungen, daß er aus Splitterdeckung bewegt werden kann, die Abzugsschnur ist in den Unterstand verlängert. Der Batterieführer überzeugt sich mit Strenge, daß dieses, in keinem Reglement stehende Manöver seinen Zweck genau erfüllt. Würde es nicht angewandt, dann hätte er am Abend bei jedem Geschütz noch einen oder zwei Mann! Indes werden nach einer halben Stunde von den ersten drei Geschützen vier Mann als verwundet beziehungsweise als gaskrank gemeldet. Die Feuerwalze wird jetzt einige hundert Meter vorverlegt. Was ist mit dem vierten Geschütz? Es antwortet nicht auf telephonischen Anruf, der Befehl, das Feuer zu verlegen, muß durch einen Melder überbracht werden, da die Leitung ganz zerschossen ist. Dem Mann fliegt auf halbem Weg ein Stein ans Knie, er sucht Schutz in einem Granatloch und humpelt dann den Rest des Wegs nach dem Geschützstand, der im Rauch der Feldgeschütze daliegt und verlassen scheint. Wie er ankommt, sieht er unter einer Zeltbahn, die von Blut befleckt ist, einen toten Mann liegen, sieht ein Geschütz, das keins mehr ist, dessen Rohr seltsam verbogen nach rückwärts starrt, und von dessen Lafette ein Rad weggeschmettert ist, hört Schreie aus dem Unterstand, wo ein zweiter Mann im Sterben liegt, und ein dritter, schon verbunden, dumpf vor sich hinstarrt. Ein junges Bürschchen, das heil davongekommen, sitzt vor Schrecken erstarrt in einer Ecke, die andern drei Männer bemühen sich stumm um ihren sterbenden Kameraden. Man berät, daß es am besten ist, die Opfer nicht in die Gaszone hinüberzuschaffen, zwei Mann bleiben bei ihnen, die andern nehmen Abschied und melden sich beim Batterieführer. Sie werden später neu eingeteilt, und der Batterieführer eilt mit dem Unterarzt zum Geschützstand des vor kaum zehn Minuten durch Volltreffer außer Gefecht gesetzten Vierten. Auch die Feldartilleristen haben schon schwere Verluste zu beklagen. Gegen sechs Uhr hat das allgemeine Feuer seinen Höhepunkt überschritten und läßt rasch nach. Die Walze liegt noch einmal auf der ersten feindlichen Stellung und hört polternd auf. Nur die braven Langrohrbatterien in ihren rückwärtigen Stellungen unterhalten das Feuer auf die feindlichen Batterien weiter, daß der Pulsschlag der Schlacht weitergeht. Die Mannschaften können endlich die Gasmasken von den dampfenden Gesichtern reißen; die Feldküche

bringt „Tee“ und „Marmelade“, Dinge, deren Namen und Geschmack den Söhnen des Bayerischen Waldes, des Rott- und Inntals ewig fremdbleiben und die mit Verachtung hinabgewürgt werden. Ob die Preußen, die das erfunden haben, wirklich auch im Frieden nur von solchem Zeug leben? ... Dann werden die Verluste bekannt. Alle wollen sich verabschieden, von den Lebenden und von den zwei Toten, die jetzt aus dieser großen Familie scheiden. Ein herzlich guter Geselle ist ein Rottaler Bauer, der als der stärkste Mann der Batterie gilt, weil er in seiner Gutmütigkeit häufig zwei Granaten statt einer schleppt — das sind zweihundertzwanzig Pfund —, er hat verschwommene blaue Bauernäuglein und gibt weinend einem jeden die Hand, wobei er auch zu den Toten mit weinender Stimme einige Abschiedsworte stammelt. Alle, auch der Batterieführer, hören ergriffen und schweigend zu, noch mancher wischt sich eine Träne aus den Augen. Der seltsame Mann läuft noch ein Stück mit dem Wagen der Feldküche, der die Toten und Verwundeten mitnimmt, dann kehrt er um und fängt ganz allein an zu munitionieren. Wer ihn jetzt davon abhalten möchte, den würde er heftig anplärren, man läßt ihn in allem gewähren. Ein Wort des Lobes von seiten eines Vorgesetzten rührt ihn so, daß es ihn drängt, einem die zu allem andern als zur Arbeit ungeschickte, mächtige, harte Hand zu geben. Auch diese neue Religion des Krieges hat ihre Armen im Geiste. Sie eignen sich nicht dazu, befördert zu werden, aber in dem grauen, verschwitzten und armseligen Kittel haben sie mehreren „Bandeln“ im Knopfloch ...

Die Sonne ist im Absteigen begriffen, am Telephon werden Meldungen gemacht, neue Befehle entgegengenommen, für den nächsten Abend werden wieder achthundert Schuß Munition angemeldet. Noch keine Hoffnung auf Ablösung aus dieser Stellung, auch nicht auf Stellungswechsel; schon auf eine schüchterne Anfrage hin ist man im Bataillon ungehalten. Hat die Batterie nicht einen idealen Stollen?

Wie ein seltsames Nachspiel des sturmvollen Tages erhebt sich, Ypern zu, am westlichen Himmel eine prächtige Wolkenschlacht — von allen Seiten ballt sich riesenhaftes Gewölk zu Gebirgen, die aufeinander losstürmen, ineinander übergehen, sich auf- und zurückbäumen, recken, zerfetzen, türmen, einen Wirbel bilden und dann von einem willkürlichen Stoß nutzlos auseinanderjagen, sich wieder sammeln und schließlich als silberne Schäfchen über das ganze Firmament sich zerstreuen und zerfleddern. Der Meldegänger, der sich wieder auf den Weg zum Infanteriekommandeur befindet — diesmal ist es ein milder Abendgang, wenn auch früher die Feuertätigkeit immer noch „lebhaft“ geheißen hätte —, er schaut mehr diesem Wolkenspiel zu als auf die zahllosen neuen, eine Stunde alten Trichter, über die hinweg er seinem Ziele zu klettert. Er vergleicht diesen zauberhaften Vorgang am Himmel in Gedanken mit einem Buch, das er vor Monaten zum erstenmal gelesen hat — nach dem Macbeth, dem Lear, dem Richard, dem

Cäsar, dem Hamlet — mit jener wunderbaren Komödie, mit der der tragische Dichter seinen Lebenstag abschloß — dem „Sturm“! Auch da ballt sich Verhängnis um Verhängnis — nicht anders, als in den vorausgegangenen Tragödien — aber es kommt zu keinem Konflikt, und die tödlichen Leidenschaften werden zu Spielen und Freuden.

Infanteristen melden, daß man den vorgestern verlorenen Abschnitt wiedergewonnen hat. Vermutlich wird der Engländer den Verlust heute nacht wieder ausgleichen wollen. Der Melder bringt neue Sperrfeuergrenzen, auf der Karte eingezeichnet, zurück. In der Batterie munitionieren einige Kanoniere, die bei Nacht schlafen möchten. Andere arbeiten an den Geschützständen mit dem Spaten, andere schlafen schon wieder. Einer singt sogar mit müder, langgezogener Stimme eine Liedstrophe:

„I möcht amal a Mondschei sei —
I scheinat dir ins Graberl ei ...“

Der Engländer trommelt auf unsere Infanteriestellungen. Die vergangene Nacht war ruhig, die kommende wird es nicht sein. So eine „Schlacht“ dauert als zusammenhängend empfundene Handlung immer zwei bis drei Tage und Nächte. Die nachbarliche Mörserbatterie benutzt die Pause, um Stellungswechsel zu machen, sie hatte am Nachmittag schwere Verluste und kann sich nicht mehr hier halten — rückt einen Kilometer nordwärts aus. Man ist froh, daß sie wegzieht, es herrscht die optimistische Meinung, daß man dann weniger Feuer herbekommen wird. Im Westen steigen die ersten Leuchtkugeln auf. Der Unterstand des vierten, des Unglücksgeschützes, wird von einem Leuchtkugelposten bezogen. Nach Einbruch der Dunkelheit wird Störungsfeuer auf die rückwärtigen Anmarschwege geschossen. Die Nacht will dem vergangenen Tage nicht nachstehen. Die Wiederholung des Immergleichen wirkt betäubend auf die Männer. Sperrfeuerschießen, Schüsse auf die eigene Stellung, in einer Pause hastiges Munitionieren, eine Stunde Leuchtkugelposten, wieder Schießen, Schießen, Schießen ...

Und so gehen die Tage und Nächte in Flandern weiter. Sie gleichen einander und werden zu einem einzigen, zusammenhängenden Zeitraum, der unendlich zu sein scheint. Wenn ein Geschütz ausfallen muß — am nächsten Tag ist es durch ein neues ersetzt. Die Bedienungen schmelzen zusammen, wenn erst der Regen kommt, werden die Strapazen grausam. Nur langsam füllen sich die Lücken der Mannschaft. Wenn eine Stellung ganz unhaltbar geworden ist, wird in eine andere umgezogen — die als unhaltbar vor einigen Tagen von einer anderen Batterie aufgegeben worden ist; man wünscht, in der alten geblieben zu sein, deren Bedingungen einem vertraut geworden waren. Aber dann gewöhnt man sich bald um, es ist in jeder dasselbe. Der Kern der Männer hält standhaft aus. Die Tragödie der Schlacht ist nach eisernen Gesetzen im Ablauf und bildet nur einen vorbereitenden Akt für die kommende. Weit, sehr weit ist es bis zum „S t u r m“.

Wie der Flieger den Krieg sah

Von Hermann Fricke

Der Tag vor dem Großangriff des Feindes. In über sechs Kilometer Höhe fliegt das Fernaufklärungsflugzeug die Front an. Glasklar ist die Luft. Unter ihm liegt die Großstadt Lille, jetzt ein kleiner Steinfleck im Riesenraum, mit einer Hand bequem zuzudecken. Der Flieger weiß, daß sich hier, daß sich in jedem der noch winzigeren Orte hinter der Front auf seine Meldungen der letzten Tage und Wochen hin die Reserven gegen den drohenden feindlichen Stoß massieren. Er weiß es, aber er sieht es nicht, während er in der Höhe dahinzieht. Die Welt ist da oben Frieden und Sonne, die Welt unter ihm ist Licht und Farbe. Das blaue Meer liegt zum Greifen nahe vor ihm, trotzdem die Breite einer Armee dazwischen liegt, einer Armee, auf seiner Seite den Kampf erwartend, drüben in der letzten Vorbereitung zum vernichtenden Angriff. Ein Blick umfaßt den Frontabschnitt, auf dem die Gesamtenergie fast der ganzen Welt an Kampfkraft der Truppe, an Organisation der Etappe und Heimat, an Arbeit und Material vor der vernichtenden Explosion, auf dem das Schicksal seines Volkes vor der Entscheidung steht.

Ein schmales Band zieht sich braun durch das grünende Land. Wenn man nicht schon oft, mit dem Auto vorfahrend, in diesen Gegenden gewesen wäre, könnte man es sich nicht vorstellen, daß dieser freundlich-braune Strich die Hölle der Ypernfront ist, daß hier der vernichtende Eisenhagel vieler Flandernschlachten Felder, Wälder und blühende Ortschaften zu Schlamm zermahlen hat, daß Hunderttausende hier kämpfend gestorben sind, daß Division neben Division dort auf die neue Schlacht wartet, wiederum bereit, zu kämpfen und zu sterben. Ein kleines, weißes Rauchwölkchen, einmal hier, einmal dort, schnell entstehend, langsam verwehend: auch in diesem Augenblick erntet dort unten der Tod, wie schon immer — jahrelang.

Schon leicht in blauem Dunst verschleiert liegen die Küstenhäfen des Kanals, Dünkirchen noch deutlich zu sehen, mehr zu ahnen Calais und Abbeville. Aus

diesen Eingangspforten zum englischen Kriegsschauplatz quellen die Massen an Menschen, Geschützen, Munition und Material des englischen Imperiums.

Von hier flossen sie auf den Bahnlinien schon wochenlang in die riesenhaften Depots und Umschlagbahnhöfe der feindlichen Etappe. Von hier verteilte sich das Angriffsmaterial erst auf die Frontbahnen, wurde weiterbefördert in die Batteriestellungen, die Gräben und Trichter. Nichts war uns Fernaufklärungsfliegern entgangen. Der starke Hafenverkehr, das Anschwellen der Munitions- und Materialstapel in dem Hauptsammelpunkt Andrique, der Ausbau des Feldbahn- und Förderbahnnetzes, die Entstehung neuer Umlade- und Ausladebahnhöfe, die Anlage neuer Stellungen für Eisenbahnferngeschütze, alles hatten wir schon vor Wochen gemeldet. Dann hatten wir den Antransport der Angriffstruppen von anderen Frontteilen auf den der Front parallel laufenden Bahnstrecken gesehen, trotzdem der Feind bemüht gewesen war, ihn nachts vorzunehmen und so der Fliegersicht zu entziehen. Aber wenn wir früh im Morgengrauen die Bahnstrecken und Bahnlinien abflogen, so faßten wir die Transporte doch noch, denn die Hochsommernächte waren zu kurz zum Schutz für die Truppenbewegungen. Die Aus- und Umladungen hatten wir photographiert, die Autokolonnen auf der Straße zur Front festgestellt. So war aus den vielen einzelnen Meldungen und Lichtbildern langsam für den Generalstab unserer Armee das Bild der Lage klar geworden. Die Angriffsabsicht des Feindes war sicher erkannt, der Beginn der Schlacht errechnet. Auch bei uns rollten daher schon seit langem die Transportzüge, war die Artillerie verstärkt. Wir hatten den Kampf vorbereitet, so gut dies bei unseren schwachen Reserven möglich war. Hatten wir die Vorbereitungen des Feindes gesehen, so hatten wir aber auch beobachtet, was bei uns dagegen geschah. Zum erstenmal seit den zwei Jahren, die wir in Flandern das Auge unserer Armee waren, hatten wir das Gefühl, hier geht die Rechnung nicht auf, hier stimmt etwas nicht. Drüben dieselbe Riesenanspannung wie vor jedem Großangriff der letzten Jahre. Auf unserer Seite trotz aller Anstrengung der Armeeführung nicht die Abwehrvorbereitungen, wie wir sie aus den vielen Flandernschlachten gewohnt waren. Unsere Reservedivisionen kämpften auf dem Rückzug zwischen Marne und Aisne, und die Materialquelle der Heimat war am Versiegen. Bei der Artillerie rationierte man die Munition immer mehr, uns Fliegern gab man kein Benzin mehr. Wir Fernaufklärer bekamen zwar noch Betriebsstoff, da man unsere Meldungen nicht entbehren konnte. Die Divisionsabteilungen konnten gegen die feindliche Angriffsartillerie aber kaum noch einschießen, und die Jagdflieger hatten keine Möglichkeit, die feindliche Angriffsaufklärung zu verhindern, damit Benzin für die bevorstehende Schlacht vorhanden war. Heute sollte der Fernaufklärungsflug nicht weit gehen, denn die Transporte hatten inzwischen aufgehört. Es galt heute, den Aufmarschraum hinter der feindlichen Front zu erkunden, um Anzeichen zu suchen, die der Armee die Stunde des un-

mittelbar bevorstehenden Angriffs anzeigen konnten. Heute ging es also aufs Ganze, denn dieser Flugauftrag bedeutete, daß nicht nur das eine Mal beim Hin- und das andere Mal beim Rückflug die feindliche Jagdfliegersperre zu durchfliegen war, daß vielmehr der ganze Flug hinter der feindlichen Front entlang über sämtliche feindlichen Flughäfen führen und während seines ganzen Verlaufs in Sicht der feindlichen Sperrgeschwader stattfinden mußte.

Also nun ran an die Front! Innerlich umschalten! Dein Leben gilt jetzt nichts mehr, nur der Auftrag! Was, der Schalter funktioniert nicht? Ist nicht schlimm, das kennen wir. Noch einmal versuchen! Was soll denn das bedeuten? ... Das Leben war wirklich sehr schön bisher, das will ich dir zugeben. Aber glaubst du vielleicht, daß es noch schön bleibt, wenn du weißt, daß du dich einmal in ihm hundsgemein benommen hast? Was, du willst immer noch nicht? Ja, was mache ich nur mit dir, mein Junge? Sei doch nicht so langweilig, schließlich bekomme ich dich ja doch, warum denn nicht gleich? Das ist für uns beide doch viel bequemer. Siehst du da hinten über Dixmuiden die Wölkchen? Dort schießen sie auf einen, der ist gut eingewickelt. Du hast recht, über Ypern sind sechs englische Jagdeinsitzer, sechstausendzweihundert Meter hoch, zweihundert Meter tiefer als wir. Die dürfen uns nicht erwischen. Sie steigen gut und haben uns bald, wenn wir uns dumm anstellen. Also etwas halblinks, wir müssen an der Armeegrenze über die Front! Kleiner Umweg, aber darauf kommt es gar nicht an, Benzin genug haben wir. Ich stoße meinen langbewährten Kameraden, meinen Flugzeugführer, an, zeige nach Ypern, er nickt. Ich winke auf die Armeegrenze. Er folgt dem Wink, dreht das Flugzeug, dreht aber zu weit. So fliegen wir auf unserer Seite die Front entlang, aber nicht hinüber. Oho! Was ist das? Zwei laurige Kerls in einem Flugzeug, das wäre doch! Ein Ruck im Gehirn: der Schalter hat funktioniert. So, das Leben ist jetzt zu Ende, es war sehr schön. Schluß! Fernaufklärung! Ich stoße ihn zum zweitenmal an, gebe die Flugrichtung wiederum an. Er dreht richtig. Darauf rückt er sich im Sitz zurecht, nimmt den Kopf hoch, schiebt die Brille gerade. Dann sieht er sich die Herren über Ypern genau an, sucht links den Himmel nach schwarzen Punkten ab, sieht rechts über Bord nach unten, nun links: er ist an der Arbeit. Da ist es also nun auch in Ordnung. Nun los!

Ein Griff zum Einstellhebel des Reihenbildners; er läuft. Dann wird seine Laufgeschwindigkeit geregelt. Ich habe nun die Sicherheit, daß ich meinen ganzen Flugweg, lückenlos selbsttätig photographiert, mit nach Hause bringe. Dann an das Maschinengewehr! Einige Probeschüsse in die Luft; es ist in Ordnung.

Inzwischen sind wir an das Trichterfeld gekommen, langsam schiebt es sich unter uns hinweg. Ein Blick unter den Flugzeugrumpf, kein feindliches Flugzeug zu sehen. Dann wird sorgfältig der Himmel zur Linken abgesucht. Das ist nicht ganz einfach, da die Sonne blendet. Gerade aus der strahlenden Sonnenscheibe ist aber ein Angriff besonders zu fürchten, denn das Sonnenlicht ist die einzige Deckung

im wolkenlosen Luftmeer, und schon mancher ist einem überraschenden Angriff aus ihm heraus zum Opfer gefallen. Die Luft ist rein. Nur in der Ferne im Süden schwimmen zehn bis zwölf Punkte im Äther, etwas tiefer als wir, Flugrichtung Front, in geradem Kurs. Scheinbar ist dies ein Bombengeschwader, das wir, da es mit festem Ziel fliegt, nicht zu fürchten haben. Nun unsre sechs Gentlemans von vorhin. Da sind sie ja. Sie haben jetzt etwa unsere Höhe und sind auf uns hin abgebogen. Gerade über unserem ersten Aufklärungsziel Poperinghe mögen sie stehen. Es war also richtig gewesen, daß wir nach Süden ausgebogen waren, sonst hätten sie uns jetzt in den Fingern. Schnell einen Blick unter den Schwanz, es geht manchmal verflucht schnell, daß so ein Kerl sich überraschend unter ihn klemmt, dann wieder nach der Sonnenseite — der Flugzeugführer beobachtet inzwischen nach vorn — und dann wieder unsere sechs Freunde. Diese drehen wieder nach Norden. Die Sache klärt sich für uns: Die englische Jagdstaffel hat den Auftrag, den Aufmarschraum gegen Einsicht zu schützen, und pendelt in einem schmalen Abschnitt hin und her. Die Sache steht also gut. Länger als eineinhalb Stunden bleiben nach unseren Erfahrungen Sperrgeschwader nicht in dieser Höhe, da sie möglichst wenig Benzin mitnehmen, um gut zu steigen, dann landen sie, und eine andere Staffel übernimmt die Aufgabe. Diese Ablösung klappt aber sehr selten, da werden wohl noch einige ungestörte Minuten zur Erkundung von Poperinghe und Ypern und des Zwischengeländes für uns abfallen. Aber was machen wir inzwischen? Am besten revidieren wir einmal das feindliche rückwärtige Etappengebiet, wenn wir auch den Auftrag dazu nicht haben. Erstens kommen wir leichter nach Poperinghe, wenn wir später vom Rücken her überraschend erscheinen, als wenn wir die wachsame Front überfliegen, und zweitens läßt sich dort vielleicht noch etwas Wichtiges sehen und photographieren. Zum dauernden Absuchen der Luft unter dem Schwanz, auf der rechten und linken Seite und nach vorn kommt nun noch die Beobachtung der Erde. Wir machen beide jetzt stundenlang „Wendehals", wie der Fliegerausdruck für diese Tätigkeit lautete. Dazu kommt für mich als Beobachter noch die Beobachtung des Reihenbildners, die Regulierung des Sauerstoffatmungsgerätes und das ständige Einwinken des Führers auf photographische Ziele. Der Flugzeugführer ist inzwischen dauernd mit dem Beobachten seiner Instrumente, mit dem genauen Kursfliegen und vor allem mit dem Steuern des Flugzeuges beschäftigt. In Eile wird alles Gesehene in die Karte mit genauer Zeitangabe eingezeichnet, werden Notizen auf einem Block gemacht. Materialzug, drei Autos, Personenzug, Bahnhof normal bestellt, Personenzug in anderer Richtung. Straßen normal besetzt. Transporte von den seitlicheren Frontteilen haben also scheinbar aufgehört. Jetzt werden die feindlichen Flughäfen revidiert, da scheint mehr Leben zu sein. Auf allen Flugplätzen stehen die Flugzeuge im Freien herum, ganz im Gegensatz zu den Flügen der letzten Wochen, wo trotz der

Angriffsvorbereitungen die zahlreichen, noch aus der letzten Flandernschlacht vorhandenen Hallen leer waren. Was geht hier vor? Während wir mit laufendem Reihenbildner einen Flugplatz nach dem andern überfliegen, überlege ich. Wie war es beim Feinde vor dem letzten Großangriff, wie sah es bei uns vor unserem eigenen Angriff bei Armentières aus? Der damalige Armeebefehl fällt mir ein. Nach diesem trafen am Tage vor dem Angriff die Verstärkungsgeschwader von allen Fronten auf dem Luftweg auf unseren Flugplätzen ein. Überall wimmelte es damals von Flugzeugen in den Häfen. Die Mannschaften waren teilweise auf ihren Lastautos noch nicht eingetroffen, es fehlte an Leuten, die Flugzeuge in Deckung zu bringen, die Hallen waren überfüllt, die Motoren mußten im Freien abgebremst werden. Kurz, trotz aller Bemühungen war der Antransport der Flugreserven nicht zu verbergen gewesen. Um ähnliches wird es sich wohl heute auch beim Feinde handeln. Doch weiter jetzt zum Tankpark und -übungsplatz. Hier wimmelte es noch vorgestern von den schwarzen Dingern. Er ist leer, es ist also inzwischen alles nach vorn gerollt. Vielen Dank, ihr Sechs, daß ihr mich zu dieser Extratour veranlaßt habt, es hat sich gelohnt! Verflucht! Wo ist denn der sechste? Das ist immer eine dumme Geschichte, wenn plötzlich einer weniger da ist als vorher. Der hat sich dann oft leise losgemacht und taucht mit knatterndem Maschinengewehr in der Sonne oder unter dem Schwanz auf.

Ich stoße meinen Führer an, weise auf die Engländer, zeige erst sechs, dann fünf Finger. Er begreift sofort. Jetzt bekümmere ich mich nicht mehr um die Erde, jetzt heißt es, den Hals dreimal so schnell drehen. Bis über den Bauch hänge ich über Bord, um besser unter die Tragflächen sehen zu können, nichts ist da. Ich winke „Rechtskurve". Ganz plötzlich wendet der Führer das Flugzeug. Dicht unter uns glotzen zwei Kokarden. Das ist ja ein ganz ausgekochter Bursche. Er hatte sich nicht unter den Schwanz gehängt, sondern er hatte uns vorn unter dem Motor angestiegen, wo ihn keiner von uns beiden hatte sehen können. Ich zeige nach unten, mein Führer nickt. Kehrtkurve! Damit wir während des Luftkampfes von den andern Brüdern wegkommen. Senkrecht stehen die Tragflächen. Während der Drehung mache ich das Maschinengewehr fertig. Das Flugzeug liegt wieder gerade. Das war schön geflogen. Rechts hinten unter uns liegt er, noch in der Kurve. Ehe er sich geradelegen kann, bevor er durch Drücken sich genug Fahrt holen kann, um sein Flugzeug gegen uns hochzuziehen und zu schießen, knattert mein Maschinengewehr, die roten Pünktchen der Leuchtspurgeschosse fliegen durch seine Flächen. Jetzt hat er genug Fahrt, er zieht. Vollkurve bei uns! Bei ihm rattert eine kurze Serie, kann uns aber nicht in der Kurve fassen. Dann ist er unter der Tragfläche verschwunden, erscheint wieder, erhält noch eine Reihe Schüsse, trudelt etwa dreihundert Meter tiefer, fängt sich und zieht ab im Gleitflug. Die Überraschung ist ihm mißglückt, viel passiert scheint ihm nicht zu sein. Auf jeden Fall sind wir ihn los, grinsend stellen wir dies fest.

Was machen jetzt die andern? Ich hatte sie in der Zwischenzeit aus dem Gesicht verloren. Sie haben ihren Sperrabschnitt verlassen und steuern uns an. Das ist nicht weiter ängstlich. Sie sind zu weit entfernt, um uns etwas tun zu können. Wir wollen einmal sehen, ob es ihnen ernst ist. Ich winke Kurs nach Calais. Eine halbe Minute folgen sie, dann gehen sie im Gleitflug nach unten. Es war so wie ich dachte: sie mußten nach Hause, da ihr Benzin zur Neige ging, und wollten uns liebenswürdigerweise auf dem Heimflug noch mitnehmen. Da sie nun sahen, daß das nicht so ging, gaben sie es auf. Nun schnell kehrt! Poperinghe ist frei! Wo ist die Ablösung? Da unten in fünftausend Meter Höhe zieht sie herauf. Das schaffen wir noch gerade, wenn wir Glück haben. Es geht. Wir machen unsere aufgetragenen Reihenbildaufnahmen, das Geschwader noch fünfhundert Meter unter uns. Mein Herz lacht: Auf allen Straßen um Poperinghe ein wilder Autoverkehr zur Front und von der Front, so wie am Tage vor allen Flandernschlachten. Diese letzten Transporte am Vortage haben sie noch nie verbergen können. Die Meldung steht jetzt fest: Antransport der Fliegerreserven, Vormarsch der Tanks in der letzten Nacht, letzte Vorbereitungen an der Front. Morgen früh geht der Angriff los. Jetzt aber gedrückt, was der Motor an Tourenzahl hergeben will, damit wir heil nach Hause kommen und die Meldung loswerden. Übermütig knalle ich in das Geschwader auf vierhundert Meter Entfernung hundert Maschinengewehrschüsse. Es macht kehrt. Bekommen wird es uns doch nicht mehr. Wozu soll es sich da der Gefahr aussetzen, einen Zufallstreffer abzubekommen.

Langsam gleitet unser Vogel von seiner großen Höhe herab. Auf unserm Flugplatz rollt er müde aus. Schnell wird am Telephon gemeldet, der Motorradfahrer saust mit der schriftlichen Meldung los, die Bildabteilung beginnt mit dem Entwickeln der Filme.

Und dann kommt die Ruhe. Der Kopf brennt von der eisigkalten, schneidenden Luft, in den Ohren saust es vom Krach des Motors und von dem Übergang aus der dünnen Höhenluft in die dichte Atmosphäre der Erde. Die Hände zittern beim Anstecken der Zigarette, die Reaktion der während des Fluges ausgeschalteten Nerven. Man liegt am Rande des Flugplatzes im Gras. Die Sonne brennt, Insekten schwirren. Hoch oben am blauen Himmel brummen ihre großen Brüder mit dem eisernen Kreuz auf den Tragflächen, senken sich herab auf die Erde. Langsam klingt der Flug ab. Der Krieg verschwindet, bis Morgen ist Frieden.

Wie sieht der Flieger den Krieg? Er sieht ihn anders als die andern Fronttruppen, da er nicht im Dreck des Trichterfeldes, sondern in der reinen Luft kämpft. Er sieht ihn bewußter, denn täglich sieht er ihn im Gegensatz zum Frieden. Seine Taten sind schwer, denn er ist bei ihnen auf sein besseres Ich ganz allein angewiesen, keiner kann ihm nachweisen, ob er beim Fluge alles geleistet hat, was möglich war, stets muß er daher wach sein gegen die Versuchung, sich zu schonen.

Am nächsten Tage, noch vor Anbruch der Morgendämmerung, klingelt mein Telephon am Bett: „Morgenmeldung der Flugplatzwache: Wolkenhöhe fünfhundert Meter, von der Front Trommelfeuer!“ Ich gebe zurück: „Flugzeug fertigmachen, Flugzeugführer benachrichtigen!“ und ziehe mich an. Dann gehe ich zum Flugplatz, das Frühstück wird durch eine Zigarre ersetzt.

Noch ist es dunkel, gerade die Umrisse der Hallen und meiner Maschine vor ihnen sind zu erkennen. Die Luft ist von einem dumpfen Gedröhn erfüllt, in das gewaltige Explosionen den Rhythmus schlagen. Am westlichen Horizont ein unaufhörliches weißlich-grünes Flackern, dazwischen Blitze wie Wetterleuchten; das ist der beginnende Angriff.

Der Himmel hängt voll tiefer Wolken, bis vor kurzem hat es geregnet. Fernaufklärung ist nicht möglich. Sie ist auch zwecklos. Wenn der Gegner im Angriff steht, kann man sich auch ohne Aufklärung vorstellen, wie es hinter seiner Front aussieht. Wie kann man jetzt den Erdtruppen in ihrem Verzweiflungskampf helfen? Ich weiß es nicht, nur eins sehe ich: wenn ich hier auf dem Flugplatz stehe, bin ich zu nichts nütze. Also los, erst einmal an die Front, das andere findet sich dann! So war es immer bei uns Fliegern. Es wird erwartet, daß wir auch in solchen Lagen unsere Pflicht tun, auch ohne Auftrag, wenn einen solchen keiner geben kann.

Das Flugzeug rollt, in der ersten Morgendämmerung heben wir uns vom Boden. Dicht über den Bäumen einer Chaussee, unmittelbar unter den Wolken, geht es zur Front. Nur einige Minuten dauert es, so sind wir am Kampffeld. Auf unseren Stellungen liegt, soweit wir sehen können, eine Qualmwolke, in der es blitzt von hellen Explosionen, die brodelt und kocht. Drüben sehen wir aus Tausenden von Geschützrohren in rasendem Tempo rote Mündungsfeuer fahren. Über uns hängen tiefschwarze Wolken. Es ist ein Bild der Materialschlacht, wie ich es so gräßlich schön noch nie gesehen hatte. Ungestört nehme ich es in mich auf. Feindliche Flieger sehe ich nur jenseits der Front kreisen, auf unser Gebiet trauen sie sich bei den niedrigen Wolken noch nicht. Wir fliegen die Front entlang nach Norden. Ich zergrüble meinen Kopf, das gigantische Schauspiel in mich aufsaugend: „Wie kannst du denen helfen, die unten in der Hölle auf den Angriff warten?“ Am Houthoulster Wald ist die Beschießung schwächer, hier will man scheinbar nur eine Angriffsvorbereitung vortäuschen, noch weiter nördlich ist die Beschießung wieder ernst gemeint. Ich sehe das Bild der Lage sich herausschälen, wie es nur der Flieger sehen kann. Unten wird jetzt jeder Truppenteil, jede Division nach hinten melden, wenn sie noch Meldemittel hat: „Trommelfeuer auf meinem Abschnitt, feindlicher Angriff zu erwarten,“ kann doch keiner in dem Krachen der Geschosse feststellen, wie das Feuer verteilt ist. Ich sehe dagegen aus der Feuerverteilung der feindlichen Artillerie sich abzeichnen, wo der Gegner einbrechen will, welche Frontstellen er nur beschäftigt, und wo er zu Täuschungs-

zwecken schießt. Also zurück an den linken Armeeflügel, die Karte heraus und eingezeichnet. Rot die Angriffsstellen, blau Zermürbungsfeuer, schraffiert Täuschungsabsicht. „Bei Dixmuiden nur Täuschungsfeuer,“ es wird das Armeeoberkommando besonders interessieren, daß es bei der Gruppe Nord keine Reserven braucht.

Nun noch einmal zurück! Die Wolken haben sich jetzt gehoben, wir fliegen etwa tausend Meter hoch. Jetzt heißt es aufpassen, denn überall wimmelt es nun von eigenen und feindlichen Geschwadern und Einzelfliegern. Vorsichtig winden wir uns zwischen ihnen hindurch und nähern uns wieder der Hauptkampffront. Ein Blick auf die blitzende feindliche Artillerie, auch hier funktioniert mein Gehirn, ich erfasse, was los ist: die gesamte feindliche Artillerie schießt nicht mehr aus den alten Stellungen westlich der Yser, sondern ist vor diese nach Osten vorgezogen. Das ist der Beweis, daß es sich um einen Angriff mit weitgestecktem Ziel, also um einen Durchbruch handelt. Ich fliege noch einmal zur Küste hinauf: Es stimmt alles. Überall, wo ich Täuschungsmanöver angenommen hatte, steht die Artillerie in den Stellungen, wo sie immer stand, an den Angriffsstellen ist sie vorgruppiert.

Jetzt schnell nach Hause, ins Auto, Karte und Meldeblock eingesteckt, zum Oberkommando. In einer Viertelstunde bin ich beim Chef des Stabes und kann diesem meine Beobachtungen melden. Ernst sagt er zu mir: „Sie wissen, was es bedeutet, wenn ich jetzt auf Ihre Meldung hin die Reserven ansetze. Den Luxus einer falschen Meldung können wir uns heute nicht erlauben.“ Dann gab er seine Befehle.

Ich fuhr nach Hause. Wieder einmal wie schon so oft, frohen und doch schweren Herzens. Ich hatte der Infanterie, der Artillerie helfen können, das machte mich glücklich. Oder hatte ich vielleicht nicht geholfen, hatte ich vielleicht falsch gesehen, falsch eingezeichnet, falsch kombiniert? Wenn sich jetzt die Reserven an Frontteile in Bewegung setzten, wo sie nichts nutzten, so war ich zum mindesten mitschuldig am feindlichen Durchbruch und am Tode Tausender.

Ich dachte zurück an eine Meldung vor einiger Zeit und an die Wochen hinterher, die schlimmsten, die ich im Kriege erlebt hatte. Damals hatte ich aus verschiedenen Anzeichen, vor allem aus dem Neubau und Umbau von Eisenbahngeschützständen gefolgert, daß der Feind einen Großangriff auf Dixmuiden plane. Das Armeeoberkommando hatte Reserven angefordert und die Abwehrmaßnahmen in Gang gesetzt. Tag um Tag, Woche um Woche waren vergangen, kein Angriff war erfolgt. Bei der Armee sagte man nichts. Doch — entweder kam es mir so vor, oder es war wirklich so —, wenn ich mit neuen Meldungen zum Generalstab kam, glaubte man sie nicht recht, wartete auf Bestätigung von anderen Fliegerabteilungen. Eines Tages wurde ich schließlich zum Chef des Stabes befohlen. Mit nicht gerade erfreulichen Gefühlen betrat ich sein Zimmer. Er schien jedoch guter

Laune zu sein. „Es wird Sie sehr interessieren, von Ihrer Dixmuiden-Offensive zu hören," sagte er und drückte mir ein Schriftstück in die Hand. Ich las es. Es war eine Gefangenenaussage. Aus ihr ging hervor, daß bei Dixmuiden eine große Überraschungsoffensive vor dem Losschlagen gestanden hätte. Infolge des Durchbruchs der Deutschen an der Isonzofront seien aber einige Tage vor Beginn die Angriffstruppen nach Italien abtransportiert. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Der Oberst klopfte mir auf die Schulter und sagte nur: „Nun machen Sie man tüchtig weiter" und entließ mich.

Erst am späten Nachmittag war beim Oberkommando Näheres über den Angriff zu erfahren. Meine Meldung hatte sich bestätigt. Allerdings waren trotz der Reserven die Stellungen nicht zu halten gewesen, die Front wurde zurückverlegt, der Rückzug in Flandern begann.

Jetzt erhielten wir den Auftrag, die Rückzugsmaßnahmen der eigenen Truppen und das Nachfolgen des Feindes zu beobachten. Da die Marschbewegungen geschlossener Truppenteile fast immer nachts erfolgten, war hierüber nichts zu erkunden. Einige Handgranaten-Rauchwölkchen an einzelnen Stellen, manchmal hier oder dort ein Granateinschlag oder ein Schrapnellwölkchen, das war alles, was wir von dem Rückzugskampf sahen. Dann bezog unsere Armee weit rückwärts eine neue Stellung zu nachhaltigem Widerstand. Wir erhielten den Auftrag, diese durch unsere Fernaufklärung gegen feindliche Angriffe zu sichern. Sofort gingen wir an unsere systematische Erkundungsarbeit. Zuerst flogen wir sämtliche Bahnen und Wasserläufe ab, um festzustellen, bei welchen Eisenbahnlinien und Brücken unseren zurückgehenden Truppen die Zerstörung geglückt war. Wir stellten fest, daß gründliche Arbeit geleistet war, und daß eine gründliche Instandsetzung der Nachschubwege wochenlang dauern würde. Diese zu kontrollieren, war nun unsere nächste Arbeit. Man hatte beim Armeeoberkommando gedacht, daß der Feind an ihr fieberhaft arbeiten würde, doch das Gegenteil war der Fall. Täglich machten wir unsere Flüge, wegen des schlechten Wetters in niedriger Höhe, in täglichem Kampf mit feindlichen Fliegern. Wir konnten durch unsere Lichtbildaufnahmen und unsere Augenerkundung feststellen, daß nur die hauptsächlichsten Chausseebrücken wieder hergestellt wurden, daß man an den Bahnstrecken kaum arbeitete und daß man nicht einmal für nötig hielt, die großen, in die Chaussee in Zwischenräumen von einem Kilometer gesprengten Trichter auszufüllen, daß man vielmehr den Verkehr um diese behelfsmäßig herumleitete.

Aber auch sonst waren keinerlei Angriffsvorbereitungen zu erkennen. Kein erhöhter Nachschub war zu sehen, kein Heranfahren von Material und Munition, kein stärkerer Auto- und Wagenverkehr. Trotzdem erfolgte der feindliche Angriff auf breiter Ausdehnung, durchbrach ohne größere Artillerievorbereitung unsere Front und zwang uns zu weiterem Rückzug.

Diese Tatsache bedeutete das Ende unserer Fernaufklärungstätigkeit, besagte sie doch, daß der Feind infolge der Schwächung unserer Truppen ohne besondere Vorbereitungen und Anstrengungen seine Absichten durchführen konnte, daß man also auf diese nicht mehr aus Fliegerbeobachtungen zu schließen in der Lage war. Eine meiner letzten Meldungen, die ich im Kriege machte, drückte dies auch klar aus. Ich schrieb, daß beim Gegner keinerlei Vorbereitungen für Angriffsabsichten festzustellen seien. Dann schrieb ich zum Schluß: „Es darf hieraus jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß feindliche Angriffe ausgeschlossen sind. Bei der jetzigen Lage hat der Feind die Möglichkeit, auch ohne dem Flieger sichtbare Vorbereitungen einen erfolgreichen Angriff durchzuführen."
Der Waffenstillstand beendete dann kurze Zeit darauf die Tätigkeit der von mir geführten Fliegerabteilung 3.

Der Artillerieflieger

Von Hermann Fricke

Vom Beginn des Stellungskrieges 1914 bis zum November 1916 war ich Beobachter in der Feldfliegerabteilung 11, die für den Armeekorpsabschnitt von Bailleul an der Oise fast bis Soissons an der Aisne sämtliche fliegerischen Aufgaben zu lösen hatte. Lange Zeit waren die Stellungen unseres Abschnitts vom IX. Armeekorps unter dem General von Quast besetzt. Später wurde es durch das XI. Korps, das vorher im Osten gefochten hatte, abgelöst. Unsere Abteilung war im Abschnitt geblieben, da man für die Truppenfliegerei Fliegerformationen gebrauchte, die den Abschnitt genau kannten.

Als ich am 2. Oktober 1914 in der Abteilung eintraf, hatte gerade der Stellungskrieg begonnen. Allerdings waren sich weder die Erdtruppe und die Führung noch auch die Fliegerabteilung darüber klar, wie der Kampf zu führen sei und wo ihre Aufgaben lagen. Besonders traf das für uns Flieger zu. Selbstverständlich mußte weiterhin in die Tiefe des Feindes hinein Fernaufklärung geflogen werden — darüber war man sich klar. Alles andere mußte sich erst entwickeln.

Unser Abteilungsführer, Hauptmann Wilberg, führte uns den richtigen Weg und wirkte so maßgeblich an der Entwicklung der Fliegertruppe mit. Geleitet wurde er von seinem soldatischen Gefühl und seiner Liebe zu seiner alten Waffe, der Infanterie. Sein einziger Gedanke, den er seiner ganzen Abteilung anerzog, war: „Wie helfe ich der Infanterie." Und da ihm diese Frage niemand anders beantworten konnte, fragte er die einzigen, die es wissen konnten, nämlich die Infanteristen selbst.

Täglich bei schlechtem Wetter, das in den nächsten Monaten die Regel war, lud er frühmorgens nach dem Kaffeetrinken uns Flugzeugbesatzungen abwechselnd in sein Auto ein, und dann ging es in die Schützengräben und Batteriestellungen, auf die Artilleriebeobachtungsstände usw.

Einmal waren wir im Graben bei der rechten Division. Der Kompanieführer klagte über eine französische Feldkanonenbatterie, die ihm den ganzen Tag über

in unregelmäßigen Abständen aus der Flanke Granaten der Länge nach in seinen Graben schickte. Kein Mensch wisse, wo sie stecke, auch die Flieger hätten sie nicht melden können. Er hatte das gerade erzählt, da riß er mich zu Boden, warf sich selbst hin, alles andere lag platt am Boden. Krach! Krach! Ein Schuß vor uns, einer hinter uns, Gott sei Dank, nicht direkt im Graben, nur Dreck bekamen wir ab. Wir krabbelten wieder in die Höhe. „Das war das Biest", sagte der Infanterist und lachte etwas gezwungen. Darauf zeigte mein Abteilungsführer auf mich und meinte: „Sie werden die Batterie finden und kaputtschießen, Sie haben sie ja nun am eigenen Leibe kennengelernt. Bis Sie sie erledigt haben, bekommen Sie keinen anderen Auftrag in der Abteilung. Ein Auto steht Ihnen dauernd zur Verfügung." Zu dem Kompanieführer sagte er: „Also Sie wissen nun, an wen Sie sich zu halten haben." So erhielt ich meinen ersten Artillerieauftrag, und ähnlich bekamen ihn alle Besatzungen.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer ich hinter meiner Aufgabe her war, da ich wirklich wußte, um was es sich handelt. Ich war fest überzeugt, daß sie kinderleicht zu erfüllen sei.

Aber so einfach war es nicht, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Am nächsten Morgen ging es im Flugzeug an die Front. Erst einmal über „meine Kompanie". Wo war sie nun aber? Da war der deutsche Graben, drüben der französische. Jetzt hatte ich auch die Straße gefunden, auf der wir mit dem Auto herangefahren waren. Aber den Kompanieabschnitt konnte ich nicht feststellen. Die französische Karte 1 : 80 000 war so hundsmiserabel falsch, daß die Kleinorientierung nach ihr nicht möglich war. Die Schützengräben waren in ihr natürlich auch nicht eingedruckt. Was tun? Ich hatte mir die Sache so gedacht: Ich wollte über den Graben der Kompanie wegvisieren, um zu sehen, in welcher Richtung die Batterie stehen mußte, um flankierend in den Graben schießen zu können, und dann in dieser Richtung suchen. Das ging also nicht. Ich flog nun über die Gegend, die ungefähr in Betracht kam. Da war alles dichter Wald, also nichts zu sehen. Ich verglich den Wald mit meiner Karte; die Waldränder stimmten nicht, die Schneisen waren falsch eingezeichnet, die Lichtungen fehlten. Also, selbst wenn ich die Batterie gefunden hätte, wie sollte ich sie melden, wie der eigenen Artillerie, mit der ich sie vernichten wollte, den Standort derselben klarmachen, damit überhaupt mit Schießen begonnen werden konnte. Ich war mir klar, daß ich mir erst einmal eine richtige Karte machen mußte, um an meinen Auftrag herangehen zu können, und flog nach Hause.

Nach einigem Überlegen wurde mir klar, daß es keinerlei Zweck gehabt hätte, aus dem Flugzeug die Gegend abzuskizzieren und nach den Zeichnungen die Karte zu verbessern. Ich wollte es also mit dem Photographieren versuchen. Ich erkundigte mich nun in der Abteilung, wie man so etwas machen könne, und erfuhr, daß die Abteilung eine photographische Ausrüstung bei der Mobilmachung mitbekommen

hätte, benutzt sei sie aber bisher nicht, da im Vormarsch keine Gelegenheit dazu gewesen sei. Ich fand dann auch eine photographische Flugzeugkammer und einen dazugehörigen Photographen zum Entwickeln der Platten. Erst übte ich etwas auf der Erde, und dann ging es in die Luft. Ich nahm so viel Kassetten mit als vorhanden waren — ich glaube, es waren 24 — und beschloß, wenn ich einmal beim Photographieren wäre, mich nicht auf meine Kompanie und die Gegend der gesuchten Batterie zu beschränken, sondern so viel aus dem ganzen Korpsabschnitt aufzunehmen wie ich könnte.

Wir flogen etwa eintausendachthundert Meter hoch. Das Wetter war schön klar, die Belichtungszeit zufällig — Erfahrungen hatte ich ja noch nicht — richtig. Da ich mir fest vorgenommen hatte, mich um Schüsse der Ballonabwehrkanonen in keiner Weise zu kümmern und mich durch sie auch nicht in Unruhe bringen zu lassen, und da das letztere meinem Flugzeugführer und mir glückte, so klappte die Sache. Ich brachte die vorderen Gräben des ganzen Korps und das feindliche Hintergelände der Gegend meiner Batterie mit nach Hause. Schön waren die Aufnahmen ja gerade nicht, aber doch noch gerade brauchbar. Dann ging es nach vorn mit den Bildern. Hier bedeuteten sie geradezu eine Sensation. Sah man doch jetzt zum erstenmal, was man überhaupt an Stellungen vor sich hatte. Der Brigadekommandant Graf Goltz (der spätere Baltikumer) gab mich sogar, allerdings ohne Erfolg, zum E. K. I ein.

Ich fuhr nun zuerst zu „meiner" Kompanie und zeichnete mit dem Kompanieführer gemeinsam in die Photographie den Abschnitt ein, dann setzte ich mich mit ihm im Unterstand — soweit eine mit Erde beworfene Bretterbude diesen Namen verdiente — hin und wir versuchten gemeinsam seine Kompaniestellung in die Karte zu übertragen. Mit Hilfe der Fliegerbilder und seiner Geländekenntnisse glückte das auch einigermaßen. Darauf zog ich mit meinen Bildern den Abschnitt nach Norden entlang von Kompanie zu Kompanie, erklärte die Bilder, ließ Abzüge dort, legte die Stellung in die Karte fest und fragte überall, woher sie Artilleriefeuer bekamen. So fand ich auch noch andere, die aus der rechten Flanke belästigt wurden. Von allen ließ ich mir die ungefähre Richtung, aus der die Flankenschüsse kommen sollten, sagen. Aber leider ließ sich aus diesen Angaben kein sicheres Bild gewinnen, sie gingen zu sehr auseinander. Auf jeden Fall brachte ich aber an diesem Abend eine ganz nette, annähernd richtige Stellungskarte der rechten Flügelbatterie mit nach Hause. Die anderen Beobachter wurden mit den Bildern in die anderen Abschnitte und Gräben geschickt und arbeiteten dort ebenso, dann wurde eine Karte des Korps schön ins Reine gezeichnet und dem Generalkommando übersandt. Um die Karte zu vervielfältigen, holten wir uns beim Ortsphotographen einen großen photographischen Apparat, photographierten die Karte in natürlicher Größe und gaben dann Abzüge an alle Stäbe und Truppen, die sie brauchen konnten.

Rückransport Verwundeter auf der Straße nach Armentières.

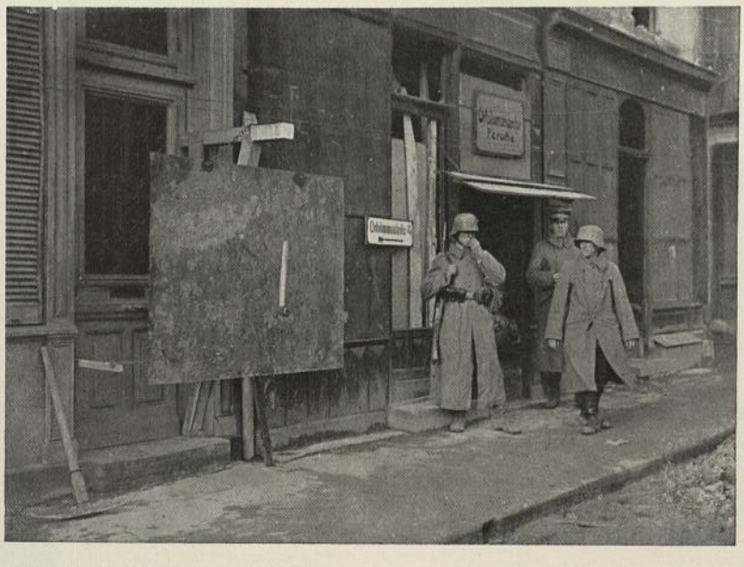
Englische Gefangene transportieren ihre Verwundeten ab.

Übergabe eines russischen Truppenteils.

Deutsche Soldaten, von den Engländern gefangengenommen, passieren ein französisches Dorf.

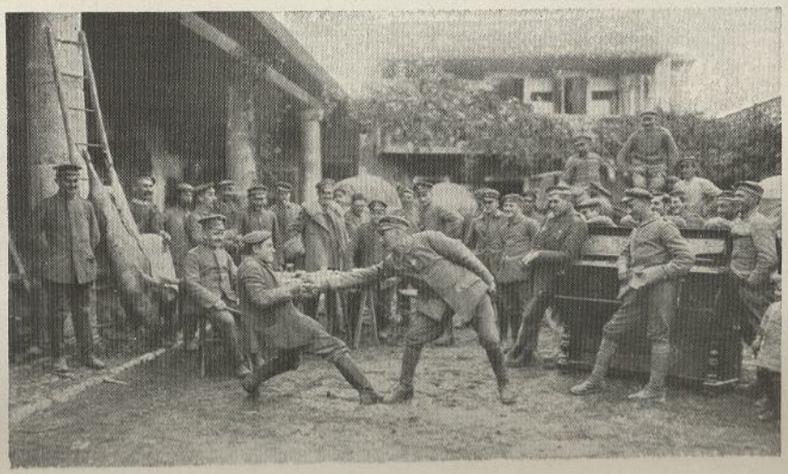
Proviantkolonnen am Fuße der Karpathen.

Ein bayerisches Schlachtfest im besetzten Vittorio.



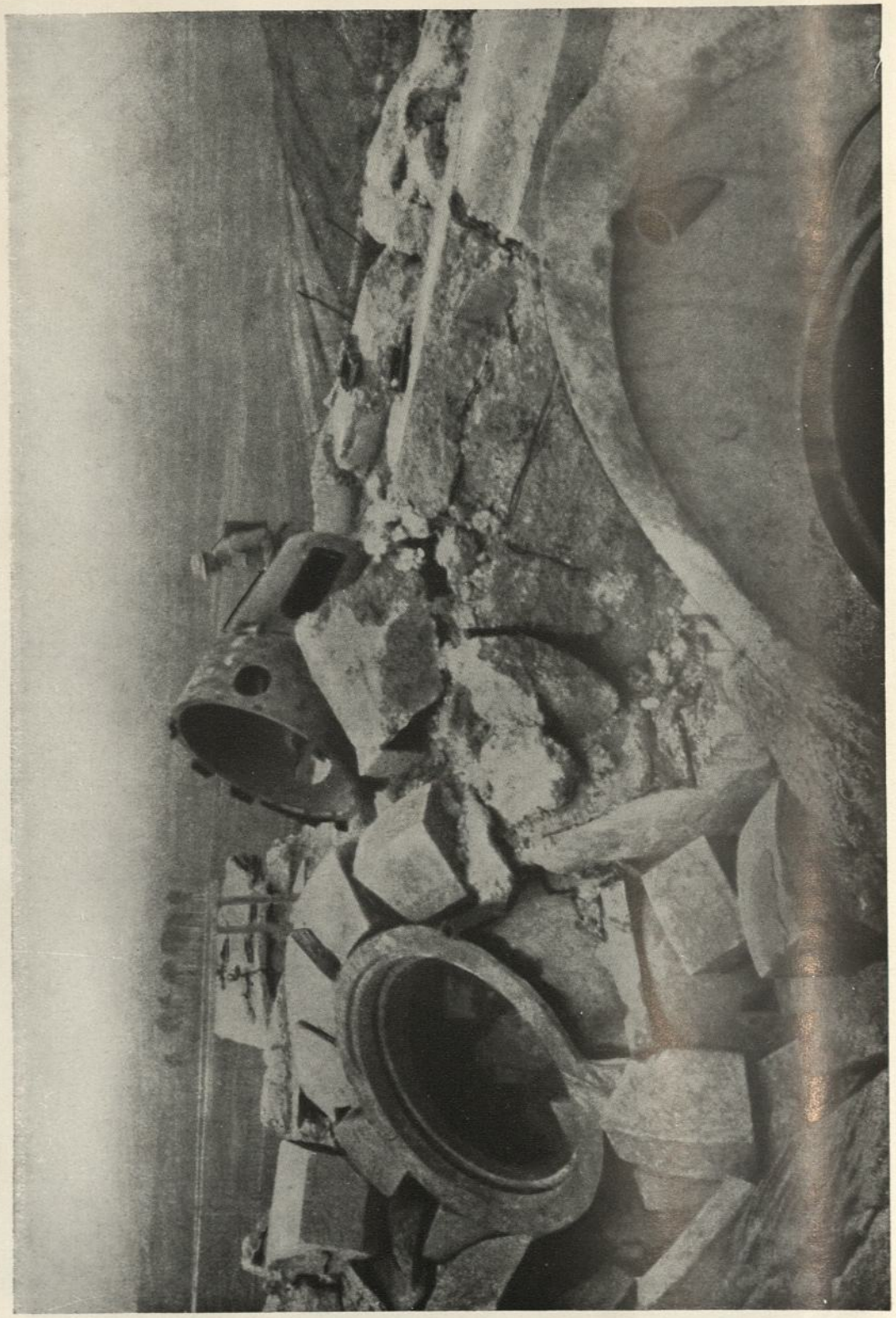
Fliegeralarmsignal vor der Ortskommandantur in Peronne.

Winterschlacht in der Etappe.



Ein Ruhetag bei den Bayern. Beim Fingerhakeln.

Kanadische Truppen, von der Front zurückkehrend, kaufen von französischen Frauen Orangen.



Ein gesprengtes Fort.

Doch nun wieder zu meiner Batterie. Sie mußte, so weit war die Sache klar, im Wald westlich Bailleul, und zwar dicht hinter diesem Ort stehen. Ich erkundete dort gründlich, fand aber nichts. Vermutlich war sie von oben eingedeckt und mit Zweigen usw. verkleidet. Ich konnte sie also nur entdecken, wenn sie schoß, denn dann gab es einen Mündungsblitz, der nicht versteckt werden konnte. Jeden Abend zog ich nun bis tief in die Dämmerung hinein meine Kreise diesseits unserer Front und wartete auf einen Schuß der Batterie. Aber ihr Führer war vorsichtig und schoß nie, wenn eins unserer Flugzeuge in Sicht war. Ich erkundigte mich bei meiner Kompanie, er schoß nur, wenn ich nicht da war. Was sollte ich nun machen? Ich mußte ihn überlisten. Mit dem Brigadekommandeur wurde die Sache gründlich besprochen, und an einem Abend, nachdem ich einige Tage nicht erschienen war, ging die Sache vor sich.

Ich schraubte mich weit hinter der eigenen Front hoch und wartete ab. Pünktlich wie verabredet, eröffnete unsere Artillerie mit unsern Batterien heftiges Feuer auf die feindlichen Gräben gegenüber meiner Kompanie. Ich wartete einige Minuten, dann stellten wir den Motor ab und schwebten lautlos im Gleitflug in der Abenddämmerung auf die Front zu. Unsere Geschütze blitzten lebhaft. Drüben auf den Gräben sah ich die Einschläge, doch die feindliche Artillerie schwieg. Immer näher an die Front kam ich, immer tiefer, noch immer Ruhe. — Schon war ich über den vorderen feindlichen Graben in Bailleul, nur noch vierhundert Meter hoch, es war höchste Zeit zum Umkehren, da fuhren rote Blitze aus dem jenseitigen Waldrand, ein Blick nach links zu „meinem Abschnitt“; vier Einschläge. Die Batterie 11 unserer Artilleriekarte war gefunden. Ich flog nach Hause und landete in der Dunkelheit auf dem durch ein loderndes Reisigfeuer erleuchteten Flugplatz glatt.

Nun ging es an die Niederkämpfung der Batterie. Mit meinem Abteilungsführer fuhr ich am nächsten Vormittag zum Artilleriekommandeur. Dieser stellte eine Haubitzbatterie und genügend Munition zur Verfügung. Dann ging es zum Batterieführer, um das Einschießen zu besprechen. Funkentelegraphie hatten wir noch nicht, die Signale konnten nur durch Leuchtpatronen vom Flugzeug aus gegeben werden. Im Schloßpark von Carlepont sollten sie aufgenommen werden, dort sollte auch der Batterieführer sich aufhalten und seine Feuerbefehle telephonisch an die mehrere Kilometer entfernte Batterie geben.

In der Nacht wurden die Drähte gezogen, am nächsten Vormittag ging es los. Hauptmann Wilberg fuhr nach Carlepont mit zwei Offizieren als Hilfsbeobachtern. Ich startete. Pünktlich zur verabredeten Zeit war ich zur Stelle, eintausendzweihundert Meter hoch. Unten wurde mit weißen Tüchern das verabredete Zeichen „Batterie feuerbereit“ ausgelegt.

Ein Sternsignal von mir: „Feuern!“ Ich beobachtete unsere Batterie: ein Blitz! Die Augen zur Batterie 11: ein Einschlag, „zu weit, links vorbei!“ Eine rote und

eine grüne Doppelkugel als mein Signal. Der nächste Schuß: „zu kurz, rechts vorbei", der andere: „zu kurz, Seite richtig", dann: „zu weit", schließlich: „richtig, Wirkungsfeuer!"
In rasender Geschwindigkeit fahren jetzt aus den vier Rohren unserer Batterie die Blitze, dicht lagert über der feindlichen der Qualm der Einschläge, dann drüben die Wolke einer größeren Detonation, ein Munitionsstapel muß explodiert sein. Nach etwa fünf Minuten schweigt unsere Batterie, der Rauch drüben verweht, alles ist in Ruhe, als ob nichts passiert wäre.
Der erste Auftrag ist erledigt, meiner Kompanie ist geholfen. Unser Auto aber kam aus Carlepont mit zerschossener Lenkstange nach Hause. Das auf mich während des Einschießens vom feindlichen Graben abgegebene Maschinengewehrfeuer hatte nicht das Flugzeug getroffen, sondern beim Herunterfallen zufällig das Auto erwischt.

Bilder aus der Sommeschlacht

Von Hans Henning Freiherr Grote

Aus meinem Kriegstagebuch.

25. August 1916.

Um 6,30 Uhr vormittags kam der überraschende Befehl: Sofort abrücken! Salmuth, mein Kompanieführer, hatte mir Jahnke als Melder zugeteilt, 19 Jahre, Eisernes Kreuz, Kriegsfreiwilliger und seit 1914 im Felde. Der Kompanieführer wollte ihn eigentlich nicht mitnehmen (Befehl für Neunzehnjährige), aber es war ein rührendes Bild, als Gustav, wie der Kleine allgemein genannt wurde, am Abend vorher weinend bat, ihn doch ja nicht hinten zu lassen. Da hatte denn Salmuth nachgegeben. Infolge des überstürzten Alarms und der uns zufallenden Aufgaben ordnete ich an, daß mir Brotbeutel und Feldflasche nachgeschickt würden. Franken, Salmuths Bursche, sollte die Sachen nachbringen. Auch den Helm ließ ich zu Hause, ich selbst besaß nur Gasmaske, Pistole und Mütze.
Salmuth ist schon vorauf. Draußen erstes Dämmern. Als wir auf die Straße kommen, überholt uns François, Führer der fünften Kompanie, auf seinem Rappen. Unterwegs erfahren wir, daß der Hauptteil des Bataillons schon voraus ist. Das nächste Ziel ist Moislains. Wir treffen Züge von Kolonnen, meistens Artillerie, die uns entgegenkommt. Protzen und Wagen sind voll von bleichen Gestalten: Verwundete. Ich hoffe stark, in Moislains Kaffee zu bekommen, denn die Kompanie hat nichts mehr erhalten können. Auf der Dorfstraße sammelt sich das Bataillon. Unteroffizier Josef gibt mir noch von seinen Zigaretten ab, die er in einer Kantine besorgt hat. Er selbst bewaffnet sich mit einer Flasche Kognak, die er getreulich unterm Arm durch alle Sperrfeuerzonen nach vorne trug. Im Garten irgendeines Hauses versammelt uns Hauptmann v. Calm. Der weiche, nervöse Mann, der nachher seine Sache doch so fabelhaft machte, sieht schneeweiß aus, wie er es verkündet: „Meine Herren, wir sind nunmehr dem bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment 12 unterstellt und alarmiert, weil dieses Maurepas verloren

hat. Unser nächstes Ziel ist Rancourt, das wir auf dem kürzesten Wege durch den St.-Pierre-Vaast-Wald zu erreichen haben. Ich marschiere zusammen mit der fünften, sechsten und achten Kompanie. Hier die Karte!"

Die Handgranaten werden ausgeteilt, jeder Mann zwei Stück. Die fünfte Kompanie hat die Spitze. François scheint guter Laune zu sein. Unter seinem Stahlhelm blicken seine herrischen Augen herausfordernd umher.

Die Kompanieführer sind noch beritten, bis links vor uns ein Waldstück auftaucht, schon verdammt gelichtet. Da höre ich auch schon die einschlagenden Granaten, bis vorn finds aber noch sechs und mehr Kilometer. François ist der letzte, der sich von seinem Pferde trennt. Er liebte seinen Rappen sehr. Dann ziehen sich die Züge auseinander, setzen sich in Reihen, und es geht durch den Wald. Außer Jahnke nehme ich mir noch den famosen Ostpreußen Hilgruber als Schätzer. Unteroffizier Reinhard ist am Ende, ich an der Spitze des Zuges, der die Kompanie beschließt.

Die beiden ersten Züge sind schon durch den Wald, als das Feuer erneut beginnt. Ich lasse halten und rekognosziere. Rechts und links Wald, vor mir Lichtung und weiterhin Kornfelder, zertreten, zerschossen. Der zweite Zug ist doch noch neben mir. Irgendein Unteroffizier ruft mir zu: „Wir gehen weiter rechts, hier schießen sie hin!" „Wo?" will ich fragen. Da kommt schon irgend etwas Furchtbares durch die Luft, reißt mich zu Boden, wirft die Erde über mich, daß nur noch mein Kopf hinausschaut. Irgend etwas Schmerzendes fährt mir hinters Ohr, und meine Augen sehen brennendes Feuer. Aber da packt mich schon der Unteroffizier: „Sind Herr Leutnant verwundet?" Mit aller Willenskraft fahre ich hoch, fasse mir in das dreckbespritzte Gesicht, spüre auch ein wenig Blut dabei — nein, ich bin heil. Neben mir, nicht mehr als zehn Meter, klafft ein gähnendes Loch. „Schwein gehabt," sage ich lakonisch. Und dann rücken wir vor. Oh, geht das langsam! So im Feuer stehen müssen und nicht vorwärts gehen können, weil andere vorn sind, und der letzte sein müssen und noch dazu wissen, daß der Feind so weit ist und seine Ziele nicht einmal sieht, sehen kann!

Neben mir ist auf einmal ein Arzt, der Bataillonsarzt Dr. Kleemann. Es ist glühend heiß. Wir lagern mit einer Gruppe am Abhang. Hinter uns schlagen jetzt die Granaten ein. Aber ich weiß, daß da noch mehr durchmüssen, noch die Hälfte meines Zuges und die ganze achte Kompanie. Da — ein Reiter und auch ein Wagen preschen durch das Feuer: Meldereiter! „Schweinerei!" sagt da der Doktor trocken. „Wir sind in die Stellungen unserer schweren Artillerie geraten. Jetzt fehlen nur noch die feindlichen Flieger!" Ja, die fehlten noch, aber nicht lange. Ich habe glühenden Durst und keine Feldflasche! Von den Leuten mag ich nichts. Darum begrüße ich den Wein Kleemanns um so dankbarer. Rechts seitwärts steht ein schweres Geschütz. An dem müssen wir vorbei, und

dann sehen wir schon die ersten Häuser von Rancourt. Über die Straße Bouchavesnes-Sailly gehts ein wenig schneller hinweg bis zu einem Hohlweg. Dort ist auch Salmuth, neben ihm ein Bayer. An der Sprache des Mannes schon merkt man, daß er fertig ist. Wir verzichten auf weitere Gruselbeschreibungen. François ist schon weiter zur dritten Stellung bei der Priez-Ferme. Der Bayer hat ein häßliches, totes Lachen: „Dritte Stellung? Ist jetzt zweite, wenn nicht schon erste. Was weiß ich?" Die Granaten sausen über uns hinweg, hie und da Stöhnen aus den Hecken, aus den Dorfhäusern. „Hier ist noch der günstigste Platz für einen Heimatschuß!" ruft irgendeiner. „Da vorn bleibt man liegen!" Unteroffizier Reinhard kommt zu mir: „Der Zug ist im Obstgarten, rückwärts des Hohlweges!" Ich gehe mit ihm. Die Leute haben die Gewehre zusammengesetzt, stehen umher. „Hier können wir nicht bleiben," stelle ich fest. Da heult es auch schon heran. „Aufs Feld!" brülle ich in den entsetzten Haufen. Ratsch, ratsch! bohrt es sich in den weichen Boden, reißt dicht neben den Gewehren splitternd auseinander. Gott sei Dank, die meisten sind fort, eilen dem Hohlweg zu. Ein paar haben sich in unsinniger Fassungslosigkeit in ein Haus geflüchtet. Ha! stöhnt das Balkenwerk, bricht auseinander und begräbt eine Gestalt unter sich. Ich falle durch den Luftdruck der Länge nach hin, dann sind wir im Hohlweg. Endlich ist alles wieder zusammen, keine Verluste. Auch der Mann im Hause blieb unverletzt, bis auf den Schreck. Aber nein, zwei kommen da angehinkt, sind vergnügt, denn sie brauchen nicht mehr in die Hölle hinein. An der Hecke stöhnt es. Mein Sanitäter eilt durch das Feuer hinüber. Es ist ein Mann der fünften Kompanie und schwer verwundet, Steckschuß in den Rücken. Immer noch liegen die Sperrfeuerlagen in unserer Vormarschstraße. Die ungefähre Richtung deutet ein einzelner Baum, mitten im öden, feuerübersäten Feld. Es ist ein zersplittertes, kahles Ding, das dort auf der Höhe steht, von Granateinschlägen und belfernden Schrapnells eingekreist. Dreihundert Meter vorwärts soll sich die Stellung befinden. Ich muß auf einmal an Liliencron denken, an seine Novelle „Der Richtungspunkt". Unsere sechste ist schon im Vorgehen, aber ich bin der dritte Zug, der letzte. Verdammtes Wartenmüssen!

Endlich trifft es auch uns. Ich, Jahnke und Hilgruber marschieren mit der ersten Gruppe. Es ist spät Nachmittag geworden. Das Feuer hat nachgelassen, nur auf der Höhe mit dem Richtungsbaum liegt ein unermüdlicher Feuerriegel. Unterwegs treffen wir Verwundete, nicht schlimm, den traf's am Finger, den ein wenig am Kopf, aber sie haben Blut gesehen und drängen nun nach rückwärts. Endlich haben wir die Höhe erreicht. Hier ein leichtes Geschütz, ohne Deckung steht es da. Das sicherlich glühendheiße Rohr heult Schuß nach Schuß hinaus. Neben ihm ein junger Leutnant, die Zigarette im Munde. Zu seinen Füßen zwei Leichen. Leicht legt er die Hand an die Mütze. Ich grüße zurück.

Dann ein Graben, die befohlene Stellung, ein Körper liegt halb in ihm, halb auf

der Bärme. Es ist die Leiche des Vizefeldwebels Freudenhain von der fünften Kompanie, den eine Minute vor unserer Ankunft das Schicksal hier erreicht hat. Soll das eine Stellung sein? Harter, kalkiger Boden, kaum mannstief, Unterstände nirgends. Ich fühle bleierne Müdigkeit, dazu quälenden Durst. Der Höllenlärm in der Luft läßt mich kalt. Jahnke hat sich neben mich auf die harten Steine gepackt und schläft wie ein Murmeltier. Die Leute schimpfen. Solange sie noch schimpfen, sind sie gut.

Unterdessen ist es dunkel geworden. „Grote," ruft eine Stimme, und Salmuths lange Gestalt steht auf Deckung, beugt sich hinab und flüstert mir zu: „Wir müssen dreihundert Meter über den ersten bayerischen Graben hinausgehen — Gegenstoß! Niemand weiß Bescheid, bodenlose Schweinerei!"

Das Bataillon geht vor. François mit seinem Stoßtrupp ausgeschwärmt vorneweg. Trotz aller Mühen erhalte ich keinerlei Orientierung, weder über die bayerische Stellung, noch über das ungefähre Angriffsziel. Das sollte Unglück und Glück zugleich bedeuten.

Stockdunkle Nacht, und doch viele Tausende von zuckenden Blitzen darin. Granat- und Schrapnellfeuer, das von Minute zu Minute zunimmt. In die Nacht hinein, den Blick starr auf den Vordermann gerichtet, um den Anschluß nicht zu verlieren, geht es in eine völlige Ungewißheit hinein. Seit zwölf Stunden haben wir nichts zu essen und zu trinken erhalten, und vor allem der Durst ist quälend, denn siedendheiß war der Tag. Hinter mir, vor mir ächzen, stöhnen sie, aber nur keine Rücksicht darauf nehmen, denn es muß sein. Granaten schlagen vor, neben und hinter uns ein, fortwährend umhüllt uns Dreck, Luftdruck peitscht uns Steinchen und Lehmklöße ins Gesicht. Wir denken nur: Vordermann!

Da zucken drei bis vier Feuerlohen vor uns auf. In dem kurzen Augenblick erkenne ich unsere langsam durch die Nacht keuchende Menschenschlange. Aber ich sehe auch, daß sie eben zerrissen wurde, daß sich dort vorne dunkle Gestalten im jämmerlichen Wehgeschrei auf der Erde wälzen. Weiter, weiter!

Aber die Reihe vor mir stockt, taumelt ziellos hin und her, steht ganz. Jäh steigt ein Grausen in mir empor, Schreck zwingt meine Glieder fast zu Boden, und da kommt es auch schon von vorne durch: „Verbindung abgerissen."

Was tun? Es gilt, sich schnell zu entscheiden. Aber ich habe keine Befehle. Dabei ist der Hauptteil der Kompanie bei mir. Soll ich mit der ausgepumpten sinnlos dem Franzosen in die Arme laufen? Schwerer Entschluß, der sich später als der richtige herausstellte: Zurück zur Priezstellung!

Trostloses Tappen durch die Nacht, durch das Feuer zu dem eben verlassenen Graben. Er ist von anderen Gruppen längst besetzt, auch Nachzügler von uns, die ich sammle. Meine Unternehmungslust ist voll geweckt. Obendrein erfüllt sich

noch eine Hoffnung: die Essenträger sind heran. Während die Kompanie in aller Hast ein wenig ißt und ihre Feldflaschen füllt, eile ich zum bayerischen Gefechtsstand und packe mir eine Ordonnanz. Es ist ein stämmiger, markiger Gesell, aber seine Stimme müde, seine Sprache stockend, verwirrt. „Wissen Sie, wo die Elisabether sich vorgearbeitet haben?" Er nickt gleichgültig. „Dann vorwärts, ich brauche Sie, wir sind abgekommen." Er wehrt sich: „Ich komme eben von dort." Mein Befehl: „Desto besser!"

Zum zweiten Male treten wir die Todesfahrt an. Der Bayer rennt wie ein Wahnsinniger, zu schnell für die ermüdeten Leute. Ich halte ihn fest. Nur nicht wieder die Verbindung verlieren!

Da überraschen uns Lagen von Schrapnells. „Bis zum Hohlweg," keucht der Bayer und schlägt ein wahnsinniges Tempo an. Ich drehe mich um, immer noch halten meine Hände seinen Rock krampfhaft gepackt: „Marsch, marsch!" Die meisten müssen das Kommando gehört haben, aber ihr völlig ermüdeter Körper vermag keine schnellere Gangart mehr aufzubringen.

Da liegen wir an einem kleinen Abhang. Die Kompanie läuft allmählich auf, fallen sehe ich niemanden. Sie schießen jetzt rechts und links von uns. Weiter! Aber der Bayer will nicht. Ein plötzlicher Tränenstrom bricht aus seinen Augen: „Mein Weib, meine Kinder! Zum zwanzigsten Male heute durch dieses Feuer! Ich kann nicht mehr, Herr Leutnant!" Es ist furchtbar, einen starken, tapferen Mann weinen zu sehen. Ich fühle, hier ist ein Befehl machtlos, wo durch die furchtbaren Eindrücke der Geist zerbrochen wurde. „Ich komme nicht wieder!" heult der Führer, und sein ganzer mächtiger Körper schüttelt und bäumt sich. Da bitte ich, nein, ich flehe und fasse ihn liebevoll bei den Schultern: „Es ist doch nicht mehr weit, und sieh einmal, es sind so viele Kameraden, die ohne dich dem verfluchten Franzmann geradeswegs in die Arme laufen." Der Mann wird ruhiger. „Es geht schon vorüber." sagt er. Ich frage: „Ist der Bayerngraben denn immer noch so weit?" „Gleich, gleich," die Antwort. Immer weiter bohren wir uns in die Nacht durch das rasende Feuer. Dann sind wir da.

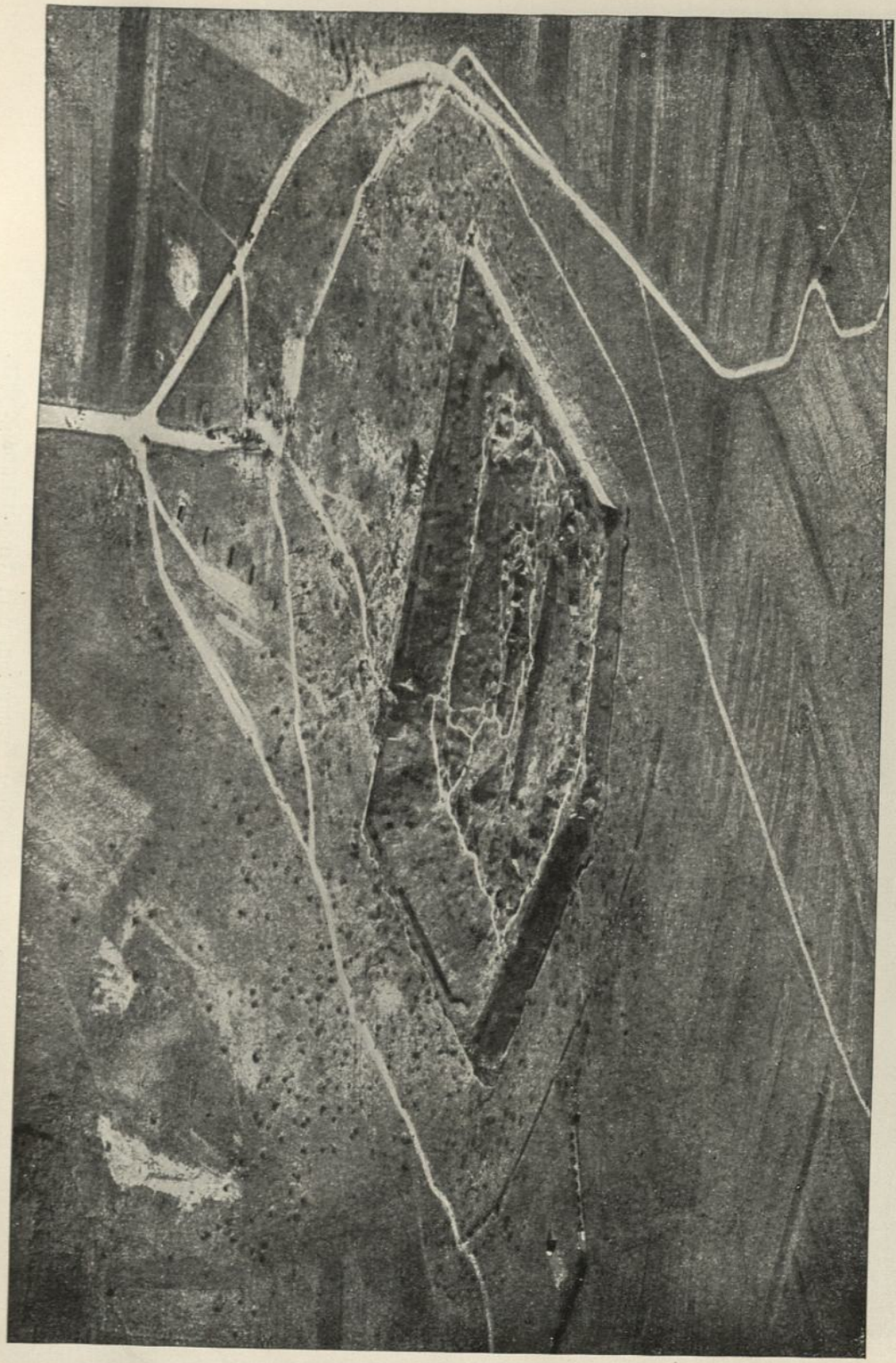
Ein dunkler Graben, anscheinend von Menschen leer, aber nein, lauter dunkle Flecke, Körper: Tote. Meine einzige Sorge ist der Führer, der sich von neuem und dieses Mal entschieden weigert. Jetzt aber erst beginnt die eigentliche Schwierigkeit, der Vorstoß über diese letzte und vorderste deutsche Stellung hinaus in den Feind, wohin sich die Kameraden schon verloren haben. Der Bayer erklärt: „Von hier noch drei- bis vierhundert Meter." Dabei weist er in die Finsternis. „Ihr könnt nicht mehr fehlgehen." Mein irrender Blick sucht wieder den Todesgraben, bleibt auf einer Zeltbahn haften. „Sind hier Offiziere?" Irgend etwas brummt zurück. Eine markige, feste Simme, die in das Grauen der Nacht etwas ungeheuer Beruhigendes trägt. „Ja!" — „Können Sie

mir sagen, wohin die Elisabether sich vorgearbeitet haben?" — „Da müssen Sie sich halblinks halten, haben Sie denn keinen Führer?" — „Nein!" rufe ich rasch, denn der Bayer ist unterdessen verschwunden. „Sie müssen mir unbedingt einen stellen!" — „Herr Leutnant," brummt die starke Stimme, es wird wohl der Abschnittskommandeur sein, „begleiten Sie den Herrn!" Aus dem engen Loch kraucht mühsam ein kleiner, grauer, blutjunger Offizier hervor, und seine Stimme ist wie die eines Mädchens. Wie genau man doch gerade in den tollsten Augenblicken beobachtet! Plötzlich ist auch der bayerische Führer wieder da. Reinhard hat ihn eingefangen. „Sie müßten doch Bescheid wissen!" — „Nein," stammelt der, aber er scheint den Leutnant zu kennen. „Da sind Sie halt ka Führer net," sagt der wütend und geht uns vorauf, wir hinterdrein. Dann halten wir. „Nun können Sie es nicht mehr verfehlen. Da, halbrechts, da sind Ihre Kameraden!" Ich will noch etwas fragen, irgendeine Unklarheit dämmert mir herauf, aber die Nacht hat den Leutnant aufgesogen, wir sind allein.

Ich nehme mir Reinhard und Jahnke beiseite. „Kinder," sage ich, „der Hauptmann in dem Loche gab an, ‚halblinks', der Leutnant jetzt eben ‚halbrechts', es ist zum Kotzen!" Schleunigst stelle ich zwei Patrouillen zusammen, beste Kämpen. Je drei Mann spritzen auseinander, wir sofort hinterher, den Mittelweg zwischen den beiden angegebenen Richtungen, die Gewehre, die Handgranaten locker gemacht. Rund um uns her, hinter uns, immer näher, Leuchtkugeln. Wenig deutsche, aber viel von den lange schwebenden französischen Lichtschirmraketen. Die Patrouillen sind in die Nacht hinein verschwunden. Reinhard, Jahnke, ich, brüllen rücksichtslos in die Finsternis: „Zweites Bataillon Elisabeth!" Da — im Scheine einer Leuchtkugel eine kleine Anhöhe vor uns, dahinter schanzende, dunkle Gestalten. „Hierher!" tönt es schwach zurück. Wir stürmen vorwärts, wir erreichen die ersten, und wenige Augenblicke später weiß ich, daß wir gerade am rechten Flügel des Bataillons, bei der fünften Kompanie, Straße Le Forest-Maurepas, am Hohlwege zu unserer Truppe gestoßen sind. Nur wenige Meter weiter rechts, und wir wären dem Franzmann geradeswegs in die Arme gelaufen.

Salmuth ist selig, daß wir da sind. Rasch erhält jeder seinen Platz, denn es gilt, schleunigst in die Erde zu kommen. Reinhard, Jahnke, ich buddeln abwechselnd. Eine mächtige Gestalt steht hinter mir, spricht mich an: François.

Ich erzähle ihm von unserer Fahrt, er nickt, mir ist es, als wäre es ein Zeichen der Anerkennung. Ich frage ihn, was er von unserer Lage hält. „Für die nächsten Tage so günstig wie möglich. Der Franzose vermutet uns nicht so weit vor, seine Artillerie wird Forest hinter uns mit allen nur möglichen Kalibern zudecken. Und dann, wenn sie uns nicht mit ihren Betonklötzen zerschmettert haben, den Infanterieangriff, pah, den brauchen wir nicht zu fürchten. Der Hohlweg bei mir



Aus den Kämpfen in Lothringen. Fliegeraufnahme des Sperrforts Manonviller.

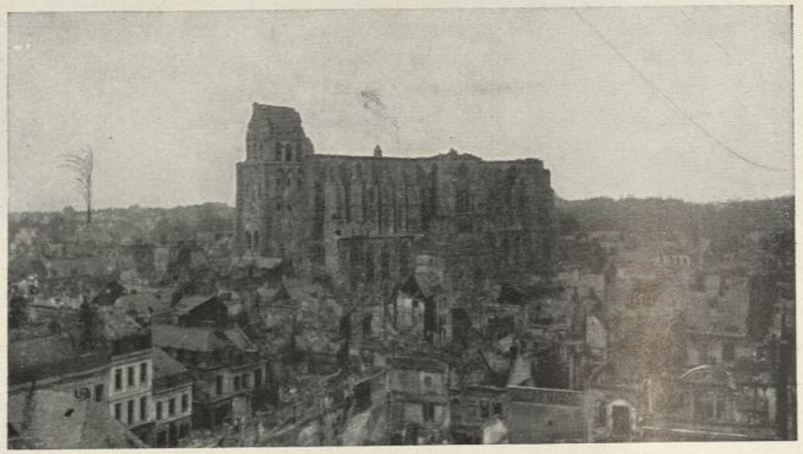
Das zerstörte Fort Douaumont vom Flugzeug aus gesehen.
Das Gelände westlich Douaumont zeigt deutlich die zickzackförmigen Annäherungswege und die ausgebaute Kampfstellung.

Artilleriewirkung in einem französischen Fort.

Teilansicht des Forts Douaumont.

Französische Sturm truppen bei Louvemont.

Schloß Hollebeke 1915.



Die durch englisches Feuer zerstörte Kathedrale von St. Quentin.

Das von den Russen zerstörte Gumbinnen.

Erbeutetes Kriegsmaterial.

Die von den Russen zerstörte Brücke über den Wieprz.

allerdings ist schlimm, den muß ich eben selbst verteidigen." Der Augenblick, die Bewegung macht es, daß ich sage: „Aber setzen Sie sich dieses Mal, François, nicht unnötig aus!" — Er schüttelt meine Hand kräftig und ernst: „Wir François'[1] haben nun mal ein eigenartiges Verhängnis. Auf Wiedersehen, es wird bald Tag, und der neue Segen geht los." Ich schaue ihm nach und weiß mit einem Male klar und deutlich, daß ich einen Freund gefunden und verloren habe.

Durch Salmuth erfahre ich nun endlich auch die Vorgänge, die sich bis zu dem Augenblick abgespielt haben, der das Bataillon seine jetzige Stellung erreichen ließ. Der Verlust der ersten Stellung bei Maurepas, dem kein Mann jener vorderen Linie entronnen war, hatte die bayerische Regimentsführung in völlige Verwirrung gesetzt. Der Erfolg war, daß der Regimentskommandeur unserem Bataillon ohne jede Angaben den Befehl erteilte, mitten in der Nacht den Gegner, von dem er nicht einmal wußte, wo er sich befand, anzugreifen und zurückzuwerfen. Dabei hatten die Bayern noch nicht einmal eine Ahnung davon, ob ihre zweite Stellung bei Le Forest, also jetzt die erste, nicht ebenfalls schon zersprengt sei. Mit ihren Resten in Gestalt jenes hilfreichen Abschnittskommandeurs hatte ich ja selbst Fühlung nehmen können.

Kein Wunder, daß Hauptmann v. Calm energisch den Befehl zurückwies. In dem allgemeinen Hin und Her trat François auf, der mit seiner ungeheuren Persönlichkeit, der sich so leicht keiner entziehen konnte, durch knapp gestellte, eindeutige Fragen aus dem bayerischen Oberstleutnant herausholte, was herauszuholen war. „Bitte die Karte! Dieses ist also die Forststellung. Und die verlorengegangene erste?" Aufmerksam studiert er das Gelände, dann weiß er Bescheid, wendet sich an Calm: „Gestatten, Herr Hauptmann, daß ich mit meinem Stoßtrupp als Spitze vorausgehe. Etwa vierhundert Meter vor der ehemaligen zweiten, jetzt ersten Forststellung, feindwärts zu, diese Höhe hier, rechter Flügel Straße Le Forest-Maurepas, müssen wir erreichen. Ich glaube nicht, daß sich der Franzose darüber hinaus vorwagte. Einzelne Abteilungen werden geworfen." François' Plan war glänzend gelungen. Wir haben genau trotz Nacht und Feuer die Höhe erreicht, auf deren anderer Seite der Franzmann liegt, kaum weiter als sechzig Meter von uns entfernt. Immerhin haben wir noch ein Schußfeld von etwa dreißig Meter. Ich beschäftige mich wieder mit Buddeln. Jahnke ist eben von Reinhard abgelöst und schläft den festen, glücklichen Schlaf des jeder Verantwortung baren Soldaten. Endlich ist das „Quartier" soweit. Eng aneinander können wir zu dritt darin liegen, aber mit angezogenen Knien. Nun ist alles in der Erde, die meisten haben im Schlaf Hunger und Durst vergessen. Ich wache für Reinhard und harre des Morgens, ungestümes Bangen und feste Zuversicht im Herzen.

[1] Beim Regiment Elisabeth fielen vier Leutnants von François, sämtlich Neffen des bekannten Tannenberg-Generals.

26. August 1916.

Tag und Feuer sind da, aber wie François prophezeit hat, über uns hinweg. Das ganze Hinterland ist eine einzige Rauch- und Feuersäule. Reinhard löst mich ab, so daß ich schlafen kann. Aber es ist kein richtiges Schlafen, besser ein völliges Versagen der Glieder, die nicht mehr können, in denen aber der aufgeregte und rebellische Geist umherhetzt und ihnen keine Ruhe lassen will. Ich wache erst aus dem Halbschlaf wieder auf durch gräßliches Gebrüll rechts neben mir, beim ersten Zug. Unsere Artillerie hat einen Volltreffer mitten in eins unserer Löcher gesetzt, fünf Mann futsch, beste, alte Leute von 1914, gute Kameraden, die sich zusammengelegt hatten. Einer, Klump, gleich tot, die anderen Arm oder Bein zerschmettert. Sanitäter tragen sie rückwärts, dort, wo der feindliche Feuerriegel beginnt, zum Sanitätsunterstand.

Ich richte mich ein wenig hoch, sechzig Meter hinter uns ein kahler Baum mit abgeschossenen Zweigen: unser Abschnittskommandeur, Hauptmann v. Calm, mit dem Adjutanten Leutnant v. Gaudecker haust dort. Entsetzlich schwere Dinger, achtundzwanziger Granaten, zu fünfen und mehr, ganze Salven schlagen dort ein, machen einen ohrensprengenden Lärm. Wo sie einhauen, klaffen abgrundtiefe Trichter, und der zertretene Weizen flammt in feurigen Bogen hochauf. Da hinten ist auch die berüchtigte Kiesgrube, in ihr ein verlassener Artillerieunterstand, wo jetzt Dr. Kleemann seines blutigen Amtes waltet. Eine Granate nach der andern setzen sie vor den Eingang: jetzt als Verwundeter dorthin müssen!

Ich tauche wieder unter in mein lehmiges Loch, denn die niedrig und in Schwärmen fliegenden feindlichen Flugzeuge erspähen jeden, und dann ist es mit ihm aus. Reinhard versucht vergebens, mit seinem Spaten weiter Raum für meinen Fuß zu schaffen. „Herr Leutnant sind zu lang!“ Er ist im übrigen sehr verstimmt, ich weiß den Grund. Der Zug ist nämlich vor Hunger und besonders vor Durst ganz obstinat geworden. Die Hitze sengt mörderisch: „Wasser! Nur Wasser!“ hört man es stöhnen. Ich kann nichts anderes tun, als auf die Nacht vertrösten. Qualvolle Stunden, bis sie endlich hereinbricht.

Jeder Zug schiebt Patrouillen vor, aber die beiden Grenadiere, die Unteroffizier Josef vorgeschickt hat, kommen ganz verstört zurück: „Beim Franzmann ist's nicht ganz richtig!“ Jetzt geht Josef selbst vor, bringt endlich Meldung: Vor unserer Stellung befände sich ein frisches französisches Postenloch. Wahrscheinlich hätten die Franzosen dort gerade hingewollt, als die Unsrigen es bezogen hatten. „Paßt famos,“ befehle ich, „da legen Sie die beiden mal hinein!“ Josef schmunzelt: „Habe ich schon!“ Wir unterhalten uns noch eine Zeitlang. Famoser Mann, Schneid erster Klasse, aber gottlose Zunge, Typus: Berlin.

Endlich nahen die Essenträger mit Verpflegung. Ich mache mich an die Verteilung. Sie ist schwer, weil sie kärglich ausfallen muß. Wie die Kannibalen

stürzen sich die Leute über die paar Brote, Fleischkonserven und vor allem über das Selterwasser. Aber für acht Mann sind nur fünf Flaschen vorhanden. Wie die Heinzelmännchen ist der Trägertrupp wieder verschwunden. Ich besuche Salmuth und Leutnant Ziesing. „Leutnant Köppen, siebente Kompanie, ist gefallen. Volltreffer.“

27. August 1916.

In den Morgenstunden geringeres Feuer, dafür aber Regen. Das ist etwas für den brennenden Durst. Ich lasse das Regenwasser von der Zeltbahn sorglich ins Kochgeschirr ablaufen, dazu hole ich aus meinem Brotbeutel eine aufgesparte Fleischkonserve und verzehre, an die Rückwand meines Loches gelehnt, das etwas eigenartige Mahl. Und dennoch stelle ich fest, daß selten mir ein Trank so gut gemundet hat, wie dieses lehmige Wasser.

Gegen drei Uhr nachmittags verstärkt sich das Feuer zum Orkan. Der unsinnige Lärm läßt mich nicht schlafen, ohne Gedanken sehe ich das feuerübersäte Hintergelände. Da — wie gestern schon — gehen links beim vierten Garderegiment rote Leuchtkugeln hoch, unsere Artillerie, d. h. die paar wenigen Kanonen, die noch übrig sind, setzen ein und greifen jetzt zu uns hinüber. Schon haut es mitten in unsere Linien. Ein Mann rechts neben mir brüllt auf, heult wie ein Tier, schreit in wahnsinniger Angst sein „Sanitäter, Sanitäter!“ Der Krankenträger, Gefreiter Nawrath, will hin, aber da stürzt schon der Mann in seinem unsinnigen Schrecken zu mir hin und umfaßt meine Knie. Granatsplitter durch die Schläfe. Er ist bald verbunden, und ich gratuliere ihm zum Heimatschuß.

Plötzliche, unheimliche Stille. Die reißt uns alle hoch. Da — im Hohlweg, François' fünfte Kompanie, die erste rote Leuchtkugel: Sperrfeuer. Nun bei Salmuth, flugs ist auch die meine hoch. Aber vor dem zweiten Schuß will die Hülse nicht mehr heraus, vom Regen ist sie gequollen, Reinhard dreht und stößt und knetet sie mit seiner ganzen Bauernkraft: da steht der Feind schon vor uns. Wie Kettenhunde bellen unsere Maschinengewehre. Dazwischen rollt das Infanteriefeuer, daß der Franzose, durch den unerwarteten Empfang eingeschüchtert, sich hinter der Höhe in Deckung wirft. Von dort aus prasseln jetzt seine Handgranaten auf unsere Köpfe ein, um uns zischt es und kracht's, niedrig kreisende Flieger werfen Bomben auf unsere Köpfe, man kann nichts mehr unterscheiden, unbeschreiblicher Lärm, Weltuntergang. Aber man kann wieder aufrecht stehen, kämpfen.

Meine Pistole habe ich fest gepackt, nicht weit von mir trifft's einen der Unsern in den Kopf, Nawrath reicht mir das Gewehr des Toten. Wir harren des Augenblicks, daß sie noch einmal auf uns zukommen. Da — die ersten wollen über die Höhe. Kaum dreißig Meter, gleichzeitig krachen unsere Schüsse. Die sind er-

ledigt. Es ist auf einmal eine maßlose Wut in uns, und wir kennen in diesem Augenblick kein Erbarmen mehr.

Und wieder Pause. Schweigend rauche ich Zigarette auf Zigarette. Plötzlich saust es mir zischend entgegen. Ein kräftiger Stoß trifft meine Brust, wirft mich hintenüber. Als mir die Besinnung wiederkommt, ist mein erster Gedanke: Nun hat's auch dich! Aber da wird es mit einem Male flammend hell vor meinen Augen, brennt auf meiner Brust. Ich bin wie gelähmt, aber der Krankenträger Nawrath reißt mir den Feuerballen vom Leibe, daß das dürre Gras im Umkreise hoch aufflackert, tritt mit wütendem Fuß ihn aus. Und dann begreife ich: eine Leuchtkugel, deren Zünder zum Glück zu spät eingesetzt hat, hatte mich dicht oberhalb des Herzens getroffen.

„Herr Leutnant Ziesing," sagt da Jahnke, und ich wende mich um. Da hetzt eine Gestalt in wilder Hast den Abhang hinunter, das Verbandpäckchen auf den Mund gedrückt, das flattert nach wie eine endlose, rote Fahne. Etwas Schwarzes kollert zwischen seine Beine, er reißt es mit sich. „Um Gottes willen," ruft Jahnke, aber Ziesing ist schon weiter. Bauz, ein gewaltiger Krach, die Handgranate sprüht hinter ihm in die Luft. Gottlob!

Jetzt ist brennende Not am Hohlweg. Der Franzose steht uns bereits im Rücken. Aber Rosenberg, der Führer der achten, der von seiner Riegelstellung aus die Lage noch eher erkennen konnte, hat auch schon gegen den dort eindringenden Gegner zwei Gruppen entsandt. Leutnant Lubitsch läuft dort umher, gibt Anweisungen. Himmel, das französische Maschinengewehr, das eben noch schoß! Da geht's drüben auch schon: Tack! Lubitsch klappt jäh in sich zusammen, fällt. Aber er bewegt sich noch. Wie der Blitz ist ein Mann bei seinem Leutnant: Tack. Kopfschuß, rührt sich nicht mehr. Und zwei, drei und mehr, die alle ihrem Offizier zu Hilfe kommen wollen und die alle erledigt werden. Dann ist's auf einmal stille, nur der zu Tode verwundete Offizier, der sich mühselig in einen Granattrichter geschleppt hat, winkt langsam und unaufhörlich mit seinem Stahlhelm. Da gelingt es endlich einem unserer Krankenträger — Felgenträger hieß der Brave — in kurzen Sprüngen von Trichter zu Trichter eilend, dem Verwundeten Hilfe zu bringen. Später berichtet er mir, was Lubitsch gesagt hat: „Also Bauchschuß, na, vielleicht komme ich noch durch!" Nach hinten ist er zwar noch gekommen, aber bereits drei Tage später, am 31. August, gestorben.

Ich sehe immer noch wie gebannt auf die unheimliche Stätte. Nur von dort kann noch Gefahr drohen, denn den Gegner vor uns haben wir erledigt. Aber auch hier scheinen sie genug zu haben. Nur, verflucht, unsere Artillerie haut wieder, prachtvoll gezielt, mitten zwischen uns. Dicht vor die Nase setzen sie mir ein Ding. Reinhard fliegt der Länge nach hin, zusammen mit Jahnke und Hilgruber bilden wir ein wüstes Knäuel. Aber alles blieb heil. Da hauen die nächsten

Schüsse zwischen uns, zum Verzweifeln. Nun gibt es wieder Verwundete, sie heulen wie besessen. Endlich beachten die hinten unsere grünen Leuchtkugeln, Zeichen: Artillerie schießt zu kurz!

Ich springe zu Salmuth herüber, mitten durch die Granaten, vor dem liegt jetzt das Sperrfeuer, liegt hier wenigstens gut. Scharen von Franzmännern, die in dem toten Winkel hinter der Höhe ihm gegenüber lagen, erheben sich beschleunigt, nehmen Reißaus. Sauber halten wir dazwischen.

Bei Salmuth sieht es grausig aus. Was um ihn herum war, ist tot oder verwundet. Sein Maschinengewehr, das er persönlich als alter Schütze bedient hat, unbrauchbar, Schuß durch den Mantel. Unteroffizier Pätsch ist tot, sieht aus, als schlafe er. Die Besatzung des Maschinengewehrs bis auf einen erledigt, das ist Salmuth selbst. Aber auch er erhielt einen Kopfschuß, den nur der Stahlhelm unschädlich machte. Und dann höre ich, will es nicht fassen: „François ist gefallen!" Durch Flieger, während er den Gegner vor sich siegreich abwehrte. Als er sich sagen konnte, daß der Hohlweg, *sein* Hohlweg, gehalten sei, traf ihn der Schuß von oben: Brust, Bauch. Noch lebt er auf dem Verbandsplatz. Also noch Hoffnung? Freiherr v. Salmuth zuckt die Achseln: „Wie lange?" Um diese Zeit auch war er schon tot. Von links sagen sie's durch: „Leutnant Freund ist gefallen!" Die siebente führt jetzt ein Vize. Drei Offiziere tot, zwei schwer verwundet, Mannschaftsverluste dagegen noch gering. Aber wir wissen ja, ein Prozentsatz, ungeheuerlich, muß noch erreicht werden, ehe man den erschütterten Rest aus dieser Hölle entläßt. Nicht denken, seine Pflicht tun!

Nun liege ich wieder in meinem Loch, die Siegesfreude ist verrauscht, wenn die drüben auch vorläufig genug zu haben scheinen.

Das bleibt auch so am

28. August 1916.

Trommeln und trommeln, ewig und immer!

Am Abend löst uns die neunte Kompanie unseres Füsilierbataillons ab, die Josef glänzend vorgeführt hat. Wir beziehen nunmehr für drei Tage die Le Foreststellung, kommen also vom Regen in die Traufe. Aufgabe: sich sang- und klanglos zusammenschießen lassen. Das 1. Bataillon, das wir in der neuen Stellung, aus Trichtern bestehend wie die eben verlassene, abgelöst haben, verschwindet nach hinten in die Nacht und das Feuer. Mein Loch ist dieses Mal tiefer. Ich liege am äußersten rechten Flügel meines Zuges, wo der Anschluß nach links vorläufig nicht herzustellen ist, ein Maschinengewehr dabei. Zwei Züge in vorderer Linie, Salmuth mit dem zweiten Zug und Kompaniestab vierhundert Meter weiter rückwärts in dem zerschossenen Dorf. Dann naht der Morgen des

29. August 1916.

Wahnsinniges Feuer und heftiger Regen dazu. Mehrfach treffen uns Granatsplitter, ohne, durch den regenfeuchten Mantel gehemmt, mehr als die Haut zu ritzen. In der Nacht ist eine Flasche Kognak heraufgekommen. Der alte, treuherzige Unteroffizier Schwandt hört davon. Zwischen zwei Granateinschlägen setzt er aus seinem Trichter zu mir herüber. Bautz, schlägt schon ein Volltreffer in sein soeben verlassenes Loch. Seelenruhig saugt Schwandt an der Buddel: „Ich habe immer gewußt, daß Kognak zu etwas gut ist!“ und kehrt in gleicher Ruhe zu seinem durch den Treffer jetzt bedeutend geräumiger gewordenen Loch zurück.

Ich bin pitsche-patsche-naß, das Feuer ist zum Rasendwerden. Das geht durch Stunden so, schwerste Kaliber, die vor, neben, hinter uns — mitten in uns hineinschlagen. Toll ist's beim Regiment Alexander, das rechts neben unserm ersten Zug hält. Ich sehe, wie die Körper dort emporfliegen, wie Leichen und Lehm umherspritzen. Man kann es nicht beschreiben.

Da ertönt von irgendwoher schallendes Gelächter. Ein entsetzlicher Gedanke fällt mich an: Breitet der Wahnsinn sich aus? Aber dann sehe ich Unteroffizier Josef, aufrecht steht er da; die Hände gelassen in die Hosentaschen versenkt, so spricht er auf die eng an die Erde gekauerten Männer ein. „Ich erkläre den Leuten nur, und deshalb lachen sie, eigentlich läge doch kein Grund zum Schimpfen für sie vor. Denn heute ginge es ihnen so gut wie — einem Leutnant!“ Da lache ich schallend mit. Josef sagt bewundernd, auf die Feuerlohen, den blauen Qualm um uns her deutend: „So etwas wird uns in Berlin nicht geboten!“ Le Foreſt ist ein graues, hin- und herwogendes Nebelmeer, überall darinnen aufzuckende Flammenscheine der stet und stet einschlagenden Granaten, während eine gelbe Phosphorsäule langsam gen Himmel steigt.

Mein Loch ist wie ein Gletscher. Von rechts drängen kaskadenartig die Wassermassen ein. Bald liege ich bis zum Halse mitten in ihnen, ohne wegen der niedrig haltenden Flieger einen Stellungswechsel vornehmen zu können, der sofort Vernichtungsfeuer auf meinen Zug gelenkt hätte. Dieser Zustand ist zum Rasendwerden, und ich fühle voll Erbitterung, daß ich anfange, weich zu werden.

Dann hat mit einem Male große, erschütternde Gleichgültigkeit über mich Herrschaft gewonnen. Es ist ja alles so wurscht, am besten wäre es, wenn sie gut träfen! Stunden, in denen ich wähne, Wahnsinn wird mich jeden Augenblick befallen. Ein armlanger Granatsplitter — der wievielte schon! — fährt zischend vor meinen geduckten Kopf. Trotzdem das Eisen im Wasser liegt, ist es glühend heiß. Dann packt mich wieder grimmiger Humor: „Mensch, Reinhard, mein Freund, — haben Sie keine Badehose?“

Reinhard sieht erst jetzt entsetzt mein Wasserloch, in dem ich wie ein Kahn treibe. „Herr Leutnant, kommen Sie zu mir!“ Ich nehme das Anerbieten an, so geht es auch nicht weiter. Verflucht eng für zwei, das Reinhardsche Erdloch. Aus meinen Taschen lasse ich das Wasser abfließen, packe dabei den kleinen Lederband meiner Faust-Ausgabe, die ich aus einem Aberglauben heraus immer bei mir trage. Der Ledereinband ist nicht mehr zu erkennen. In der Mitte fasse ich ihn, löse die triefenden Blätter auseinander. Und da bleiben meine Augen zufällig hangen, lesen begreifend:

„Denn alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht.“ — — —

Tank- und Angriffsschlacht bei Cambrai

Von Hans Henning Freiherr Grote

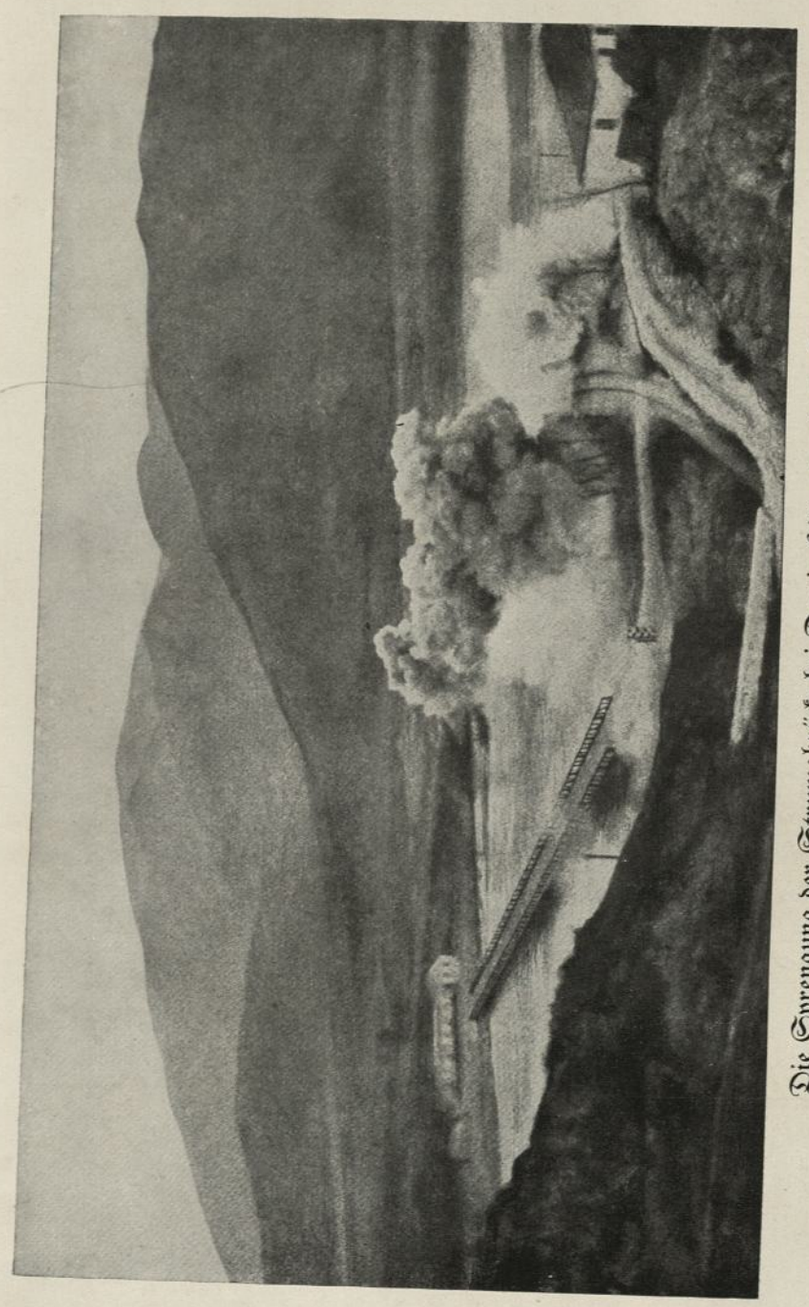
I.

Über die weiten Felder und Wälder um die hart bedrängte Stadt Cambrai fegt der novemberliche Sturm. Sein Brausen hält unsere Ohren gefangen, die das quälende Geräusch martert und bedrängt. Schon der Stahl der Helme, der sich dicht darüber wölbt, hat sie zum Nichtstun verdammt. Nur mit den Augen können wir noch wachsam sein, verhindern, daß wir mitten in einen Feuerorkan hineinlaufen.

Wir sind ganz allein, der Haupmann und ich. Weit hinten, noch bei dem Dorfe Villers Outréaux, tritt die Spitze des Bataillons jetzt erst gerade zum Abmarsch an. Wir wollen ihm den Weg in die neuen Stellungen bereiten, damit sie ohne Verluste bezogen werden können.

Hauptmann Geest schreitet mächtig aus. Seine Augen sind überall. Zuweilen spricht er ein paar kurze, hingemeißelte Sätze. Es sind Anweisungen für die Kompanien. Vor uns flammt der Wald von Vaucelles an allen Ecken und Kanten. Doch geradeswegs halten wir auf ihn zu. Die neunte Reserve-Division, der wir unterstellt wurden, hat unserm Bataillon seine Sicherung anbefohlen. Vorgestern abend erfolgte der plötzliche Alarm. Nachtmärsche, Lastwagentransport, es konnte nicht schnell genug gehen. Die Verpflegung kam dabei zu kurz. Sie machte dem Stab die meisten Kopfzerbrechen. Eine Truppe ohne Futter schlägt sich schlecht. Wenn nach dem Tankangriff der Tommys bei Cambrai jetzt ihr breiter Bauch in unsere Front hineinragt, werden wir ihn nur zurückdrücken können, sofern der eigene nicht allzu schlaff hängt.

„Die Engländer gefallen mir," sagt der Hauptmann jetzt. Wir liegen gerade in einer kleinen Sandgrube und warten gemächlich den Beschuß ab, der auf unserer Batterie am Waldsaum liegt, über deren Stellung wir uns in sein Unterholz hineinpürschen wollen. „Sehr fein säuberlich halten sie auf bestimmte Punkte



Die Sprengung der Strumabrücke bei Demir Hissar durch die Franzosen.

186 Wirkung einer 18-Zentimeter-Granate in Antwerpen.

Zerschossener Hochwald.

Der Hartmannsweilerkopf 1915.

Das brennende Reims, von einem deutschen Fesselballon aus 10 Kilometer Entfernung aufgenommen.

In Brand geschossene Ortschaft.

Brennendes Dorf.

Granateneinschlag in ein französisches Dorf.

Die Reste des französischen Ortes Monchy-Au-Bois.

Monchy wurde im Herbst 1914 von deutschen Truppen gestürmt, dicht hinter der Kampfstellung liegend, durch Feuer allmählich eingeebnet. Dieses Bild stellt eine Aufnahme aus dem Jahre 1915 dar. An der vorderen Mauer sind die Spuren von Infanteriegeschossen, an den Gebäuden im Hintergrunde die Wirkungen der Artilleriegeschosse zu sehen.

ohne die wilde Streuerei der Schangels, vor der kein Mensch sicher ist. Mir dauert das da zu lange," er weist auf die meterhoch aufsteigenden Sandfontänen der schweren Einschläge, „biegen wir also aus!"

Der Umweg nimmt wenig mehr Zeit in Anspruch, die wir sonst nur im nutzlosen Warten verbracht hätten. Stundenlang hält uns die Erkundung fest. Die Kompanien müssen bald in Sicht sein. Genau am verabredeten Platz finden wir die Melder. Mein Freund Wöstehoff von der fünften ist darunter. „Warten," befiehlt der Hauptmann kurz und legt sich bäuchlings in den Lehm, die Arme vorgebracht und auf die Ellbogen gestützt. Die Kartentasche als Unterlage, entwirft er die Skizzen für die Kompanien.

„Verpflegung hat geklappt," melde ich froh, „und auch die Küchen für heute abend kamen heran."

„Gut." Hauptmann Geest läßt sich nicht in seiner Arbeit stören. Der erste Befehl ist fertig, verschwindet in der Faust der Ordonnanz, die ihn sorgfältig in der Rocktasche birgt. Mit einem zweiten Begleitmann macht sie sich schleunigst auf den Weg, um der fünften Kompanie ihre Aufgabe zu übermitteln. Sie soll westlich des Waldrandes Aufstellung beziehen, unweit der gefährlichen Einbruchstelle, die die Engländer seltsamerweise heute noch nicht zu erweitern getrachtet haben.

Die zweite und dritte Skizze. Es geht alles ohne viel Worte. Aus dem nicht eben großen Kreis heraus, den die feindlichen Granaten bald enger, bald weiter um uns ziehen, schwere und mittlere Kaliber, werfen wir dem anmarschierenden Bataillon unsere Befehle entgegen.

Ich bin rechtschaffen müde. Wenn ich auch Geest bislang nur aus der kurzen Ruhezeit kenne, so hörte ich genug von ihm bei Beauregard, wo das zweite Bataillon neben uns lag. Mir wäre jetzt eine kurze Dämmerpause recht, gleichgültig, ob der Lehmboden recht schlammig und unbequem ist. Man muß die Augen mit Gewalt aufreißen, so sehr verklebten sie Dreck und Müdigkeit. Auch dem Hauptmann kann es nicht anders gehen, und die wichtigste Arbeit ist getan. Gut zwei Stunden werden noch vergehen, ehe die Kompanien ihre Bereitstellungsräume erreicht haben. Wir sind ohne Truppe, ob nun der Engländer angreift oder nicht.

Der Hauptmann erhebt sich, wirft das Gewehr mit starkem Schwung auf den Rücken, winkt: „Kommen Sie!" Wir sind wieder allein.

„Wohin?"

„Nach vorne — oder dachten Sie, wir spielten zum Vergnügen Reserve?"

Mit ein paar Schritten bin ich neben ihm. Dicht über unsere Köpfe zischt eine Feldgranate, pappt sich dumpf in den Grund zur Rechten, Blindgänger. „Die beste Ware scheinen sie auch nicht mehr zu besitzen," bemerkt Geest.

An einer Batteriestellung, das heißt, es ist nur noch ein Geschütz von dieser Batterie übrig, macht der Hauptmann halt. Wie auf dem Präsentierteller bietet

sich die Kanone dar, auf deren Schutzschild ein paar kümmerliche grüne Zweige prangen — Deckung gegen Sicht, na ja! Ein Offizier steht daneben, grüßt vergnügt und beginnt mit uns ein Gespräch. Es ist ein Generalstäbler, zu der üblichen Frontzeit abkommandiert, die ausgerechnet in die Cambraischlacht fiel. „Gratuliere," meint Geest trocken, „da lernen Sie wenigstens etwas!"
Die Nachrichten von vorne sind gut. Dem Tommy scheint der überraschende Erfolg unheimlich geworden zu sein. Seine Tanks fahren vor unsern Linien Parade.
Wir verabschieden uns, sind schon weiter. Jetzt tasten wir uns ein stark zusammengeschossenes Grabenstück entlang, die Artillerieschutzstellung, die wir übrigens allein zu halten scheinen. Denn weit und breit ist kein Mensch zu entdecken. Dafür belieben die englischen Granaten aller Kaliber ein wenn auch mäßiges, aber dennoch für harmlose Spaziergänger unerfreuliches Feuer darauf zu halten. Man kennt sich noch nicht aus hier. Man tappt wie ein Blinder durch unbekannte Gefahren. Auch was wir in der Montecouvez-Ferme von dem Kommandeur des Regiments 395 erfuhren, zu dessen vorderster Linie wir jetzt unterwegs sind, hat uns nicht überklug machen können. Die Überraschungen, die die Front bietet, vermag der Kundige selten durch das Wort zu übertragen. Ein jeder lernt nur am eigenen Leibe. Dafür bewegen wir uns dann hier nach ein paar Tagen auch sicher wie ein Seiltänzer, der über ein ausgespanntes Tau schreitet.
„Komischer Krieg," sagt der Hauptmann und schwingt sich über den Schützenauftritt in die Deckung hinein. „Wenn die Karte hier richtig ist, können wir querbeet abkürzen. Die Tommys scheinen beim Nachmittagskaffee zu sitzen, nur über die Anhöhe dort schlage ich Geschwindschritt vor."
Er hat richtig gerechnet. Wir tauchen gerade wieder in die Mulde hinab, als von irgendwoher, sehr nahe klingt der hämmernde Ton, ein Maschinengewehr einsetzt. Hoch über unsere Köpfe surren die Bienenschwärme.
Der Lehm an den Stiefeln wird immer aufdringlicher. Ganze Ballen der zähe zerrenden Last schleppen sie mit sich. Irgend etwas müßte jetzt geschehen, damit die bleierne Müdigkeit im Körper vor Schrecken aus ihm herausfährt.
Wir sind in einem neuen Graben. Dort liegen auch Tote. Ihre Achselklappen tragen die Nummer 395. Es muß der erste Graben sein, so denke ich. Als ob der Hauptmann meine Frage erraten hat, gibt mir seine Aufklärung schon recht. Mitten in seine kurze Rede wippt etwas Schwarzes über uns hinweg, schlägt in die nächste Schulterwehr. Während der dröhnenden Detonation der Mine verharren wir eine Zeitlang eng an die schmutzige Lehmwand geschmiegt. Wie große Regentropfen fallen ringsum die Splitter.
Dort schreit auch jemand auf. Wir sind schon am Einschlag, der eben verebbt ist, helfen einem stöhnenden Musketier auf die Beine, der mit vor Schmerz weit aufgerissenen Augen auf seine zerrissene Schulter zeigt. Er kann noch Auskunft

geben, wo sich der nächste Unterstand befindet. Ich habe ihn um die Hüfte gefaßt und schiebe ihn langsam dem Hauptmann nach, der schon der zugewiesenen Richtung zustrebt. Vor einer Zeltbahn finde ich ihn wieder. Sie ist von Dreck und Lehm so verklebt, daß sie kaum einen Unterschied von der Grabenwand zeigt, in der Geest sie entdeckte. Wir sind vor der Tür des Unterstandes.
Der von uns aufgefundene Verwundete hat Glück. Während wir noch damit beschäftigt sind, die schwere Zeltbahn bei Seite zu drängen, weil auf unser Rufen niemand antwortet, tappt ein neuer Ankömmling durch den Graben, zufällig ein Sanitäter, der sich des getroffenen Kameraden annimmt. Jetzt werfen wir einen Blick in den Unterstand, eine einfache, mit ein paar Brettern notdürftig verschalte Höhlung, die in die Grabenwand getrieben ist. Wunderbar friedlich rauschendes Schnarchen tönt uns entgegen. Wir entdecken eine Unzahl Beine, die zu wilden Knäueln verschlungen sind. Einen weiteren Anblick verstattet das spärlich einfallende Licht nicht. Aber das übrige kann man ja auch erraten. Ich packe einen schmierigen Stiefel, der mir zunächst liegt, rüttele und zerre, bis ein unzufriedenes Brummen endlich unverständliche Antwort gibt. Schon in der Meinung, die nächste Minute würde unsere Wißbegier befriedigen, lasse ich ab von weiteren Weckbemühungen. Doch der Landser ist schon wieder verstummt, der Stiefel macht eine Wendung nach rechts, das Schnarchkonzert verstärkt sich zum Donnergetön.
„Himmeldonnerwetter!" brüllt der Hauptmann. Das schlägt ein. „Was ist denn los?" kommt eine schimpfende Stimme aus dem Hintergrund.
„Das werdet ihr gleich merken," versichert Geest lachend. „Wenn ihr so gut batailliert wie ihr pennen könnt, dann sind wir gottlob überflüssig."
Mit verschlafenen Augen zwängt sich ein Mann aus dem Loch. Die anderen kümmern sich nicht darum und legen sich auf die andere Seite. Sollen sie auch, werden harte Arbeit hinter sich haben, und kein Mensch weiß, was noch kommt.
Als der Gefreite richtig wachgeworden ist, kann er ein verständiges Bild von der Lage hier geben. Ein paar Sappen sind noch vorgebaut und von uns besetzt, auf Handgranatenweite vom Tommy entfernt, wir befinden uns im ersten Graben. Da sind wir ja also richtig.
Geest überlegt schon wieder. „Wir haben den besten Weg genommen," stellt er fest, „den auch die Siebente und Achte bei einem möglichen Eingreifen benutzen sollen. Sie werden die Kompanieführer unterrichten," befiehlt er.
Das kann wieder ein guter Tag werden, zu dem man die Nacht hinzurechnen muß, denke ich. Und laut: „Jawohl, Herr Hauptmann!"
Ob wir uns jetzt endlich einen Befehlsstand irgendwo bei Vaucelles aufspüren werden? Die Kompanien müssen in längstens einer Stunde versammelt sein.
Geest grüßt freundlich den Dreihundertfünfundneunziger, der sich schon wieder in seine Schlafstelle „einschiebt", marschiert weiter die Stellung entlang, bis sich auf einer kleinen Anhöhe ein günstiger Ausblick auf das Vorfeld bietet. Dort und

hier liegen zerschossene Tanks, gleich gestrandeten Wracks kümmerlich auf die Seite geneigt. Die Besatzung hat sie längst verlassen, falls sie nicht verkohlt unter den Trümmern liegt. Unsere Artillerie hat gut gewirkt. Aber dort hinten fahren schwerfällig langsam andere Panzerwagen, die offenbar keinen rechten Mut besitzen, nochmals die Frontfahrt zu wagen. Bei Banteux hört man Explosionen von Handgranaten. Die große Durchbruchsschlacht hat sich in Einzelkämpfe aufgelöst, den Engländern scheint das strategische Moment aus dem Blickfeld gekommen zu sein, die große Gefahr ist vorüber. Bald wird der Winter sein letztes Wort gesprochen haben, und dieses Jahr der trotzigen Abwehr ist überstanden.

Der Hauptmann hat das Glas am Auge und beobachtet nach allen Seiten. Ich bin überzeugt, daß er schon jetzt über alle möglichen Fälle unseres Eingreifens seine Pläne im Hirn hat. Er lächelt befriedigt, läßt das Fernglas sinken. „Nun wollen wir uns noch eine Sappe ansehen," fordert er auf, „dieser Tommy macht mir Freude."

Wir stapfen einen zerschossenen Stichgraben entlang. Es würde mich nicht wundern, wenn wir hier geradeswegs auf den Engländer stießen. Da haben wir's schon. Plötzlich versperren uns Drahtrollen den weiteren Weg. Sehr kritisch mustert Geest das unerwartete Hindernis. Er läßt sein trockenes Lachen hören. „Was meinen Sie, sollen wir weiter?"

Ich lese die Antwort aus seinem Gesicht. „Warum nicht, Herr Hauptmann! Nur sollte es mich nicht wundern, wenn wir mitten in den Tommy gerieten."

Einer weiteren Unterhaltung oder gar Unternehmung werden wir enthoben. Denn wirbelnd kommt es durch die Luft gesetzt, schlägt hinter die Schulterwehr in unserem Rücken, zerspringt mit ohrenbetäubendem Lärm. Der ersten Handgranate folgen mehrere, immer noch über uns hinweg, die wir so sehr hübsch in der Falle sitzen und nichts anderes tun können, als die Nase in den Dreck zu drücken.

Da kommen auch die Handgranaten von unserer Seite. Wir haben bei unserem Vorrücken das kleine Postenloch übersehen, in das die deutsche Sappenbesatzung sich eingesiedelt hat. Durch die Drahtsperren mochte sie sich genügend gesichert wissen, um auf einen Posten verzichten zu können. Jetzt hat sie der englische Feuerüberfall, an dem wir nicht unschuldig sind, aufgeschreckt.

Da hilft nun nichts. Wir müssen uns den Unsern schleunigst bemerkbar machen, sonst laufen wir Gefahr, von beiden Seiten als Gegner angesehen zu werden. Der Hauptmann steht seelenruhig an dem Drahtigel, das Gewehr entsichert, und harrt einer Beute, ich flitze nach seiner Weisung die paar Meter rückwärts und stoße auf die erstaunten Sappenposten, die mich im ersten Augenblick für einen Tommy halten. Zum Glück auch fliegen die Handgranaten von drüben nicht mehr in Salven, sondern nur noch vereinzelt und auch schlecht gezielt. So kann ich mich

verständlich machen und den Musketieren von uns erzählen. Sie scheinen befriedigt, daß sich das Rätsel so harmlos auflöst.

Jetzt ist aber auch der Hauptmann bei uns und ergreift ein paar Handgranaten, die den Sappenleuten gehören. „Nun aber reinen Tisch," sagt er, „einen Tommy habe ich schon abgeknallt, die andern gehen stiften — nach, Leute!"

Zum ersten Male erlebe ich jetzt das ungeheure Maß von Energie und Willen, das von diesem Mann auf alle ausströmt, die sich in seinem Bannkreis befinden. Trotzdem er als Mensch und Führer ihnen völlig fremd ist und sie selbst schon genügend Kämpfe hinter sich haben, um jetzt nach einem freiwilligen besonderes Verlangen tragen zu können, drängt sich ein jeder angefeuert dem Hauptmann nach, der die Spitze genommen hat. Sein mächtiger Leib biegt sich rücklings, die Handgranate steigt auf, drüben ein donnernder Schlag, wir hinterher. Und die Tommys bleiben stumm, als ob es ihnen völlig den Atem verschlagen hat.

An dem Drahthindernis drehen und zerren die Musketiere. „Das geht hier schon die letzten Tage so," erklärt ein Unteroffizier der Dreihundertfünfundneunziger. „Gestern hauten sie uns raus, jetzt wir die Tommys!" Einer nach dem andern zwängt sich durch das rostige Gewirr. Wenn der Hauptmann nicht richtig gerechnet hat, kann die Lage schlimm werden, da uns die eigene Sperre den Rückweg abschneidet.

Der Unteroffizier, ein alter Stoßtruppführer, wie sich's bald erweist, nimmt die Führung für die Aufrollung. In der Tat, der Engländer ist getürmt. Wir Gäste haben nicht mehr zu tun, als uns darüber zu freuen. Schon tasten die ersten Feldgranaten das Grabenstück ab und werden nur deshalb nicht ungemütlich, weil die meisten blind verpuffen.

„Wir wollen gehen," entscheidet der Hauptmann, „dann sind wir mit den Kompanien an Ort und Stelle."

Ohne Störungen vollzieht sich der kurze Rückweg. Ein wilder Hunger peinigt mich, denn es mögen schon gut zehn Stunden her sein, daß man das letzte Stück Kommißbrot in den Leib bekam. Der Hauptmann hat noch Zigarren, das vertreibt dem knurrenden Magen wieder die Zeit. Ein Schnaps aus der Feldflasche wird dem Ärmsten noch obendrein angeboten. Er zieht sich wimmernd zusammen, aber er schweigt. Hier haben auch nur wir zu reden.

Unweit der Kanone, die wir vor zwei Stunden besucht haben, entdecke ich einen leidlichen Unterstand, der mir als Befehlsstelle geeignet erscheint. Der Hauptmann hat Lust, die kommende Nacht im Freien zu verbringen, aber mein Hinweis auf die notwendige Sicherung für die Nachrichtenmittel bewegt ihn schließlich doch, meinen Vorschlag anzunehmen. Dr. London kann den Sanitätsraum dort ebenfalls unterbringen. Dann ist alles beisammen.

In der Nacht unterhält der Tommy ein lebhaftes Feuer auf allen Anmarschwegen. Dennoch zeigt sich für uns sehr der Unterschied mit der französischen Artillerie. Der Engländer liebt eine gewisse Methodik, nach der man sich richten kann. Außerdem läßt er trotz des Großkampfes, der jeden Augenblick wieder stärker aufleben kann, bestimmte Abendstunden fast gänzlich feuerfrei. Unsere Geschütze richten sich danach und schweigen ebenfalls. In dieser Zeit rollt die Verpflegung auf beiden Seiten heran. Es scheint das eine stille Verabredung zu sein, sie hat den Vorteil, daß sie beiden Seiten dienlich ist, und bringt wieder eine gewisse Ritterlichkeit in die moderne Schlacht. Die Verwundeten werden sogar am hellichten Tage abgefahren. Im Winde schaukelt sich die weiße Fahne mit dem Genfer roten Kreuz und verrät um so deutlicher das Gefährt des Schmerzes. Am Winterberg habe ich es erlebt, daß das den Franzosen einen ganz besonderen Anreiz bot, um einen solchen Krankenwagen kurz und klein zu schießen. Der Engländer hier achtet das internationale Zeichen, wie wir es selbstverständlich auch zu halten pflegen.

Dr. London schimpft schon wieder. Der alte Krieger, der seit dem Jahre 1914 bei dem Bataillon die ärztlichen Dienste versieht, hat dieses Schimpfen so an sich wie etwas Liebes, von dem man nicht lassen kann. Uns stört das nicht einmal, im Gegenteil, wir lachen darüber und werden allerbester Laune, sobald der Medizinmann nur loslegt. „Der Teufel hole diesen ganzen Mist," wettert London, er hat gerade die Zeitung gelesen. „Da wird nie etwas aus dem ganzen Krieg, lesen Sie nur, bitte!"

„Ich denke gar nicht daran," wehre ich ab, „kann doch nichts helfen, und im übrigen sind Sie der ausgesuchteste Pessimist!"

„Abwarten, junger Mann," meint London traurig und ballt die Papiere zu Fetzen. „Nicht einmal zu Toilettezwecken zu gebrauchen, weil zu hart." Er stöhnt vernehmlich.

Der kurze Stolleneingang füllt sich mit einer menschlichen Gestalt. Es ist Geest, der von seinem Kompanierundgang zurückkommt. Er hat Londons verdrießlichen Ton vernommen. „Ihr habt wohl keinen Schnaps, wie, Kinder?"

„Bloß den vom IX. A.-K., das Deubelszeug, das die Eingeweide vergiftet."

„Na also, giften wir uns!" Der Hauptmann leert schon das einzige Schnapsglas, das irgendein Fürsorglicher für uns mitgebracht hat. Vielleicht fand er es auch in dem Unterstand. Es macht die Runde. Der Hauptmann mischt die Karten und erzählt dabei:

„Nichts los vorne, ein paar Handgranatenkämpfe, das ist alles. Der Tommy hat genug von seiner Offensive. Jetzt wäre Gelegenheit, unsererseits zu attackieren und den Mißerfolg wettzumachen."

„Seit drei Jahren kennen wir im Westen nur die sogenannte Abwehr," meine ich ungläubig. „Kein Mensch hat sich jemals mit einem Offensivgedanken, gar einem Durchbruch beschäftigt. Das wäre immerhin schon ein psychologisches Meisterstück für einen Feldherrn, Truppe und Führer aus ihrem jahrelang geübten und vertrauten Denken so herauszureißen, daß sie nicht nur angreifen, sondern sogar von dem Erfolg ihres Angriffes überzeugt sind."

„Mauschelbeet," stellt der Hauptmann fest, „nichts zu machen, lieber Doktor, jetzt sind Sie zum Geben dran," wendet er sich an mich. „Der Topp ist ganz schön, zwei Flaschen Rotspohn wert." Das Spiel ist schnell gemacht. „Da, die haben Sie!" Geest lehnt sich zurück und entzündet die Zigarre. „Natürlich offensieren wir," breit stößt der blaue Rauch mir ins Gesicht, „schon in den nächsten Tagen hier an Ort und Stelle, vielleicht ohne uns, das mag sein. Wir waren zerschossen genug, und der Ersatz muß sich erst ein wenig umsehen*. Aber die Gelegenheit kann Ludendorff sich nicht entgehen lassen. Es wird sozusagen das Probestück — für das nächste Jahr!"

So ganz will es Tommy noch nicht in den Schädel, daß seine mit so viel Schwung begonnene Offensive schon wieder an ihr Ende gelangt ist. Gerade bei uns, dem äußersten linken Flügel der Einbruchsstelle, versucht er noch ein paar Angriffe, die von tüchtigem Trommelfeuer begleitet sind. Jetzt bewährt sich Geests Erkundung, die für die Kompanien die schußsichersten Räume, soweit man hier von Sicherheit reden darf, mit klarem Blick herausgefunden hat. Wir kommen auch nicht mehr zum infanteristischen Eingreifen. Die Dreihundertfünfundneunziger wissen sich selber zu helfen. Ein paar unwesentliche Grabenstücke bei Banteux gelangen am Morgen des 24. November in Tommys Besitz. Unser Anerbieten, sie dem Engländer wieder abzunehmen, erweist sich als überholt. Denn am Nachmittag des gleichen Tages hat das 2. Bataillon Infanterie-Regiment 395 den Eindringling schon wieder hinausgejagt. Uns selbst erreicht ein Befehl, daß wir uns marschfertig zu halten hätten, um in eine Stellung nordwestlich Bellicourt von neuem eingesetzt zu werden.

Darüber gibt es noch einiges Hin und Her, da uns diese Weisung gerade mitten in den letzten englischen Anstürmen erreicht, deren Ausgang wir um diese Zeit noch nicht absehen können. Eben hat die 18. Reserve-Infanterie-Brigade uns dringend eingeschärft, unter allen Umständen als Sicherheitsbesatzung dicht nördlich und westlich des Waldes von Vaucelles zu verbleiben. Wenn die Dreihundertfünfundneunziger auch auf der ganzen Linie zu halten scheinen, gibt uns das noch nicht das Recht, sang- und klanglos abzurücken. Befehl steht gegen Befehl. Es ist schwierig, hier das Richtige herauszufinden.

In unsere Beratungen trifft die Meldung, daß ein Vorkommando des Infanterie-Regiments 67 Auftrag habe, mit uns die notwendigen Verabredungen über die

* Vergl. H. H. Freiherr Grote, Die Höhle von Beauregard. Verlag E. S. Mittler u. Sohn. 1930.

Ablösung zu treffen. Die Lage scheint sich also zu klären. Wir veranlassen das Erforderliche. Schon diese Nacht wollen die neuen Kompanien sich einfinden.
Bei dieser Gelegenheit hören wir auch wieder von unserem ersten Bataillon. Das ganze Regiment ist auseinandergerissen, hierhin und dorthin verborgt. Um so mehr freut man sich, einen Dritteil davon wiederzufinden. Das erste hält den ersten Kampfgraben dicht nordwärts der Straße Rancourt—Ferme le Pavé. Schon sind unsere Telephonisten angewiesen, die Verbindung mit dem Stabe des Hauptmann L. herzustellen. Große Freude herrscht darüber auf beiden Seiten, wie wir sie im friedlichen Leben gewiß nicht einander entgegenbrächten. Hauptmann L. besitzt gewisse Eigentümlichkeiten, die ihn bei manchen seiner Untergebenen nicht gerade beliebt machen. Im übrigen ist er ein tapferer Mann.
Die Nacht zieht auf, Regen rinnt in Strömen, wir sitzen und harren. Aber die Siebenundsechziger erscheinen nicht. Dabei braucht man uns scheinbar doch bei Bellicourt. Das von uns bereits eingewiesene Vorkommando behauptet, ein Befehl des Regiments 395 fordere seine Rückkehr. „Also gut", entschließt sich Geest, „dann bleiben wir eben. Es ist schließlich gleichgültig, wo wir unsere Knarren bedienen."
Am anderen Morgen macht sich die Strippe zum ersten Bataillon belohnt. Hauptmann L. teilt uns mit, auch er sei ohne genaue schriftliche Anweisungen, dafür aber begännen die Siebenundsechziger bereits, seine Kompanien abzulösen. Es ist nur gut, daß die Braven wenigstens einen von uns ersetzen, im übrigen sind es die in der vergangenen Nacht für uns bestimmten Truppen. Das Regimentskommando 395 zerschlägt endlich den gordischen Knoten. Das Bataillon könne ohne Ablösung den Abmarsch antreten. Nun kommt Licht in die Angelegenheit.
Wenn wir dem verdammten Regenhimmel auch dankbar sein müssen, denn er verhindert jede ernsthafte Kampfhandlung, fluchen wir dennoch nicht schlecht über seine unerschöpfliche Güte. Schon nach einer halben Stunde Marsch trägt niemand einen trockenen Faden mehr am Leibe. Wassermassen stürzen sich kaskadenartig vom Rand der Stahlhelme, so daß wir wie in einem unaufhörlich rauschenden Brausebad mühsam dahingleiten. Denn der Boden ist zähschlammig und dabei gefährlich wie blankes Parkett. Oft genug kommt der oder jener ins Straucheln, von den allerlei Lasten niedergezogen, die ein Infanterist mit sich schleppt. Nur mit Hilfe der anderen kann er sich wieder auf die Beine stellen und statt Mitleid erntet er obendrein noch Spott.
Das ists ja eben. Wir müssen lachen und höhnen über Ungemach und Sterben. Solches Tun bietet uns sich dar als eine feste Krücke, auf die wir uns stützen, wenn wir über die Abgründe schreiten, die auf allen Seiten unseres Schwindelstegs gähnend zu uns emporblicken. Das Lachen hilft noch immer, gießt neue Kraft in das Blut, wenn es müde und matt zu werden droht. Wir weinen nicht mitleidig, sondern wir helfen einander mit grimmigem Humor.

Das Schlimme ist, daß wir diesen Regenmarsch der feindlichen Sicht halber auch noch bei Nacht unternehmen müssen. So zieht er sich ums Doppelte und mehr in die Länge. Wie die Hunde spüren wir das Gelände entlang, einer hinter dem andern, damit nur der erste die Bekanntschaft mit dem Granattrichter macht, auf dessen wassertriefender Sohle es sich unbehaglich ruht. Wenigstens ist der Tommy gnädig und beschränkt sich auf ein spärliches Streufeuer, das nur die Batterien und wichtigsten Knotenpunkte bedenkt, um die wir gut herumpirschen. In einem Zwischenraum von vier Stunden hat sich unser zweites Bataillon dann mit seinen letzten Teilen um zehn Uhr morgens wieder in Villers Outréaux eingefunden. Es ist kein Zweifel, mit uns, durchnäßt bis auf die Haut, von den letzten Tagen genügend mitgenommen und obendrein diese Nacht ohne Verpflegung geblieben, kann man jetzt keinen Staat machen. Hauptmann Geest, der nicht ruht, bis er den letzten Mann unter Dach und Fach weiß, zieht in seiner Meldung daraus gelassen den Schluß: „Bataillon zurzeit nicht marschfähig." Und, zu mir gewandt, setzt er hinzu: „Wenn alles gegessen hat, heißt es für die Kompanien schlafen!"

Wir selbst holen unsere neuen Befehle. Danach sind wir zunächst als Ruhebataillon bestimmt, liegen in Ponchaux und Estrées. In der Nacht vom 29. zum 30. November lösen wir dann unser Füsilierbataillon in vorderer Linie bei Bellicourt ab. Wir kommen so gerade zurecht, denn am nächsten Tag schon geht Geests Prophezeiung in Erfüllung, Ludendorff zeigt uns sein Probestück.

II.

Der große deutsche Gegenangriff bei Cambrai ist befohlen. Die englische Tankschlacht wird zur deutschen Angriffsschlacht. Ohne selbst, sofern der Sturm gelingt, handelnd eingreifen zu brauchen, macht uns heute das Schicksal zum Beschauer eines großen Ereignisses. Nur unsere Artillerie wird in dem beginnenden Drama ihre gewichtige Stimme miterheben, schon um den Feind über die genaue Anlage des Angriffes zu täuschen. Demnach müssen wir auf eine erhebliche Gegenwirkung gefaßt sein, die uns das Kriegstheater vielleicht ein wenig zu stören vermag.

Um sieben Uhr dreißig morgens beginnt das Höllenkonzert. Der Betonklotz, eine sehr feuchte Angelegenheit, in dem der Stab seine Befehlsstelle aufgeschlagen hat, schwankt wie ein taumelndes Schiff. Aber nach einer halben Stunde schweigt der Tommy ganz, dafür heult das Feuer unserer Geschütze und Minenwerfer um so stärker. Wir stürzen in den Graben.

Geests mächtiger Leib ragt hochauf in den Nebel von Gas und Pulverdampf. Unbeweglich steht er auf dem Schützenauftritt. Nur ab und zu wirft er mir ein Wort entgegen, das das Gebrüll um uns her zerflattert, ehe es mein Ohr

erreicht hat. Ein paar englische Granaten fallen weit im Umkreise ein, im übrigen aber scheinen Tommys Geschütze gut genug eingedeckt zu sein.

Um acht Uhr vierzig Morgens erhebt sich das Toben zum schmetternden Orkan. Es ist, als ob die von rückwärts unaufhörlich über unsere Köpfe rauschenden Granaten jeden Augenblick uns erfassen werden, zu sich emporreißen, um uns ohnmächtig durch die Lüfte zu wirbeln und irgendwo zerfetzt niedersausen zu lassen. Der ungeheure Lärm, wenn er auch nur denen drüben gilt, schnürt beklemmend unseren Atem, bis mit einem Male die Luft in der Lunge freier wird. Denn jäh, wie er anschwoll, verebbt der gräßliche Gesang wieder, gleitet in ein gleichmäßiges Hämmern und Trommeln über. Die gewaltige Feuerwalze wogte vorüber, unsere Geschütze beschränken sich jetzt auf ein sogenanntes Zerstörungsfeuer. Der Infanterieangriff westlich Cambrai hat auf der ganzen Linie begonnen.

Unsere angespannten Blicke vermögen drüben, rechts von uns, wo unsere Kameraden mit den Tommys jetzt aneinander sind, vorerst nur einen ungeheuren Ballen von Rauch und Nebel zu erkennen, der allmählich dünner wird. Aber dann mit einem Male glauben unsere Ohren das Hämmern von Maschinengewehren zu hören. Kann sein, daß das Kampfgeräusch sich aus unseren alten Stellungen erhebt, der sogenannten Siegfriedstellung, die der Tankeinbruch der Briten nicht mehr berührt hat. Wenn nicht, so sind die Tommys in diesem Augenblick schon zurückgeschlagen, haben alle ihre Gewinne aufgeben müssen, und der Angriff ist geglückt.

Wir stehen jetzt außerhalb des Grabens, sind „über Bank", wie man es nennt, wenige Meter auf eine kleine Anhöhe zugeschritten, von der wir eine bessere Sicht erhoffen. Strahlend hell leuchtet der Himmel, breit fährt der Sonnenwagen über die blanken Gefilde.

Geest packt mich rauh am Arm, während seine Rechte noch immer das Glas an den Augen hält. „Donnerwetter, sehen Sie nicht, dort Artillerie!"

Wahrhaftig, aus dem Nebel ganz hinten, nördlich Lempire, brechen dunkle Klumpen, stürzen vorwärts. Das ist nicht stürmende Infanterie, die gewiß schon längst vor jenen anrollenden Eisenmassen den Ring gezogen hat. Leichte Feldgeschütze protzen dort ab. Jetzt ist kein Zweifel mehr, und unsere Augen betrogen uns nicht. Aus dem schwarzen Getümmel, das sich dort und hier verteilt hat, züngeln feurige Schlangen auf, dumpfe Schläge und wieder aufzuckende Blitze. Die Artillerie läßt den Stürmer nicht im Stich.

„Der Angriff ist gelungen," sagt Geest, tief Atem holend, „Tommys Siegesvergnügen hat ganze zehn Tage gedauert — nun also!"

Vor uns schweigt der Engländer noch immer. Die paar Artillerieschüsse, die er wahllos in das Gelände setzt, rechnen wir nicht. Auch seine Flieger lassen sich nicht sehen, dafür sind die unseren um so zahlreicher in der Luft. Wir brennen vor Erwartung, Näheres über die siegreiche Schlacht zu erfahren, die sich wunderbar schnell abgespielt hat, wie ich persönlich es nicht für möglich gehalten hätte. Immerhin ist mit einer Gegenanstrengung der Engländer zu rechnen, die sich gerade wider uns selbst richten kann.

Geest fertigt schon den Befehl aus: Achte Kompanie, die den linken vordersten Kampfabschnitt hält, hat mit einer starken Patrouille gegen den Engländer vorzufühlen, der sich jetzt, am späten Nachmittag, von der üblen Überraschung einigermaßen erholt haben wird. Sicherlich rechnet aber auch der Tommy damit, daß jeden Augenblick auch bei uns der Vormarsch beginnen kann. Das Artilleriefeuer von heute morgen ist eine unangenehme Erinnerung.

Die Achte führte den Auftrag aus. Da wir zurzeit noch nicht wissen können, wie weit unser gelungener Angriff nördlich Lempire vorstieß, vielleicht schon über die alten englischen Stellungen hinaus, aus denen sie vor zehn Tagen ihren Tankangriff begonnen haben, dürfen wir eine leise Hoffnung hegen, daß die englischen Linien vor uns unter Umständen geräumt sind. Die Achte ist von dieser Möglichkeit in Kenntnis gesetzt.

Ihre Patrouille fühlt rücksichtslos vor, um sehr bald auf eine britische Streifschar zu treffen, die sofort den Handgranatenkampf annimmt. Aber als Verstärkungen der Achten heran sind, ziehen es die Tommys doch vor, schleunigst wieder ihre schützenden Grabenwände zu übersteigen. Auch wir wissen das Notwendige: sie gedenken noch nicht, ihr warmes Nest zu verlassen. Da der Winter vor der Tür steht, werden wir uns also auf den Stellungskrieg einzurichten haben. Der Schaden von Cambrai ist jedenfalls wieder behoben.

Es ist seltsam, zu erfühlen, welche Wirkung jene unsere seit Jahren wieder erste Angriffsschlacht im Westen auf Offizier und Truppe hervorbringt. In allen Unterständen redet man über das Neue. Wir, die wir seit ewig nur die Abwehr gegen übermächtigen Feind gewöhnt sind, besinnen uns aufs neue unserer besten Kräfte. Die Einwirkung der obersten Führung ist unverkennbar. Besser kann das Wort vom modernen Feldherrn, von dem seine Truppe angeblich nichts mehr zu spüren vermag, nicht widerlegt werden. Schon kommen die ersten Befehle, und es ist für den Kundigen ein Genuß, die weiche Zügelhand festzustellen, mit der man uns langsam, aber sicher in eine entgegengesetzte Richtung zu führen gedenkt. Und wir schreiten mit, ob wir wollen oder nicht. Der eine gewöhnt sich schneller an die neuen taktischen Gedanken und gibt dem andern von seinem Wissen, seinem Vertrauen ab. So ranken wir uns aneinander empor, und schon in der Art, wie wir hier den Stellungskrieg führen, erweist sich das neue Denken.

Der Engländer, der weniger von Artillerie, dafür mehr vom Männerkampf hält, kommt uns darin entgegen. Schon deckt hoher Schnee Gräben und Landschaft und ladet zum Winterschlaf ein. Das hindert uns aber nicht daran, auf einen regen Patrouillendienst zu verzichten, bei dem einzelne Trupps oft genug auf den Tommy stoßen, der sich mit der gleichen Beschäftigung die Zeit vertreibt. Es ist wie ein tändelndes Vorspiel, das einem großen Drama vorangeht.

Mein Beton-Unterstand in der Siegfriedstellung ist ein Eishaus geworden. Schon vorher hat man sich nur auf Rosten in ihm bewegen können, da das Wasser hoch auf seiner Sohle stand. Jetzt ist es gefroren, sobald der kleine Ofen kalt geworden ist. Ohne seine Wärme aber ist es überhaupt nicht auszuhalten. So zieht man denn das allmähliche Wiederauftauen vor. In dem magischen Schein der Karbidleuchte werfen die feuchten Wände, von denen das Wasser erst langsam, dann schnell und schneller rinnt, seltsam-unheimliche Schatten wider. So etwa glitzert eine Tropfsteinhöhle im Scheine des Nachtlichtes. Von den Wänden, aus der Erde steigt die widerwärtige Nässe empor und frißt sich aufdringlich in die Glieder hinein. Tapfer hält ihr das prasselnde Feuer im Kanonenofen Widerpart. Man selbst aber ist das lächelnde Opfer.

Täglich oft zweimal begehen Geest und ich die Stellungen. Wir haben einen Abschnitt zu halten, der in der Breite fünfzehnhundert Meter, in der Tiefe zwei Kilometer umfaßt. Das macht wichtige taktische Überlegungen erforderlich. Die vordersten Linien sind im schlechten Zustande, als Unterbringung sind nur ein paar schußunsichere Schlupflöcher vorhanden. Der Weg durch die Gräben kann besser als Kahnfahrt bezeichnet werden, wenn ein solches Schifflein zur Verfügung stünde. Der Hauptmann hat eine besondere Freude daran, mich gerade durch solche Gänge zu schleifen. Bis zum Bauche von Wasser umgeben, die Füße vom zerrenden Schlamm unerbittlich festgehalten, gleicht man einem hilflosen neugeborenen Kinde, wenn noch dazu die Gewehrgranaten der Engländer klatschend auf die Böschung fallen, ohne daß man vor ihnen Deckung nehmen kann.

In diesen Tagen lerne ich Geest aufs neue bewundern. Mit seinen Augen, denen nichts entgeht, durchforscht er jeden Punkt der feindlichen Stellungen und kommt dabei oft genug in Gefahr, von einem der vielen Scharfschützen des Engländers erledigt zu werden. Wenn ich auf solchem gefährlichen Beobachtungspunkte neben ihm verharren will, da es nichts Aufregenderes gibt als eine solche Pirsche mit dem Hauptmann, scheucht er mich rauh zurück: „An einem Mann schießen sie vorbei, an zweien nicht!“ In solchen Augenblicken fühle ich beglückt, daß uns mehr verbindet als das dienstliche Verhältnis zwischen Kommandeur und Adjutanten.

So steht der Hauptmann auf einer durchaus vom Engländer eingesehenen Grabenstelle gegenüber der Malakoff-Ferme, das Glas an den Augen, ich ein wenig tiefer

und habe das Gewehr vorgeschoben, um vielleicht helfen zu können, wenn sich drüben etwas regt. Scharf halte ich die zwei struppigen Bäume im Auge, deren kahle, schneebedeckte Äste sich über den englischen Vorpostengraben spreizen. Aber der Tommy ist noch schneller als wir. Ich habe nicht einmal etwas Genaues von ihm erkennen können, als schon mit scharfem Peng! ein Schuß kracht und dicht neben Geest in die Hinterwand des Grabens fährt. Der Hauptmann hat das Glas sinken lassen, lacht zu mir herüber: „Habe ich nicht recht? Das hätte Sie mitten in den Kopf gehascht!“ Er ist mit ein paar schnellen Schritten in die schützende Tiefe getaucht, hält jetzt Umschau nach dem verborgenen Schützen. Der läßt sich vorsichtigerweise nicht mehr sehen. „Das machen wir nächstens anders,“ schwört Geest. „Wir werden dem Mann eine Vogelscheuche zurechtmachen, auf die er in Gottes Namen seine Zielübungen verrichten soll. Dabei werden wir ihn zu erwischen trachten.“

Solche Abwechselungen gehören zum täglichen Vergnügen des Kommandeurs. Sie besitzen im übrigen ihren guten Sinn. Denn auf Grund seiner Streifzüge ist er mindestens so gut wie die Beobachter der vordersten Kompanien von jeder Veränderung beim Engländer unterrichtet und setzt sie oft genug durch seine Kenntnisse in Erstaunen. Das reizt wiederum den Ehrgeiz der Grenadiere und Offiziere und schafft den Anfang zu jenem innigen Vertrauensverhältnis, das uns alle mit dem Führer des zweiten Bataillons verbindet. In diesen Tagen von Bony und Bellicourt lernen wir wieder die Freude am Kriege. Es ist, als ob seine gräßlichen Lasten unsichtbar von unsern Schultern fortgezogen sind und nun auf den mächtigeren des Hauptmanns ruhen, der sie federleicht daherschleppt. So scheint es wenigstens, denn in sein Herz vermögen nur wenige zu blicken. Und doch ist der große Soldat auch ein großer Mensch.

Nach zwölf Tagen löst uns das erste Bataillon ab, fünf weitere werden uns vergönnt, um in Estrées wieder ein wenig den Dreck und die Läuse von dem sündigen Leib zu waschen. Mit grinsendem Lächeln empfangen uns die Getreuen des Stabes, der Zahlmeister und der Verpflegungsoffizier. So wie sie uns mit trauernder Miene in die Schlacht entlassen, spielen sie auch den freudigen Umarmer und Ehrengeleiter, wenn wir wieder einmal mit blauem Auge daraus hervorgetaucht sind. Beide Männer sind in ihrem Amt Perlen, wie sie die Truppe nicht entbehren kann. Der Zahlmeister Bärensprung ist genau so wie der Leutnant Müller von Anfang an dabei. Ach ja, er begrub schon manchen Kommandeur und Adjutanten und nimmt gewiß keine Wette an, daß es ihm mit uns anders gehen würde. Dazu ist er ein zu guter Rechner und bedeutet samt Oswin Müller, genannt der Feldmarschall, das geschätzte Bindeglied zu einem anderen Leben, das nicht nur auf das Sterben eingestellt ist. Die beiden würdigen Männer wiederzusehen bedeutet stets auch, eine neue Gnadenfrist erlangt zu haben. Wer weiß denn, ob nicht vielleicht doch zufällig einmal der Friede in eine solche Zeit-

spanne fallen kann! Etappengerüchte bringen unsere beiden Freunde ja immer und reichlich mit, der Zahlmeister liebt die pessimistischen, der Feldmarschall, der sich in den Jahren vorher, so vor allem in der Loretto-Schweinerei, als alter Krieger und Kompanieführer bewährt hat, ist mehr für die rosigeren Aussichten. Bei Schnaps und Rotwein, einer verteufelt guten und dabei billigen Marke, die der Zahlmeister aus Gott weiß welchen verborgenen Kaufquellen herbeischafft, besprechen wir das alles, und Dr. London gießt seinen würzigen Spott darein. Es kann sich ereignen, daß dann der Abend zum Morgen wird und der Schlaf nur als Fehlanzeige vermerkt werden kann.

Immer ist der Hauptmann bei solchem Umtrunk dabei und der Eifrigsten einer. Doch eben noch der vergnügteste Kamerad der Welt, dessen Hauptmannssterne auf den Achselstücken nicht vorhanden scheinen, steht plötzlich wieder der Kommandeur vor uns, der nicht zu fürchten braucht, daß die fröhlichen Stunden unter seinem Vorsitz auch nur den leisesten Mißklang in das dienstliche Verhältnis hineinzubringen vermögen. Niemand würde es wagen. Geest braucht sich keinen künstlichen Abstand zu schaffen. Der geborene Führer bleibt immer Herr.

Die wenigen Tage in Bellicourt werden zur Schießausbildung benutzt. Das saubere Schießen, ganz zu schweigen von den Spitzenleistungen unserer Armee von 1914, haben wir alle verlernt. Der Grabenkrieg ist schuld daran. Er verlangt nur die kürzesten Entfernungen und überläßt im übrigen die Hauptarbeit des Kampfes den Handgranaten und Maschinengewehren. Das muß nun wieder anders werden, wenn wir wirklich demnächst — angreifen sollen.

Da ist das Wort wieder, das fort und fort um uns herum geistert und schon nicht mehr als etwas Unmögliches, Sinnloses empfunden wird. Wir vergessen, daß es bisher noch keiner feindlichen Armee, weder Franzosen noch Engländern, in den letzten Jahren gelungen ist, unsere Front zu durchbrechen. Was aus den ganzen Riesenschlachten schließlich herauskam, war ein örtlicher Einbruch von ein paar Kilometern. Nach einem solchen tragen wir kein Verlangen. Wenn wir angreifen, müssen wir auch durch. In Rußland ist der Friede geschlossen, das gibt Reserven für uns. In Gottes Namen, laßt das neue Jahr nur herankommen.

Noch einmal lösen wir vorne ab. Dieses Mal übernehmen wir den linken Regimentsabschnitt Süd, dicht bei Bellicourt. Das Tauwetter, das mit dem Frost wechselte, hat nun nachgelassen. Immer dichter zieht der Schnee sein Leichentuch und bringt den Kompanien viel Arbeit, um die Gräben nicht völlig von den weißen Lasten verschütten zu lassen.

Der Bataillonsstab liegt vorwärts des Dorfes Bellicourt in einem Hohlwege. Oberhalb tiefer Stollen, in denen unsere Schlafstätten sich befinden, erheben sich einzelne Baracken, die schon der Splitter einer leichten Feldgranate durchschlagen

würde. Doch Tommy ist anständig und achtet unsere Winterruhe wie wir die seine. Beide Seiten sparen für den Frühling ihre Kräfte.

Unser derzeitiger Ordonnanz- oder Grabenoffizier ist ein Leutnant Neu. Geest liebt es, diese Stelle stets abwechselnd zu besetzen. So lernt er die jüngeren Offiziere des Bataillons der Reihe nach aus nächster Nähe kennen. Jeden Augenblick werden sie in die Lage kommen, Kompanien übernehmen zu müssen. Ohne daß es ihnen recht klar werden mag, prüft der Hauptmann ihre Kräfte an Seele und Leib, um zu wissen, was er von ihnen verlangen kann. Der militärische Befehl kennt an sich keine Unterschiede und setzt Kraft gleich Kraft, ohne immer danach fragen zu können, ob sie auch ausreicht. Das ist das Bewundernswerte an diesem Führer, so sehr er auch schroffer Soldat scheint, dem niemand irgendein Gefühl anzumerken vermag, daß er dennoch die Kräfte wägt und mißt und wie selbstverständlich durch den richtigen Einsatz an der einen oder anderen Stelle im ganzen ein untadeliges Zusammenspiel erreicht, dem jeder sich mit Freuden anheimgibt. Es wird eine Lust sein, im nächsten Jahre ihm in die große Schlacht nachzuziehen.

Leutnant Neu ist ein bescheidener, ruhiger Mann in mittleren Jahren. Im Frieden lebte er irgendwo im Reiche als Postsekretär. Er fühlt sich immer gedrückt und übersehen und ist gewiß mit tausend Ängsten im Herzen dem Kommando zum Stabe nachgekommen. Da berührt auch ihn der allgemeine Zauber, den Geest ausübt. Der Stille blüht auf von Tag zu Tag und schüttet mir zuweilen sein Herz aus, das er sonst furchtsam verschlossen hält. Wenn die Achte einmal, was wir nicht hoffen wollen, ihren bedächtigen und lange bewährten Leutnant Boehm als Führer verlieren sollte, wird Neu nicht der schlechteste Ersatz sein. Nur das dunkle Licht in seinen Augen will mir nicht gefallen. Zuweilen taucht es in ihnen auf, sehr plötzlich und sehr unheimlich. Ich sah dieses Seltsame bei andern schon manches Mal, vor Schlachten zumeist, bei denen wir vorher mit dem Irdischen abzuschließen hatten. Aber man soll an solcherlei nicht denken.

Einen Tag vor Heiligabend wird erhöhte Kampfbereitschaft befohlen. Die Flieger wollen bei Epéhy Tankansammlungen entdeckt haben. Uns ist nach allem andern zumute als nach Großkampf. An das Artilleriegeschieße sind wir ja gewöhnt, aber jetzt Tankangriffe im Schnee? Es gibt Flieger, die zu gute Augen haben. Aber natürlich ist es notwendig, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Nachdem sie beendet sind, gelangt am Heiligabend morgens schon die Nachricht zu uns, daß die volle Kampfbereitschaft wieder aufgehoben wurde. Also denn: Fröhliche Weihnacht 1917!

Man munkelt schon von Bayern, die uns ablösen sollen. Der Regimentskommandeur erzählt dann Näheres. Wir sollen eine lange Ruhezeit vor uns haben.

Natürlich, man wird uns zur Sturmdivision für den Frühling ausbilden. Wir freuen uns von Herzen darauf, denn zunächst einmal winkt die Ruhe.

Das bayerische Reserve-Regiment 14 wird unser Nachfolger in den Stellungen, die uns nicht unlieb gewesen sind. Wenn wir ihm auch noch für ein paar Tage als Eingreifregiment unterstellt bleiben, tragen wir doch darum weiter keine Sorge. Tommy wird schon Ruhe halten. Er muß doch ahnen, daß von nun an wir anzufangen haben. Silvester feiern wir schon in Maretz und holen zugleich das Weihnachtsfest nach.

Zum ersten und auch einzigen Male will beim Bataillonsstab nicht die rechte Stimmung aufkommen, trotzdem ich selbst nach wilder Lustigkeit Verlangen trage. Zu unserer Freude fand sich für den Stab unter den Liebesgaben der Charlottenburger auch ein Grammophon, das wir heute zum ersten Male andrehen. Der Hauptmann ist verändert. Er, der sonst auch beim kameradschaftlichen Zusammensein den Ton angibt, macht nicht mit. Das drückt uns. Und plötzlich sehe ich auch in seinen Augen das dunkle Licht wie bei Neu und den andern, die heute schon längst in jener besseren Welt sich befinden, von der die Pfarrer reden. Da wirft es mich völlig um. Ich stürze ein ganzes Weinglas Whisky, unser Nationalgetränk, hinunter und stimme unser Stabslied an, das stets verfängt. Der Hauptmann schweigt noch immer.

Er sagt auch nichts, als Dr. London und ich sich erheben und uns zum Aufbruch anschicken. Er sitzt groß und breit vor der Tischecke, hat beide Arme auf die Kante des Holzes gestützt und blickt in eine Weite, die wir nicht ermessen können. Unsere Verabschiedung, die er doch vorher durch ein Kopfnicken gutgeheißen hat, scheint ihn jetzt zu erschrecken. Denn er fährt jäh hoch, sieht uns ganz fremd an, als ob er eben erst wieder in diese verrückte Welt zurückgeraten sei, fragt: „Was ist?“

Und dann, sich besinnend, begreifend: „Ja, gehen Sie doch, meine Herren!“ Wir haben in diesem Augenblick Furcht vor ihm.

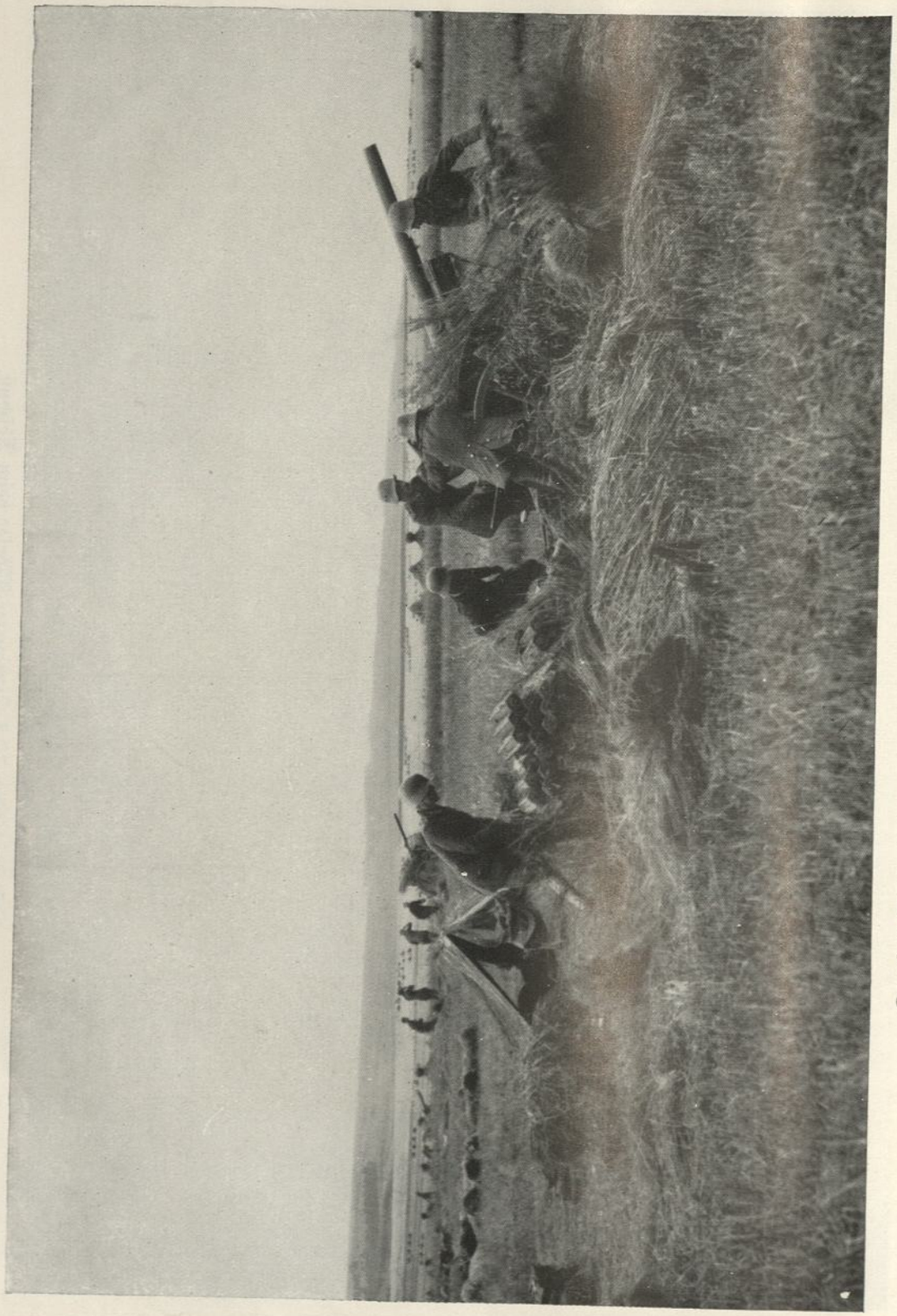
Die Kameraden spülen sie uns hinunter. Der Doktor und ich suchen zunächst erst einmal die Grenadiere auf, die, wenn sie nicht schon beseligt schlafen — nicht alle allein, der Himmel segne es ihnen —, noch immer den vollen Humpen schwingen. Das Proviantamt hat sich dieses Mal nicht lumpen lassen, ein paar Pfennige hat jeder auch noch für die Kantine übrig, Müller und Bärensprung haben ihr Bestes getan. Also haben auch wir ein Recht, noch einmal den Whisky zu kosten, das herrliche Wintergebräu.

In dieser Silvesternacht wird das schöne Lied des Bataillonsstabes, das der Hauptmann heute verschmähte, Allgemeingut. Da wir uns nun wieder an den Pariser Einzugsmarsch gewöhnen sollen, haben wir der aufpeitschenden Melodie auch den rechten Text gegeben. Er lernt sich leicht und ist nicht für den Salon.

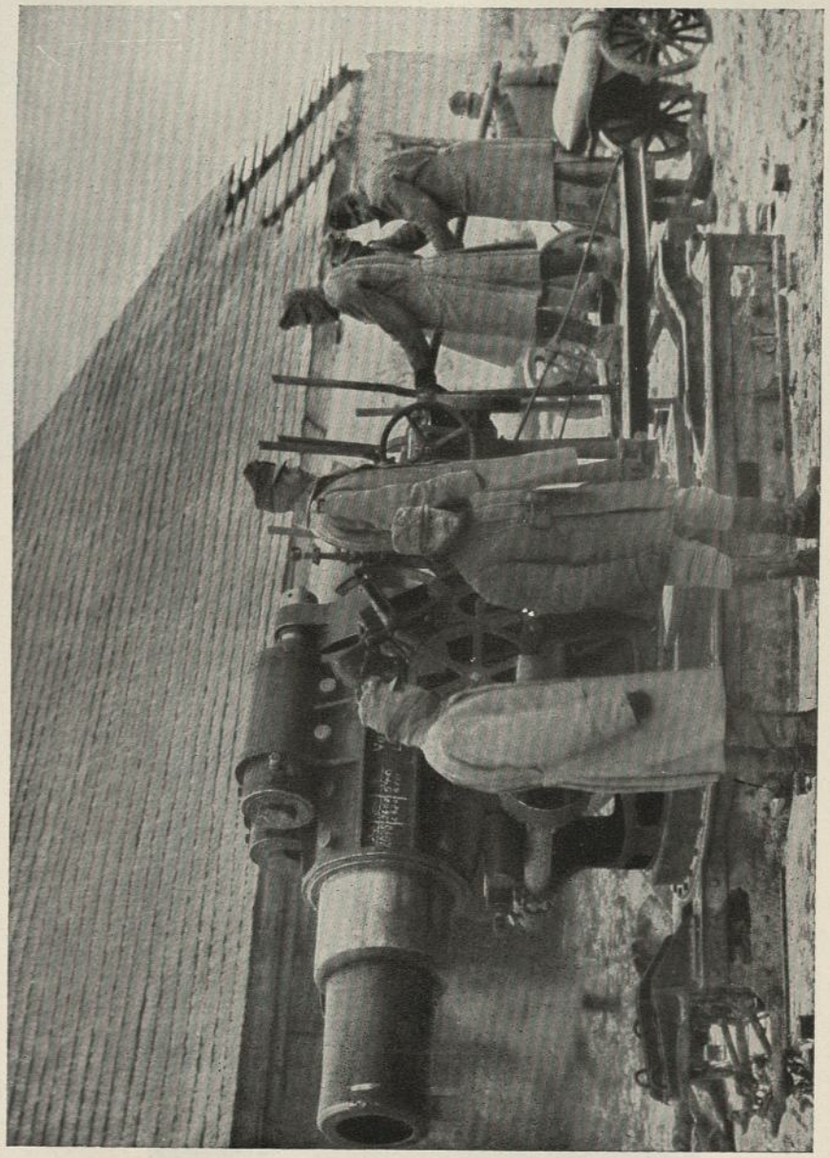
Einschlag einer schweren deutschen Granate in den Drahthindernissen der englischen Linie.

Ein Infanterie-Geschütz wird in Stellung gebracht.

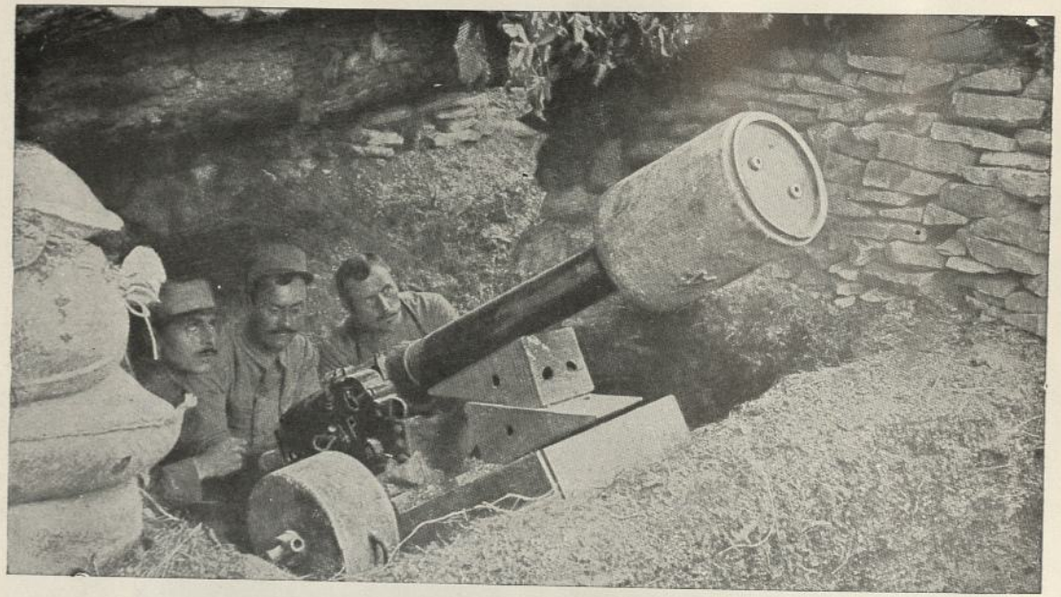
Österreichischer 30,5-Zentimeter-Mörser beim Abschuß.



Die Leib-Batterie des ersten Garde-Feldartillerie-Regiments feuert bei Tarnopol auf die fliehenden Russen.



Laden eines 30,5-Zentimeter-Geschützes.



Französische Minenwerfer.

Volltreffer in ein Munitionslager.

Trommelfeuer auf das hinter der österreichisch-ungarischen Front liegende Asiago.

Krepierende Granate.

Einschlag einer schweren englischen Granate bei Arras.

Das Bild zeigt eine unter Feuer liegende Straße in einem Orte, dessen Zerstörung bereits sehr fortgeschritten ist. Im Vordergrunde Dächer, aus denen die Explosionen die Ziegel herausgerissen haben. Im Hintergrunde die Reste eines im ganzen hochgeschleuderten Dachstuhls.

Was geht uns auch ein Salon an? Dort stirbt höchstens der Schieber, wenn ihn der Schlagfluß erlöst. Wir sterben ... ach, wir sterben nicht! Wir leben, wir singen ... es liegt verdammter Schmiß in diesem Marsch:

„Und die Kuh macht mehr wie die Nachtigall,
Und die Kuh macht mehr wie die Nachtigall,
Am meisten macht der Bulle,
Das geht auf keine Stulle ..."

Und wenn alle unsere Hoffnungen, die mancher als Gewißheiten in sich trägt, trostlos verraten werden, die Wahrheit dieses Liedes ist unbestritten vor aller Welt. Vielleicht singen wir darum so laut und froh in das Jahr 1918 hinein, in das wir soeben eintreten und das doch nur wenige von uns bis an sein bitteres Ende noch erleben sollten.

Als ich blind geschossen war . .

Von Hans Henning Freiherr Grote

Es war in den Gräben vor Beauvraignes, einem durch fortwährende Graben- und Minenkämpfe wild zerschossenen Dorfe nahe Roye in Nordfrankreich. Soeben erst hatte uns jener grausame Krater zurückgespien, in dem sich damals die deutschen Regimenter der Westfront verbluteten und den die Geschichte verhüllten Angesichts als Sommeschlacht in ihr Buch geschrieben hat. Erst vierzehn Tage mochten vergangen sein, daß nur noch ein Drittel von dem, was in die Schlacht gezogen war, ihren Schrecknissen entronnen, schon wieder in eine neue Stellung geworfen wurde, die sich zwar ruhig nannte und im Gegensatz zu Maurepas und Bouchavesnes, zu dem donnernden Getöse des St.-Pierre-Vaastwaldes ja auch ruhig war. Wir besaßen wenigstens tiefe Unterstände, die so leicht keine Mine durchließen, wenn sie auch noch so geschickt geschleudert war.

Und schießen konnten wir auf beiden Seiten gut. Es war auch schließlich kein Kunststück hier, wo seit den Oktobertagen von 1914 die Linien im großen und ganzen die gleichen geblieben waren.

So kannte man also seinen Krieg aufs beste. Da war alles auf beiden Seiten geordnet. Hüben wie drüben steckte man die Köpfe ein, wenn die Beschußzeiten herannahten. Pünktlich alle Stunden schoß die französische Klatschbatterie vom Bois de Loges und fegte vier Gruppen hintereinander fein säuberlich die Gräben entlang, daß sich die Posten eng an die Lehmwand schmiegten und sonst niemand sich im Graben sehen ließ, der dort gerade nichts zu suchen hatte. Ebenso pünktlich auch setzten die französischen Minenwerfer ein, die uns das Leben schon saurer machten. Denn zum mindesten schlugen sie uns unsere Gräben kurz und klein. Die Musterschulterwehren, die die Freude eines jeden hohen Besichtigenden waren, verschwanden dann mit einem Male und bildeten nur noch einen wüsten Haufen von Zweigen, Blech und Holz und taten damit warnend kund, was wir alten Grabenschweine ja schon lange wußten, daß sie für den Ernstfall eher hinderlich als nützlich waren. Auch kam es dann und wann vor, daß ein eben

erst im Bau befindlicher Unterstand mit den Minierern, die sich nicht rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können, in seinen wenigen Stollenrahmen zerknickt wurde, Opfer des ruhigen Stellungskrieges, jener Ruhe, die den Aderlaß nur ganz allmählich vornimmt. Aber wenn der Kompanieführer, der verschont geblieben war, dann auf den wöchentlichen Meldezetteln zusammenrechnete, tot — verschüttet — gaskrank — verwundet — krank, so sah er mit Entsetzen, daß die Verlustkurve immer höher ging.

In diesen Septembertagen des Jahres 1916 war ich als sogenannter Grabenoffizier des Bataillons dazu bestimmt, neben meiner Hauptaufgabe, der Beobachtung der französischen Stellungen, auch dem eigenen Posten- und Patrouillendienst meine Aufmerksamkeit zu schenken als eine notwendige Ergänzung meiner Spähertätigkeit. Ich gestand gern, daß ich über dieses Kommando, das mich dem langweiligen Ausharren an einer bestimmten Stelle entband, wenn es naturgemäß auch mit der größeren Freiheit vermehrte Gefahr mit sich brachte, aufs äußerste erfreut war. Im Vergleich zu den eben glücklich überstandenen Somme-Kämpfen erschien uns der augenblickliche Zustand, aus dem, wie wir wußten, uns bald wieder ein zweiter Einsatz an der Somme leider erlösen würde, beinahe paradiesisch. Allein die Tatsache, daß die Verpflegung geregelt, wenn auch mager, war und im Unterstand ein jeder ein Dach über dem Kopfe besaß, wenn er es auch leider mit Ratten, Mäusen und Flöhen — wieviel Flöhen! — teilte, dünkte uns ein Gottesgeschenk, für das man sich der Obersten Heeresleitung besonders verpflichtet fühlte. Wir waren als altes West-Sturmregiment nicht eben verwöhnt.

Um diese Zeit nun erhielten die Kompanien eine neue Art von Leuchtpatronen, jenen Leuchtkörpern, die aus einer unförmigen Pistole geschossen werden, den Mordinstrumenten ähnlich, aus denen Wallensteins Reiter ihre Kugeln sandten, und durch die weißes Licht zur Beleuchtung des Vorfeldes erzeugt wird oder grünes, rotes oder gelbes, das der Artillerie die Sperrfeuer- und anderen Zeichen ankündigt. An der Somme hatten wir Leuchtpatronen verwandt, die Hülsen aus Pappe besaßen. Da war es denn häufig gewesen, daß durch Regen und andere Witterungseinflüsse die Pappe quoll und die Patrone trotz aller verzweifelter Anstrengungen nicht mehr in den Lauf zu bekommen war. Da aber die Leuchtzeichen oft die einzige Verbindung mit der Außenwelt darstellten, kann jeder errechnen, welche schweren Folgen dieses Versagen oft gehabt hatte. Nun also, auf die Eingaben der verschiedensten Regimenter hin, zu denen auch wir gehörten, sollte diesem Übelstand durch die Konstruktion einer neuen Leuchtpatrone abgeholfen sein. Man hatte sehr einfach für die pappenen jetzt metallene Hülsen gewählt und glaubte nun alles in Ordnung.

Auch wir sahen zunächst keine Veranlassung, anderer Meinung zu sein, sondern begrüßten vielmehr die neue Erfindung. An dem Abend, von dem ich berichten

will, sollten die neuen Patronen erstmalig ihre Verwendung finden, damit noch am anderen Tage nach hinten über ihre Brauchbarkeit Meldung erstattet werden konnte.
Ich befand mich gerade im ersten Graben im Abschnitt der sechsten Kompanie, als aufgeregt ein Mann zu mir kam mit der Mitteilung, die neue Leuchtpatrone habe den Teufel in sich. Seine Beschreibung von dem Schuß, der nur wenige Meter weit dicht vor seine Nase gefahren sei, erschien mir so verworren, daß ich ihr nur wenig Wert beimaß, zumal ich den Grenadier nicht kannte und eine reichliche Unerfahrenheit in Kriegsdingen bei ihm mutmaßte. So begleitete ich ihn denn kurzerhand zum Postenstand, eben wieder einer jener Musterschulterwehren, die für alles andere geschaffen sind, nur nicht für den Ernst des Krieges, und ließ mir Pistole und Patrone geben.
Es war eine klare, sternenvolle Herbstnacht, in der sich kein Luftzug bewegte. Am Himmel standen Tausende von Sternen, unbewegliche Lichter. Sie ließen eine unsagbare Beruhigung niederströmen, die sich alsobald dem Menschen mitteilte, daß er des Krieges um ihn her vergaß. Das Vorfeld, aus dem die Reihen spanischer Reiter deutlich hervorragten und das an dieser Stelle bis zum französischen Graben kaum vierzig Meter betrug, ruhte als eine silberstrahlende Fläche. Die grimmig gezackten Eisenträger, die igelartig zusammengerollten Stacheldrahtrollen aber sorgten dafür, daß die Sternennacht die harte Wahrheit, in der wir lebten, nicht vergessen machen konnte. Ich lud die Pistole — in achtbarer Entfernung, denn sie dachten an ihre früheren Versuche, beobachteten ein paar Kompanieangehörige — ich prüfte noch einmal und sehr sorgfältig den Verschluß, ich richtete die Pistole vor mir auf den französischen Graben und — schoß.
Was sich dabei ereignete, ich hätte es nicht einmal damals zusammenhängend beschreiben können! Im gleichen Augenblick, als ich abschoß, fuhr eine entsetzliche Helle um mich her, betäubendes Krachen füllte meine Ohren, irgendeine gewaltige Faust packte mich an der Brust und schleuderte mich zum Schützenauftritt tief in den Lehm der Grabensohle. Ich hatte das sichere Gefühl, daß mein Körper in zwei Teile gespalten sei und mein Bewußtsein nur noch dumpf über dem Zerrissenen schwebte, um jeden Augenblick ganz zu entschwinden. Ich hörte Rufe — Entsetzensschreie, Menschen, die mir näher kamen, mich packten. Sehr deutlich spürte ich ihren liebevollen Griff, verstand die Worte, die sie sich zuriefen:
„Das verdammte Ding muß nach rückwärts gefahren sein, ihm gerade gegen die Brust." Ein anderer fragte: „Ist er schwerverwundet?"
Dann hing ich schon rechts und links mit den Armen über zwei Schultern, tastete mit meinen Helfern voraus und ja, mein Denken war klar wie immer. Es konnte wohl nichts geschehen sein.
Darum war es auch mein erster Gedanke, dieser Meinung gegenüber den anderen Ausdruck zu geben. Ich sprach, das heißt, es war ein Versuch, zu sprechen. Denn

nur ein unartikuliertes Stammeln gelang mir trotz aller Anstrengung, die ich daran setzte. Und mit dieser Erkenntnis auch kam mir eine andere, die mich in die furchtbarste Verzweiflung stürzte. War es denn vorher nicht hell gewesen? Konnte es möglich sein, daß Sterne so schnell verlöschen?
Denn ich schritt dahin in einer gräßlichen, schwarzen Nacht.
Wieder versuchte ich mich verständlich zu machen, wieder das Stammeln, und darauf die mitleidige Feststellung von irgend jemand:
„Er hat die Sprache verloren!"
Ich aber wollte hinzusetzen, meine ganze Verzweiflung hinausheulen:
„Und blind bin ich — blind!"
Was ich in jenen Viertelstunden durchmachte, darüber kann ich mir heute nicht mehr Rechenschaft geben. Als einen Willenlosen, Hilflosen dazu schleppten sie mich weiter. Ich fühlte, daß es abwärts ging, ahnte die schlüpfrige Stollentreppe, die sie mich hinabbrachten. Dann ließen sie mich auf einen Stuhl nieder, aber die Nacht wich nicht, und ich roch doch den Gestank der Karbidleuchte.
Ein Arzt war nicht so rasch herbeizubringen. Schneller auch, als er hätte kommen können, nahte sich mir die Erlösung, an die ich selbst nicht mehr gedacht hatte.
Denn fast eine Stunde währte dieser Zustand der Erblindung und des Stummseins, genug der Zeit, um durch Tiefen zu schreiten, über Höhen zu wandeln, wie wir sie im Alltag selten erleben.
Zuerst kam die Sprache wieder. Ich höre noch den glücklichen Aufschrei meines Freundes:
„Mensch, du sprichst ja wieder!"
Mir selbst war die Unterscheidung dafür verlorengegangen. Die Nacht aber löste sich in einzelne rote und gelbe Feuerringe, die vor den Augen tanzten, allmählich sich vereinten, bis dann das erste Licht zage zu mir drang und die Umrisse der angstvoll um mich Versammelten immer klarer wurden.
Dann gehörte ich wieder dem Leben.
Wie wir später erfuhren, waren die Versuche mit der neuen Patrone an manchen Stellen noch übler verlaufen, hatten sogar Tote verursacht. Ich jedenfalls stattete den Dank für das Glück, das ich gehabt hatte, noch in der gleichen Nacht bei den Franzosen ab, indem ich ihnen mit unserem Granatwerfer keine Ruhe mehr ließ, bis sie es schließlich übelnahmen und mit Minen antworteten. Erst dann ließ ich von der kriegerischen Unternehmung, immer noch die Brust von einem unendlichen Gefühl geschwellt, weil das Licht mir noch immer leuchtete.
Niemals zuvor oder danach habe ich die Sonne mit solcher Inbrunst gegrüßt wie an dem Morgen, der jener Nacht folgte, die mir um ein Kleines zur ewigen Nacht geworden wäre.

Krieg und Technik

Von Ernst Jünger

Es war zu erwarten, daß im Zeitalter der Technik die Mittel und Methoden der Kriegführung einer schnelleren und gründlicheren Veränderung unterliegen würden, als sie sonst im Wechsel der feindlichen Begegnungen, die zwischen Menschen stattfanden, beobachtet worden ist. Die großen Ereignisse haben bestätigt, daß diese Ahnungen vom Einfluß der Technik auf die kriegerischen Auseinandersetzungen wohl berechtigt waren. Es hat im Laufe des Krieges an Überraschungen nicht gefehlt. Dennoch wohnt den Veränderungen eine gewisse Stetigkeit inne, so daß weit eher von einer Entwicklung als von einer plötzlichen Umwälzung der Kampfart gesprochen werden kann.

Auch im Kriege fließen wie auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit konservative und revolutionäre Strömungen nebeneinander her. Das Geheimnis des Sieges wird gern im Zauber der Waffen gesucht, die ihn errangen, und nach einem gewonnenen Kriege glaubt eine Armee noch lange über das Rezept zu verfügen, das den Erfolg verbürgt. Auf der anderen Seite ist das Experiment in keinem Raum gefährlicher als in dem des Krieges, da hier das Schicksal kräftiger in das Leben einfließt als sonst, und jedem Schritt eine entschiedene und nicht zurückzunehmende Bedeutung verleiht. Dies macht jede Neuerung bedenklich, die sich auf die rein theoretische Erwägung stützt und nicht ihren guten Kern an Erfahrung besitzt.

Daher kommt es, daß die neuen Mittel und Formen nicht mit jener Heftigkeit ins Treffen gebracht werden, die den Reiz von militärischen Utopien ausmacht, wie sie vor und nach dem Weltkriege in großer Anzahl erschienen sind. Eine neue Waffe, eine veränderte Kampfart tritt vielmehr in den meisten Fällen nur allmählich in das Bild des Krieges ein, zögernd und zunächst auf kleine Schauplätze beschränkt.

Dazu kommt, daß der Krieg zu den außergewöhnlichen Zuständen gehört, und daß die Anwendung der Waffen durch lange Zeiträume des Friedens unterbrochen

wird. Zwar machen auch während dieser Zeiträume Rüstung und Übung ihre Fortschritte, aber sie werden nicht durch jene lebendigste Erfahrung, die in den Vorgängen auf dem Schlachtfelde eingeschlossen ist, unterstützt. Wohl stellt die Kriegserfahrung ein Kapital dar, von dem sich in friedlichen Zeiten die Vorstellung des Soldaten über den Krieg ernährt, aber der Wert dieses Kapitals nimmt in demselben Maße ab, in dem der Krieg in die Vergangenheit rückt. Denn das innerste Leben des Krieges wird sehr bald vergessen, und dreißig Jahre Frieden drücken dem Kriege bereits den Stempel des Sagenhaften und Unvorstellbaren auf.

Dennoch findet gleichzeitig ein beständiges Wachstum der kriegerischen Möglichkeiten statt. Denn der Krieg ist nicht ein Zustand, der völlig seinen eigenen Gesetzen unterworfen ist, sondern eine andere Seite des Lebens, die selten an die Oberfläche tritt, aber eng mit ihm verbunden ist. Wie der Krieg nicht einen Teil des Lebens, sondern das Leben in seiner vollen Gewalt zum Ausdruck bringt, so ist dieses Leben selbst im Grunde durchaus kriegerischer Natur. Daher werden die Möglichkeiten des Krieges ununterbrochen vom Frieden genährt, und wie die Zeiten sich wandeln, so wandelt sich auch der Krieg.

Allerdings ist eine gewisse Verzögerung nicht zu verkennen, mit der eine Zeit ihre Mittel zum kriegerischen Ausdruck bringt. So liegt eine Zeitspanne zwischen der Erfindung des Pulvers und der Verwendung von Feuerwaffen, zwischen der Ausnutzung der Dampfkraft und dem Auftauchen der ersten Kriegsschiffe, die durch Maschinen getrieben sind. Der Vorsprung, den die Völker innerhalb dieser Zeitspanne gegeneinander gewinnen, ist meist gering, aber von bedeutsamer Natur.

Das Kapital an Kriegserfahrung, das Deutschland vor dem Weltkriege zur Verfügung stand, entstammte im wesentlichen dem Deutsch-Französischen Krieg. Der Geist einer siegreichen Überlieferung sprach sich in dem großen und berechtigten Vertrauen auf die Stoßkraft aus, das in den Auffassungen über das Schützengefecht, in der Beweglichkeit der Artillerie, in der Stärke der Kavallerie zum Ausdruck kam.

Auf der anderen Seite jedoch hatten die großen technischen Fortschritte, die diesen Zeitraum auszeichnen, auch eine außerordentliche Steigerung der Waffenwirkung hervorgebracht. Die wachsende Kraft, die das Feuer der Bewegung entgegenzusetzen hatte, wurde vor allem in zwei Ereignissen sichtbar, die sich an den Rändern der Zivilisation abspielten, die aber doch eine Ahnung von den veränderten Bedingungen vermittelten, unter denen eine Begegnung zwischen zwei modernen europäischen Heeren stattfinden mußte. So deuteten sich bereits im Burenkriege die Auflösung der kämpfenden Massen und die peinliche Ausnutzung des Geländes an. Die weiten, aus unsichtbaren Feuerstellungen bestrichenen Räume brachten jene eintönige und gefährliche Landschaft hervor, deren

Stimmung man sehr glücklich als die „Menschenleere“ des Schlachtfeldes bezeichnet hat.

Noch eindringlicher traten die Wirkungen der Feuersteigerung im Russisch-Japanischen Kriege hervor. Auf den Kampfplätzen der Mandschurei zeichneten sich bis in die Einzelheiten die Verhältnisse des Stellungskrieges vor, dessen Kennzeichen darin besteht, daß beide Gegner beim Besitz eines Höchstmaßes an Feuer fast bewegungsunfähig sind.

Dieses Mißverhältnis zwischen einer veränderten Waffenwirkung und zwischen Prinzipien der Bewegung, die sich ihr noch nicht angepaßt hatten, geschweige denn ihr überlegen sein konnten, setzt sich im Weltkriege in riesenhaftem Maßstabe fort.

Drei große Abschnitte heben sich in ihm voneinander ab. Im ersten wird die Entscheidung vergeblich durch die Bewegung alten Stils gesucht. Der zweite zeichnet sich durch die absolute Herrschaft des Feuers aus. Im dritten deuten sich Bestrebungen an, die Bewegung durch neue Methoden wieder in Fluß zu bringen.

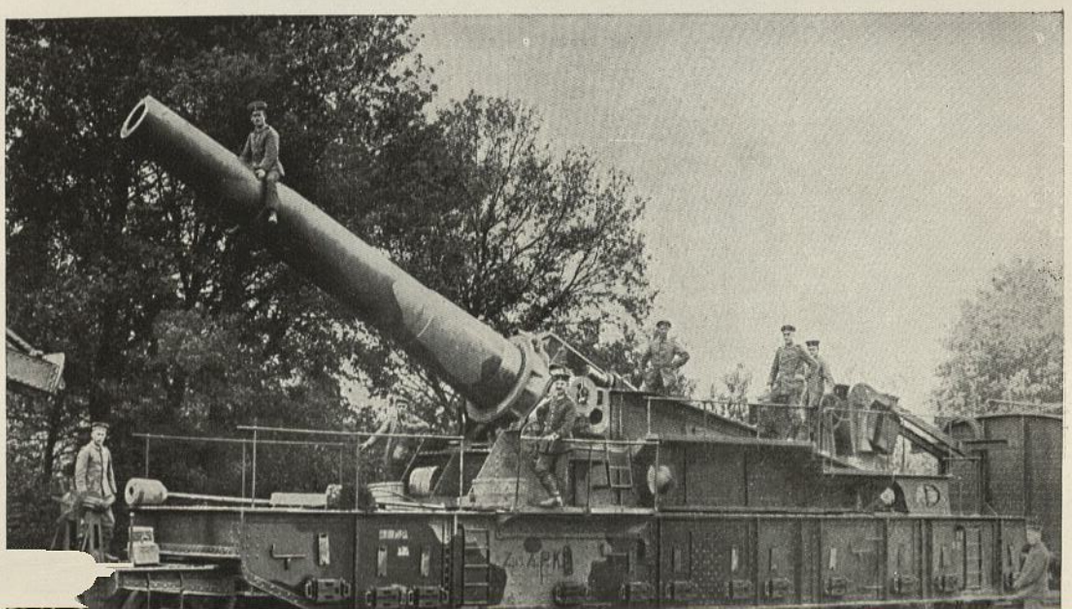
Diese drei Abschnitte folgen nicht zeitlich aufeinander, sie treten vielmehr, obwohl ihrem Sinne nach unterschieden, in mannigfaltigen Schattierungen nebeneinander auf.

So zieht sich der Bewegungskrieg, wie er den Vorstellungen bei Kriegsausbruch entsprach, durch den ganzen Feldzug hindurch. Die Verschiedenartigkeit der Gegenwirkung an den einzelnen Schauplätzen macht es möglich, daß die Fronten immer wieder in Fluß zu bringen sind. In Rußland, auf dem Balkan und selbst in Italien erscheint der Stellungskrieg nur wie eine Pause, die bei genügender Kraft leicht durch einen neuen Vormarsch abgebrochen werden kann. Dort aber, wo der Krieg mit allen Mitteln einer Technik großen Stils ausgetragen wird, auf dem entscheidenden Schauplatz, also an der westlichen Front, wickeln sich die Ereignisse nach strengen Gesetzen ab, und die Phasen der Kriegführung stellen sich in unerbittlicher Folge ein.

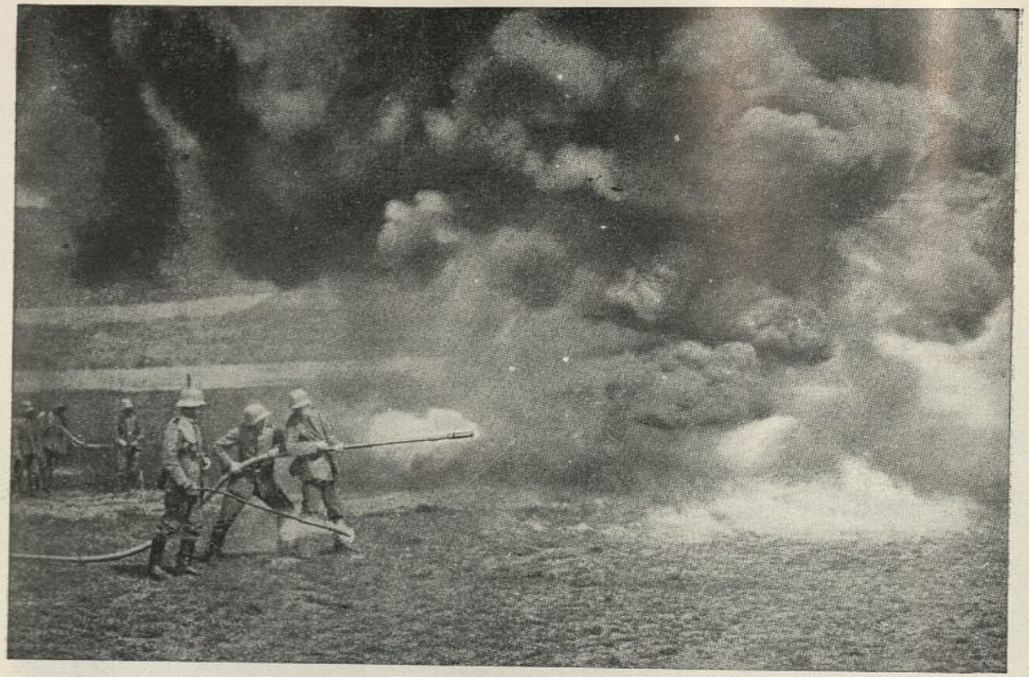
Hier wird der Bewegungskrieg, wie er den überkommenen Begriffen entsprach, schon sehr bald durch die Erstarrung der Fronten abgelöst. Wo die jungen, aus bester Mannschaft gebildeten Kriegsfreiwilligenregimenter wie in Flandern im Feuer der Maschinengewehre zusammenbrechen, und wo die alten, geschulten Truppen bei den Versuchen, an einzelnen Abschnitten der Front wieder in die Tiefe des Raumes vorzustoßen, schon nach wenigen Kilometern wieder an den Boden geheftet werden, da wird offenbar, daß die Schwerfälligkeit, die die Bewegung zu lähmen beginnt, nicht dem Mangel an Geist oder Willen, sondern nur der Begrenzung der Mittel entspringen kann. Nicht nur die deutschen Heere

Ausladen eines schweren Geschützes.

Minenwerfer in Stellung.

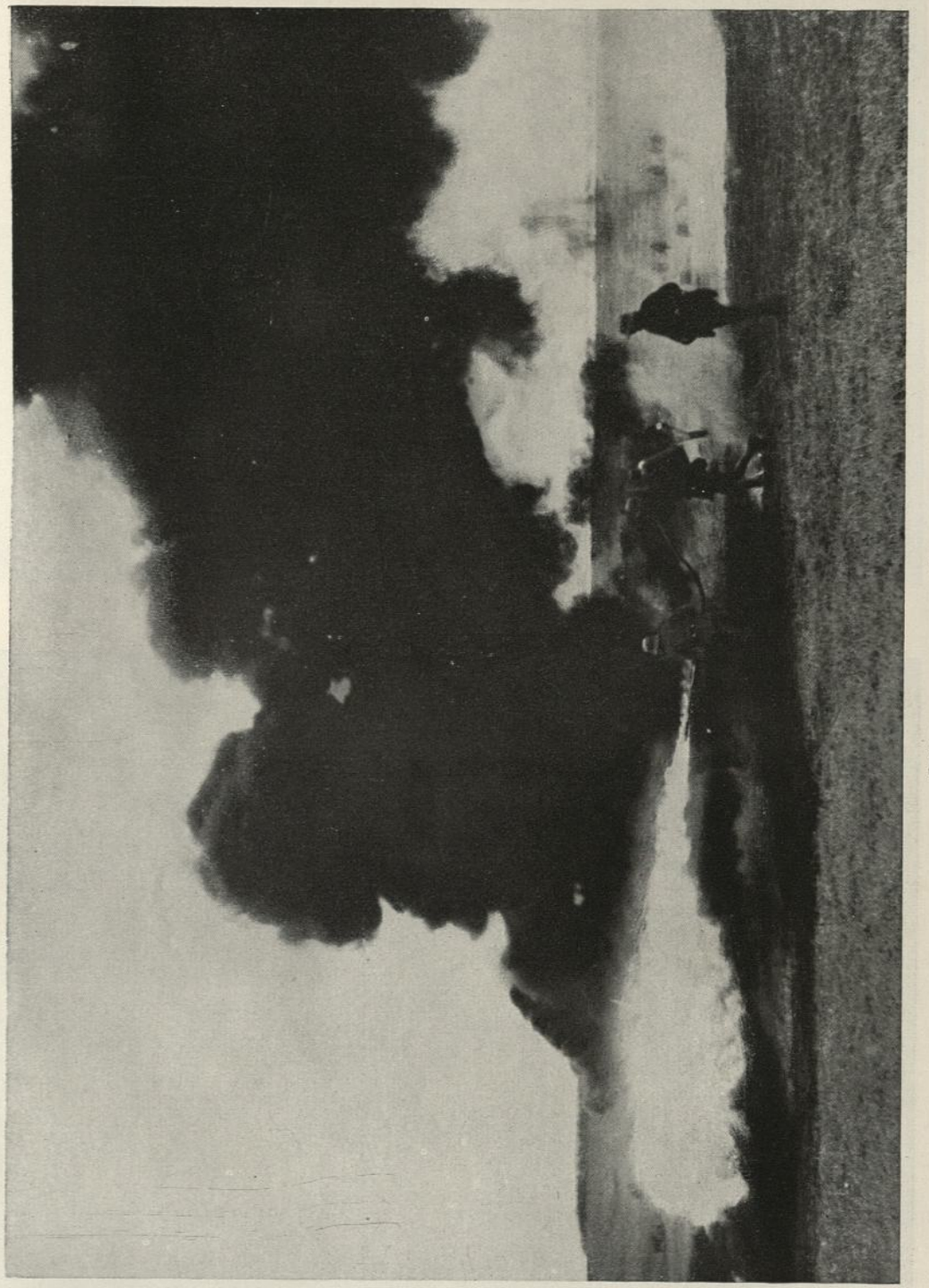


Panorama des Kampffeldes bei Görz.



Flammenwerfer in Tätigkeit.

Ein Scheinwerfer bei Nacht.



Flammenwerfer.

Angeschwemmte russische Mine.

Leuchtraketen während eines Nachtgefechtes.

unterliegen diesem Bann — auch der französische Elan, die englische Kaltblütigkeit vermögen nicht mehr jene Zonen zu überwinden, die sich ihnen immer dichter, immer tödlicher entgegenstellen.

Nun beginnt der Stellungskrieg, in dem sich die wachsende Schwere, die sich des Krieges bemächtigt, dadurch andeutet, daß in den Heeresberichten durch Jahre hindurch immer wieder die Namen derselben Ortschaften, derselben Waldstücke, derselben Wasserläufe auftauchen als ein Zeichen dafür, daß für alle Teile der Gewinn im gleichen Maße zusammenschrumpft, in dem der Verlust härter wird. Die Schwerkraft des feurigen Raumes wird so bedeutend, daß die letzte Anstrengung großer Reiche sich in der Eroberung verwüsteter Landfetzen, zerschlagener Waldstücke und vernichteter Dörfer erschöpft.

Die lebendigen Kräfte der großen Armeen, die die Staaten in Bereitschaft hielten, sind zwar noch längst nicht verbraucht, im Gegenteil, sie vervielfältigen sich, aber sie gleichen einem Gewicht, das durch ein Gegengewicht in der Schwebe gehalten wird.

Das Zünglein an der Waage ist das Niemandsland, ein schmaler Erdstrich, oft weniger als hundert Meter breit, der aber dennoch immer unüberschreitbarer wird. Und wo es den in feld- oder erdfarbene Monturen gekleideten Angreifern gelingt, ihn nach immer sorgfältigeren und allen Gesetzen der kriegerischen Ökonomie Hohn sprechenden Vorbereitungen zu überwinden, da öffnet sich vor ihnen die Tiefe des feindlichen Raumes, ein Medium von elastischer Zähigkeit, das jeden Schritt mit bleiernen Gewichten beschwert. Schon nach Stunden, spätestens nach Tagen, liegt jener einsame, mit Drähten verspannte Streifen wieder vor ihrem Blick — die Waage zittert für immer kürzere Zeit, ihre Ausschläge verlieren immer mehr an entscheidender Bedeutung, mit welcher Last man ihre Schalen auch beladen mag.

Die Gewichte, deren man sich bedient, sind die Materialmassen, die der technische Arbeitsgang der großen Industriestaaten in immer angespannterer Anstrengung fabriziert. Der Sinn der Strategie scheint billiger geworden zu sein; man will den Gegner erdrücken, wenn man ihn nicht mehr im offenen Felde schlagen kann. Auf diese Weise entsteht das Bild der Materialschlacht, das Bild einer ungeheuren Entfaltung von technischen Energien, deren Wirkung jedoch über den taktischen Erfolg nicht hinauszugreifen vermag. Die Steigerung des Feuers nimmt in diesen Schlachten nie geahnte Ausmaße an. Die Artillerien schwellen zu Belagerungsparks, deren Geschütze an Zahl und Schwere ununterbrochen wachsen, und deren Wirkung sich nicht nur durch den vermehrten Munitionsverbrauch steigert, sondern auch dadurch, daß sie auf ruhende, begrenzte und bekannte Ziele gerichtet ist. So entstehen die neuartigen Begriffe des Sperrfeuers, des Vernichtungsfeuers, des Trommelfeuers. Durch die Verwendung von Gasen wird die Dichte

des Feuers noch vermehrt, denn das Gas dringt selbst in die toten Winkel ein, die dem Beschuß durch Metalle nicht erreichbar sind. Im gleichen Verhältnis vermehrt sich die Feuerkraft der Infanterie. Auch sie vermag in steigendem Maße artilleristische Wirkung zu entfalten; Handgranaten, Infanteriegeschütze, Minenwerfer, Granatwerfer, Grabenmörser tauchen auf. Die rein infanteristische Feuerwirkung wird nicht nur durch die Vervielfachung der Maschinengewehrkompanien, sondern auch durch die Ausrüstung selbst der Infanteriegruppen mit leichten Maschinengewehren und später mit Maschinenpistolen verstärkt. Dagegen verliert die dritte Hauptwaffe, die Kavallerie, die klassische Waffe des Vormarsches und der Verfolgung, an Bedeutung; sie tritt in die Aufgaben anderer Waffengattungen ein, oder sie sucht Schauplätze zweiten Ranges auf. In der Tatsache, daß zahlreiche Kavallerieoffiziere zur Fliegertruppe übertreten, deutet sich an, wie der Drang nach Bewegung sich neuer, der Zeit gemäßer Mittel zu bemächtigen sucht.

Es dauert lange, ehe man das Rechenexempel, Materialmassen gegeneinander aufzusummen, als unauflösbar erkennt. Die Jahre 1915, 1916 und 1917 sind mit immer kostspieligeren Versuchen dieser Art gefüllt. Die Arbeit der Industrien läuft letzten Endes darauf hinaus, an der Front Feuer und immer dichteres Feuer zu erzeugen. Freilich scheint in diesem Abschnitt das Maß der Bewegung vom Maße des Feuers abhängig zu sein. Wo Truppen vorgehen, gehen sie unter feurigen Helmen vor, aus deren Schutz sie ebensowenig heraustreten können, wie der Taucher seine Rüstung im Element eines tödlichen Druckes verlassen kann. Wo dies dennoch erzwungen werden soll, finden Katastrophen statt. So bringt die Offensive des Generals Nivelle, die dem Willen zur Bewegung um jeden Preis entspringt, die französische Armee an den Rand des Untergangs. Die großen Schlachten bei Verdun, an der Somme und in Flandern fallen nach spärlichen Anfangserfolgen, nach schmalen Einbrüchen, nach Ausbeulungen, nach der Eroberung einiger Forts, nach einem langsamen und opferreichen Vorwärtsfressen der Front, der Ermattung anheim. Die Bewegung sucht immer näherliegende Ziele, Dorfränder, Grabenstücke und vereinzelte Geländepunkte auf, sie findet nach immer längeren Pausen statt, sie wird gleichsam durch Feuer chloroformiert. Denn das Feuer hat die Eigenschaft, daß es die Verteidigung in weit höherem Maße als den Angriff unterstützt. So lassen wenige Maschinengewehre in einer von Verteidigern fast entblößten Zone Angriffe zusammenbrechen, die durch tausend Geschütze vorbereitet sind.

Es entsteht im Anschluß an die Versuche, hinter „Feuerwalzen" über die ausgebauten Stellungen hinweg das offene Feld, den Schauplatz einer freieren Bewegung zu erreichen, das Bild einer ebenso eintönigen wie seltsamen Schlacht, in der von den beiden Elementen des Kampfes nur noch das Feuer übriggeblieben ist. Man hat darauf verzichtet, zu marschieren, man „schießt den Gegner aus der

Stellung heraus". Dieser Aufgabe dienen die technischen Mittel in ihrer Eigenart und in ihrem Zusammenspiel. Die Infanterie ist in diesem Stadium eine Art von Exekutionsorgan der Artillerie. In den großen Parolen deutet sich an, daß der Glaube an eine strategische Beendigung des Krieges verlorengegangen ist. Man geht dazu über, die Streckung des Krieges in ein System zu bringen. Man muß „durchhalten", den Gegner zum Weißbluten bringen, ihn in den Bezirken seines Willens schwächen, indem man ihn auszuhungern oder den Verbrauch seiner moralischen Reserven zu beschleunigen sucht.

Gedanken, die in den Augenblicken der Aktion, unter dem Zwange des Handelns außerordentlich schwierig zu fassen sind, scheinen nach dem Ablauf der Ereignisse die nächstliegenden zu sein. So berührt es heute absurd, daß der kriegerische Wille den Besitz eines riesenhaften technischen Apparates fast ausschließlich dazu verwendet, das Feuer zu steigern, während die Bewegung im Gefecht noch im Großen und Ganzen von der primitivsten Energie, der Muskelkraft von Menschen und Pferden erwartet wird. Freilich ist dies nicht in allen Elementen, die der Mensch sich zur Fortbewegung dienstbar gemacht hat, der Fall. So werden im Luftmeer die Waffen von Maschinen getragen, die innerhalb von Stunden die feindlichen Hauptstädte zu erreichen imstande sind. Aber noch sind diese Maschinen, wie schnell sie auch der Geist im Laufe des Krieges entwickelt, in ihrer Masse nicht zahlreich, in ihren Typen nicht gewaltig genug, um von sich aus entscheidend zu sein.

Man kann mit ihnen beobachten, beunruhigen, immer empfindlichere Zerstörungen anrichten — aber der Wert dieser Vorgänge ist taktischer Natur, während eine Luftstrategie noch nicht geboren ist. Noch ist es nicht möglich, den großen Krieg, der unten in der Erstarrung liegt, zu befreien, indem man ihn in die Luft erhebt. Der Luftangriff ist noch kein Mittel, mit dem man den Frieden erzwingen kann.

Ebenso wird die Bewegung zur See schon seit langem durch Maschinen hervorgebracht. Wenn die großen Flotten auch lange Zeit vor Anker liegen, so lautet doch die Fragestellung nicht, ob sie sich bewegen können oder nicht, sondern, ob sie sich bewegen *sollen* oder nicht. Ihre Bewegung ist eine Frage des Willens, nicht der Möglichkeit. Ihre Bewegungslosigkeit berührt daher auch in besonderem Maße die kriegerische Moral, bei der der Verstoß gegen den Willen wie auf keinem anderen Gebiete menschlicher Bestrebungen mit dem Verstoß gegen den Geist zusammenfällt.

Daß die bewegliche Kriegsmaschine erst verhältnismäßig spät auch auf dem festen Lande, dem ältesten Element des Kampfes, erscheint, hängt mit einem jener Denkfehler zusammen, die der menschlichen Geschichte eigentümlich sind. Denn es ist ebenso gewiß ein Denkfehler, die Produktion von Feuer durch vermehrte Pro-

duktion von Feuer überbieten zu wollen, wie es im geschäftlichen Leben ein Fehler ist, sich von einem rein auf den Preis gerichteten Konkurrenzkampf Erfolg zu versprechen.

Wo die Preise ihre Grenze erreichen, wechselt die Konkurrenz auf das Gebiet der Qualität. So mußten auch, nachdem die Herstellung von Feuer durch Maschinen ihre letzte Möglichkeit erreicht hatte, Maschinen zur Herstellung von Bewegung erfunden werden. Über derartige, von Schienensträngen unabhängige Maschinen verfügte die menschliche Intelligenz seit geraumer Zeit — es galt nur, ihnen für den Kampf ihre spezielle Form zu geben.

Die Sonne sieht nichts Neues — ein Akt, wie er dem ersten Anrollen von Tanks in der Materialschlacht entspricht, hat sich schon vielfach vollzogen, solange es Kriege gibt. Der Versuch, feste, im Laufe der Zeit erprobte und erstarrte Aufstellungen mit neuen Mitteln zu durchbrechen, mit Pferden, Panzern, Kriegswagen, Elefanten, keilförmigen Kolonnen, wird hier im Zeitalter der Maschine mit maschinellen Mitteln wiederholt. Er kann an den strategischen Gesetzen, die gleichsam die kriegerischen Anschauungsformen a priori sind, nichts ändern, aber er entspringt dem Willen, diesen Gesetzen eine neue, der Zeit entsprechende Exekutive zur Verfügung zu stellen. Daher ist der Augenblick, in dem die ersten durch Motoren getriebenen Panzerwagen vor den deutschen Stellungen an der Somme auftauchen, ein kriegsgeschichtlicher Moment von hohem Rang. Noch gleichen diese Fahrzeuge einem Kinderspielzeug, das leicht zerbricht — aber die Geschichte der Erfindungen ist reich an Spielzeugen dieser Art.

Auch vom Tank läßt sich nicht sagen, daß er sich zu einer Waffe entwickelte, die den Krieg entschied. Seine Wirkung kam nicht zur vollen Entfaltung, und so deutete sich in seinem Bereich der tödliche Wettbewerb zwischen der Menschenkraft und der Maschinenkraft mehr an, als daß er zum Austrag kam — jener Wettbewerb, bei dem die Maschine noch auf allen Gebieten, auf denen sie auftauchte, den längsten Atem behielt.

Ebensowenig wie der Tank seine technische Vollendung in einer sehr kurzen Zeitspanne erreichen konnte, hat sich die Art seiner Verwendung und die Begrenzung seiner Aufgaben bestimmt. Der Tank ist nur ein Mittel, nur eines der Mittel des Kampfes im technischen Raum, dessen Gesetze er nicht bestimmt, sondern vollzieht, und denen er seine Entstehung verdankt. Er ist ein Ausdrucksmittel einer neuen kriegerischen Epoche, ebenso wie die Maschine selbst nicht den Beginn, sondern den Ausdruck einer neuen Epoche des Geistes repräsentiert. Daher schafft der Tank nicht das Bild der technischen Schlacht, sondern er ist eine Erscheinung, die in ihren Rahmen gehört. Wie dieser Rahmen durch die Wirksamkeit eines neuen Denkens entsteht, ist eben so schwer zu beschreiben, wie die Entstehung einer modernen Großstadt zu beschreiben ist. Die Schlacht bedient sich nicht nur in

steigendem Maße der Maschine, sondern sie wird auch als Ganzes von dem Geiste durchsetzt, der die Maschinen schafft. Dieser Geist kommt im Kleinen bereits im Stoßtrupp zum Ausdruck, in dieser wunderlichen Akkordarbeit des menschlichen Angriffs, und sie deutet sich im Großen in der deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 an, die weniger durch ihre Mittel als durch ihre unerbittliche Präzision bedeutend ist — durch den motorischen Vorgang, in dem sich der sehr abstrakt gewordene Feldherrnwille zum Ausdruck bringt.

Unter diesem Winkel gesehen, erscheint der Weltkrieg als ein riesenhaftes Fragment, zu dem jeder der großen Industriestaaten seinen Beitrag lieferte. Sein fragmentarischer Charakter beruht darin, daß die Technik wohl die überlieferten Formen des Krieges zerstören konnte, daß sie jedoch aus sich selbst heraus ein neues Bild des Krieges nur andeuten, nicht aber verwirklichen konnte. In diesem Vorgang spiegelt der Weltkrieg unser Leben überhaupt — auch hier vermochte der Geist, der hinter der Technik steht, die alten Bindungen zu zerstören, während er im Aufbau einer neuen, aus eigenen Mitteln lebenden Ordnung das Stadium des Experiments noch nicht verlassen hat.

Das große Bild des Krieges

Von Ernst Jünger

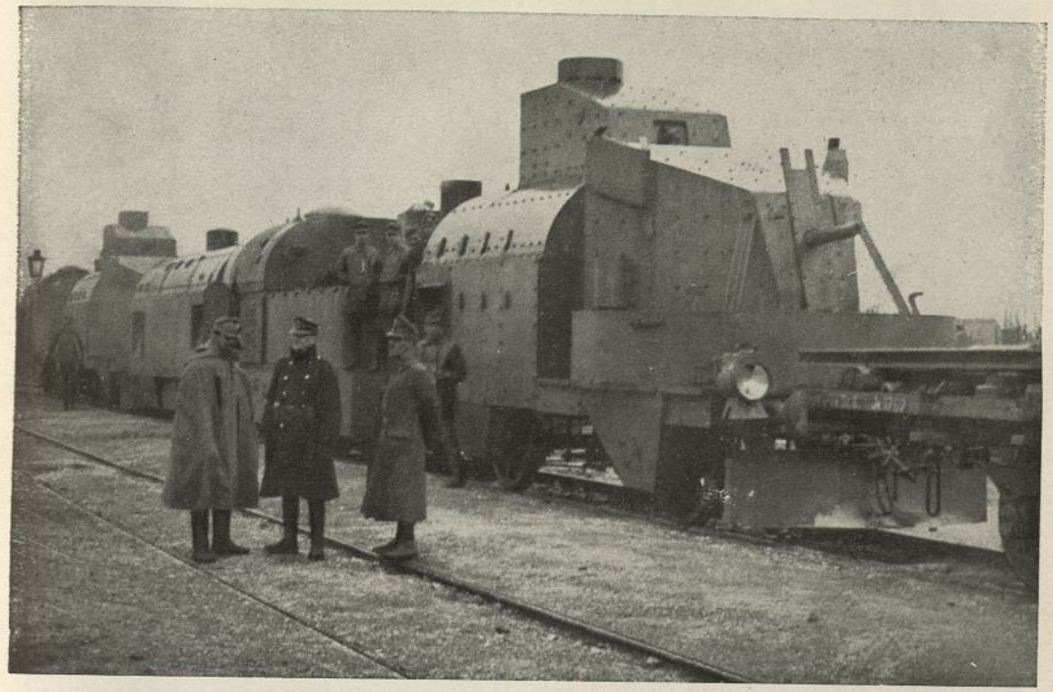
Die einzelnen Bilder, aus denen der Krieg sich zusammensetzt, tragen zum Verständnis des Gesamtbildes des Krieges bei; sie können andererseits nur gewertet und eingeordnet werden aus diesem Gesamtbilde heraus. Es ist jedoch besonders deshalb sehr schwierig, einen klaren Überblick über die Erscheinung des Weltkrieges zu gewinnen, weil erst eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne uns von dem großen Ereignis trennt. Die ungeheuren und mannigfaltigen Formen sind uns noch zu nahe, als daß der Blick sie in einen Rahmen zusammenzufassen vermöchte.
Dennoch lassen sich bereits zahlreiche Beobachtungen in Verbindung bringen, in denen die Eigenart dieses Krieges zum Ausdruck kommt —, jenes besondere Siegel, das das zwanzigste Jahrhundert auf seine Gestaltungen preßt. Denn dieser Krieg ist unverkennbar und nicht nur im rein zeitlichen Sinne durch die Spuren des zwanzigsten Jahrhunderts gezeichnet, obwohl in ihm zugleich eine letzte und furchtbare Anstrengung des neunzehnten Jahrhunderts sich vollzieht. Wie die alten Formen durch neue abgelöst werden, ist vielleicht nirgends besser zu beobachten, als an den Erscheinungen des Krieges —, allerdings tritt der verborgene Sinn dieser Veränderung erst für das rückschauende Auge hervor. Der Lärm der Kanonen und der blutige Schein des Feuers verdeckten vieles von dem, was an entscheidenden Verwandlungen geschah.
Und doch läßt sich sagen, daß, wenn in unserer Zeit sich eine bedeutende Revolution vollzog, sie den wirksamsten Teil ihrer Leistung unter der Oberfläche des Krieges selbst entwickelte. Gern erblickt man in den Heeren die festesten und reaktionärsten Gebilde einer Kultur, aber gerade sie sind Instrumente von großer Empfindlichkeit, sie sind die Erdbebenmesser der innersten und verborgensten Machtverhältnisse, und eine verlorene Schlacht ist eine revolutionäre Tatsache von höchstem Rang.
Die Heere, die am Tage der Mobilmachung in Marsch gesetzt wurden, waren noch Heere des neunzehnten Jahrhunderts, Heere der bürgerlichen Welt, deren

Kampfkraft bei kriegerischen Auseinandersetzungen auf das System der allgemeinen Wehrpflicht gegründet war. Dieses System war revolutionären Ursprungs. Auf die Mobilisation der Volkskraft durch die allgemeine Wehrpflicht gestützt, hatte das Bürgertum seine neuen Wertungen gegen die Ordnung des absoluten Staates verteidigt; in einer Reihe von Kriegen wurde unwiderleglich bewiesen, daß das Volksheer den Prinzipien der Zeit enger verbunden war und daher auch die militärische Überlegenheit besaß. Dies lehrten die kriegerischen Lektionen, die dem verbündeten Europa durch die erste Republik und durch Napoleon auf hundert Schlachtfeldern erteilt wurden. Europa konnte erst bei Leipzig und Waterloo diese Lektionen zurückgeben, nachdem es in seinen besten soldatischen Geistern, wie in Scharnhorst, lange genug zur Schule gegangen war.
Das neunzehnte Jahrhundert bildete dann die Heere der allgemeinen Wehrpflicht zu hoher Vollkommenheit aus. Der Weltkrieg, in dem dieses Jahrhundert seine letzten kriegerischen Konsequenzen zog, setzte Volksheere in Bewegung, in denen die letzten Möglichkeiten des menschlichen Organisationstalentes zum Ausdruck gekommen zu sein schienen. Dennoch zeigte sich im Verlauf dieses Krieges, daß weit umfassendere Reserven in Anspruch genommen werden mußten als jene, die im Begriff der allgemeinen Wehrpflicht enthalten sind.
Diese Reserven konnten dem Bestande der bürgerlichen Welt, deren letzter Vorrat an Substanz im Feuer des Krieges verbrannte, nicht entnommen werden. Sie aufzuschließen und dem Schicksal dienstbar zu machen, war die Aufgabe eines neuen, von der historischen Verantwortung noch unberührten Standes, der im Weltkrieg zum ersten Male entscheidend in die Schranken der Geschichte trat. Es war dies der vierte Stand, der Stand der Arbeiter, und seine Aufgabe deutet sich, kriegerisch gesehen, dadurch an, daß die Heere der Bürger durch die Heere der Arbeiter abgelöst wurden, ganz ähnlich, wie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Heere der Könige durch die Heere der Bürger abgelöst worden waren.
Dieser Vorgang wird vielfach überdeckt und verschleiert durch die Tatsache, daß die Führung des Krieges und seine oberflächlichen Formen, vor allem aber die sogenannten Kriegsziele noch dem Bestande der bürgerlichen Welt angehörten. Dennoch liegt in ihm der Schlüssel zum Verständnis des großen Ereignisses überhaupt. So beruht der Verlust des Krieges durch Deutschland darin, daß es diesem Lande nicht gelang, die gewaltige Energie des vierten Standes bis zu dem Grade zu mobilisieren, der erforderlich war. Der Rahmen der getroffenen Maßnahmen war nicht weit genug gespannt, um die Volkskraft in ihrem vollen Umfange in sich aufzunehmen und sie widerspruchslos zum kriegerischen Ausdruck zu bringen.
Um dies auch rein äußerlich zu begreifen, muß man sich das eigenartige Verhältnis vergegenwärtigen, das unser Jahrhundert zur Arbeitsenergie besitzt. Das Maß an Macht und damit auch der Umfang der Rüstungen hängt von dem Vorrat

an Energie ab, den ein Volk zu entfalten vermag. Dies gilt wie für alle Zeiten so auch für die unsere —, das besondere Kennzeichen unserer Zeit jedoch ist die Möglichkeit, die Grundkraft sehr schnell und in sehr verschiedenartigen Leistungen zur Wirkung zu bringen. Ein Ausdruck dieser Möglichkeit ist die Fähigkeit, sehr schnell die Waffen zu wechseln, eine Fähigkeit, die in diesem Maße noch in keinem anderen Kriege der Geschichte beobachtet werden konnte. Nicht nur haben sich im Verlauf des Weltkrieges die bereits vorhandenen Waffen in einer Weise entwickelt, die nicht vorauszusehen war, so die Artillerie, die Flugzeuge und die Unterseeboote, sondern es traten auch ganz neue und eigenartige Kampfmittel in Erscheinung, so die Tanks und die Giftgase, Waffen, die bereits nach wenigen Monaten ihrer Anwendung einen hohen Grad der Ausbildung erreichten. Dieses Beispiel lehrt, daß sich der Begriff der Rüstung in entscheidender Weise geändert hat. Die rein militärische Rüstung stützt sich in weit höherem Maße als je zuvor auf die allgemeine Arbeitsbereitschaft, die ihr in ununterbrochenem Strome die Kräfte zuführt, die zum Kampf erforderlich sind.

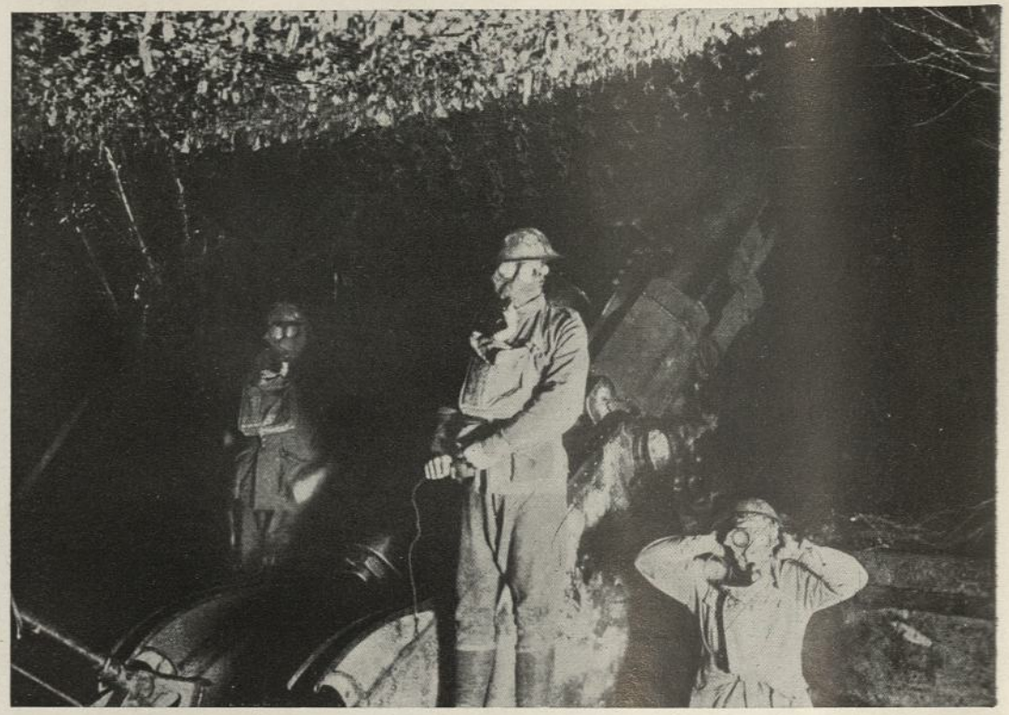
Diese Entwicklung deutet sich, wie gesagt, bereits im Verlaufe des letzten Krieges an. Gegen Ende des Weltkrieges mündet die rein militärische Auseinandersetzung in den Rahmen eines gigantischen Arbeitsvorganges ein. Nicht nur die Schlachtfelder beginnen, mächtigen vulkanischen Werkstätten ähnlich zu werden, sondern auch in den Ländern selbst geschieht in einer gewissen Umkehrung dieses Vorganges keine Bewegung mehr, der nicht ein kriegerischer Wert innewohnt. Der Krieg verwandelt sich in eine ungeheure Arbeitsleistung, deren Getriebe auch das Dasein des letzten Arbeiters und der letzten Arbeiterin in Anspruch nimmt. Neben den bewaffneten Heeren entstehen die modernen Armeen der Landwirtschaft, der Ernährung, des Verkehrs, der Propaganda, der Wissenschaft, der Industrie; aus ihrer nach soldatischen Grundsätzen aufgebauten Zusammenarbeit wächst das Bild eines neuen Krieges auf, eines Arbeitskrieges, der den Lebensraum der kämpfenden Völker lückenlos und pausenlos erfüllt.

Eine Entfesselung der Kraft in solchem Umfange hatte der menschliche Verstand zu Beginn des Weltkrieges noch nicht vorgesehen. So kam es, daß der Arbeitskrieg nicht durch die Maßnahme eingeleitet wurde, mit der er seinem Wesen nach hätte beginnen müssen, nämlich durch die Arbeitsmobilmachung. Diese Mobilmachung hätte allerdings einer stärkeren Einwirkung des vierten Standes auf die Geschicke des Landes als ihrer Voraussetzung bedurft, denn nur solche Kräfte lassen sich wirklich mobilisieren, bei denen eine innere Bereitschaft zur Mobilmachung vorhanden ist. So aber griff die Mobilmachung erst im Verlauf des Krieges aus dem rein militärischen Raum auf Gebiete über, die ihr zunächst sehr fernzuliegen schienen. Die lückenlose Einheit des Krieges machte sich jedoch als Tatsache schneller fühlbar als die Einheit der Kriegführung. Hieraus ergaben sich, wie es uns Deutschen zur Genüge bekannt ist, mannigfaltige Zwiespältigkeiten



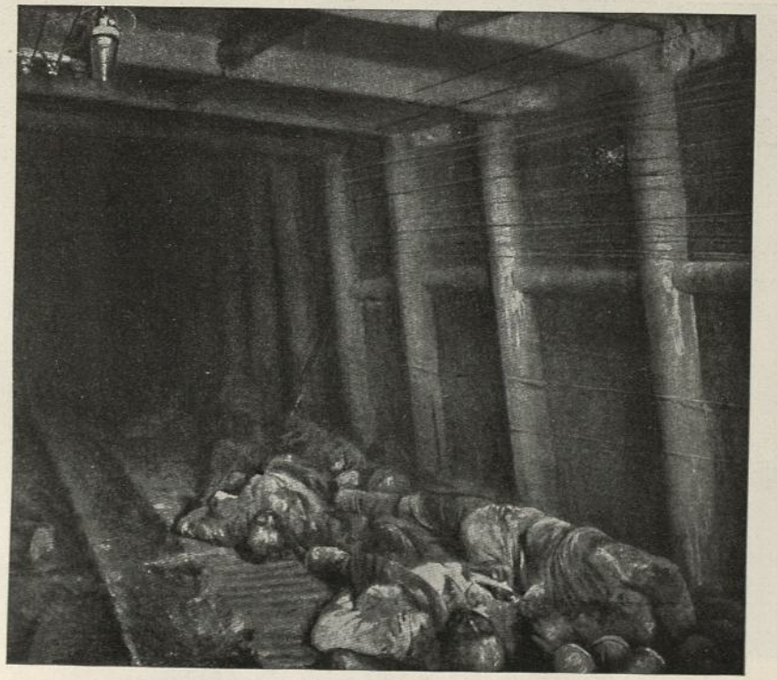
Österreichisch-ungarischer Panzerzug.

Panzerzüge sind die Vorläufer der Tanks, von denen sie sich dadurch unterscheiden, daß sie an Schienen gebunden sind. Sie kommen daher im allgemeinen nur für den Einsatz bei noch flüssigen und lockeren Kampfhandlungen in Betracht.



Vollständig verdeckter schwerer englischer Mörser feuert gegen die deutschen Stellungen. Die Bedienungsmannschaft ist mit Gasschutz versehen. Auf der oberen Seite des Bildes ist das zur Tarnung über das Geschütz gezogene Netz zu sehen.

Engländer mit der Leitungsschnur in der Hand erwarten den Befehl zum Abfeuern einer großen Bombe aus einer Mörserkanone.

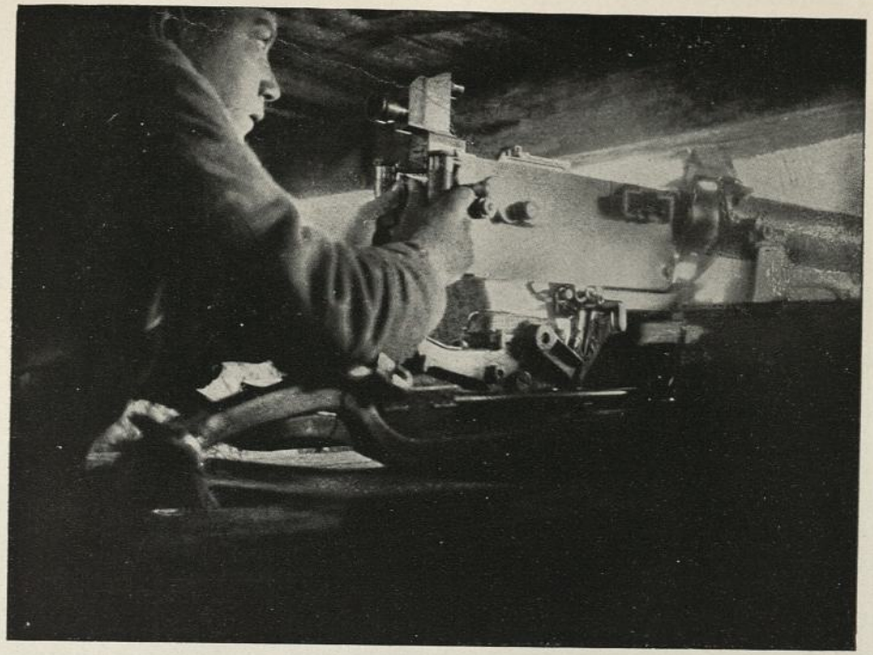


Ein Minengang auf der Höhe Toter Mann.

Ein Handgranatenwerfer.

Die Gewehrgranate.

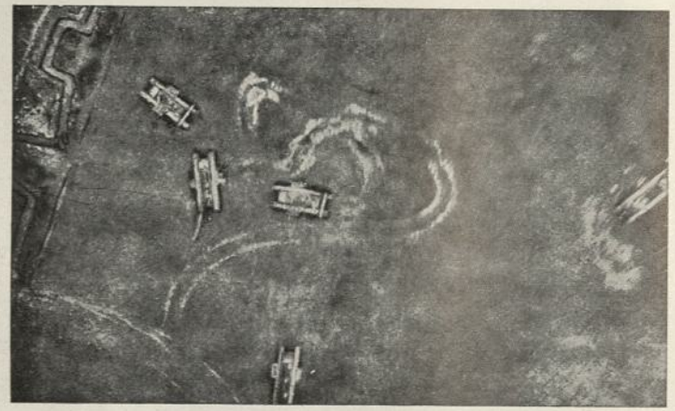
Ausräuchern und Abfangen eines Räubers.



Am Maschinengewehr.

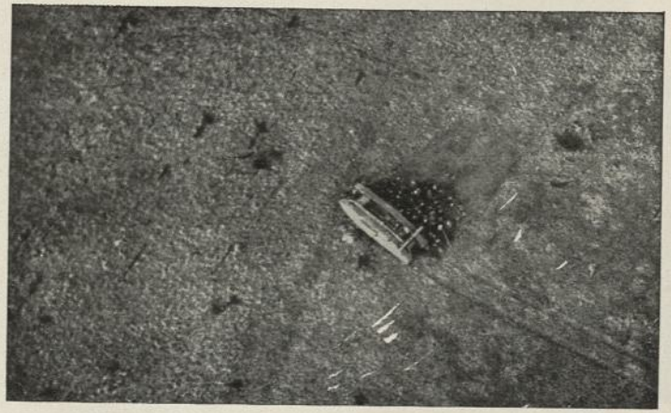
Granatloch im Schlosse von Radlow.

Steckengebliebener englischer Tank bei Massières.



Fünf vorgehende englische Tanks.

Vollkommen zerstörter englischer Tank.



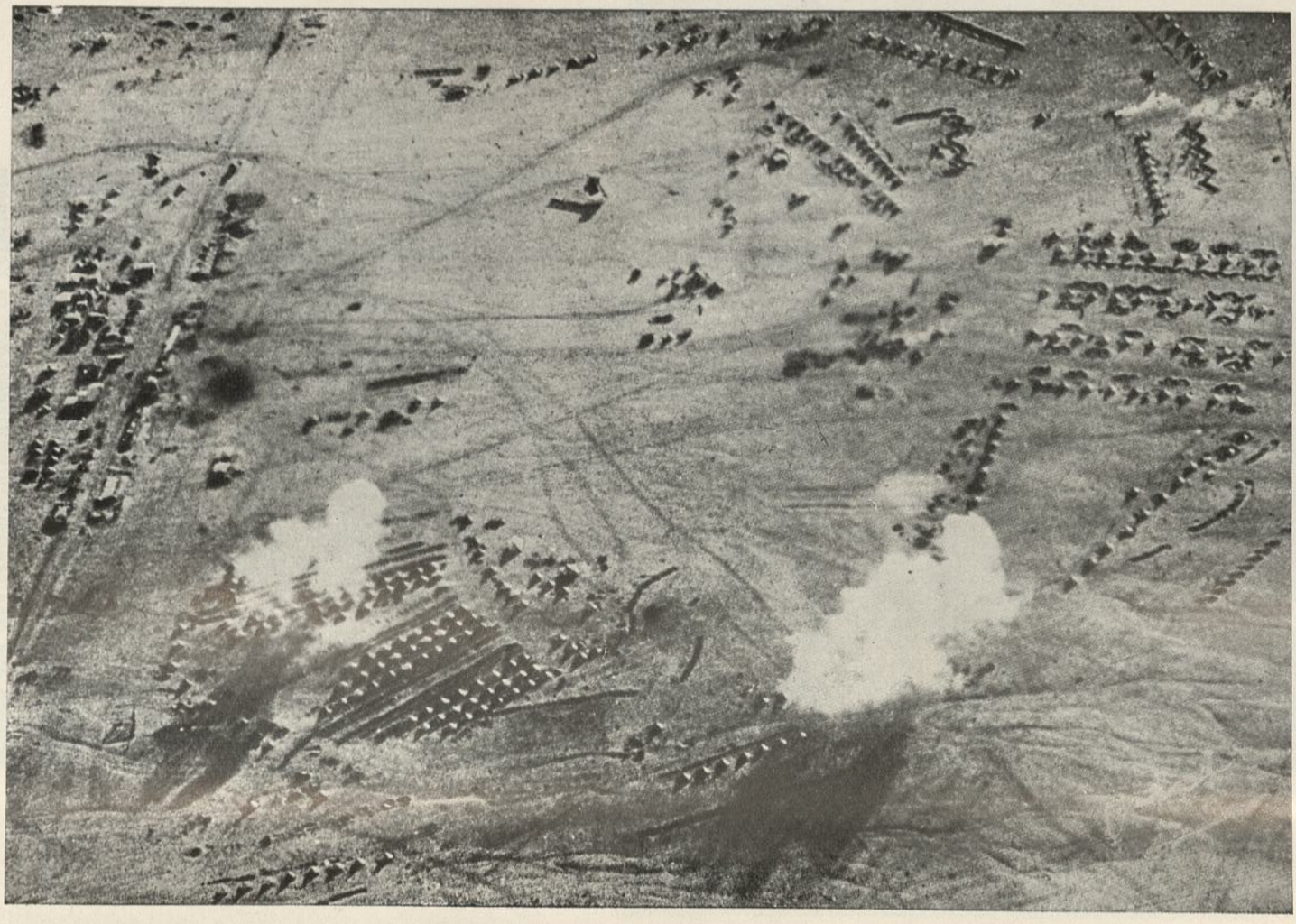
Zerschossener englischer Tank, hinter dem englische Infanterie Deckung sucht.

Französische Tanks beim Angriff.

Zusammengeschossene Tanks.

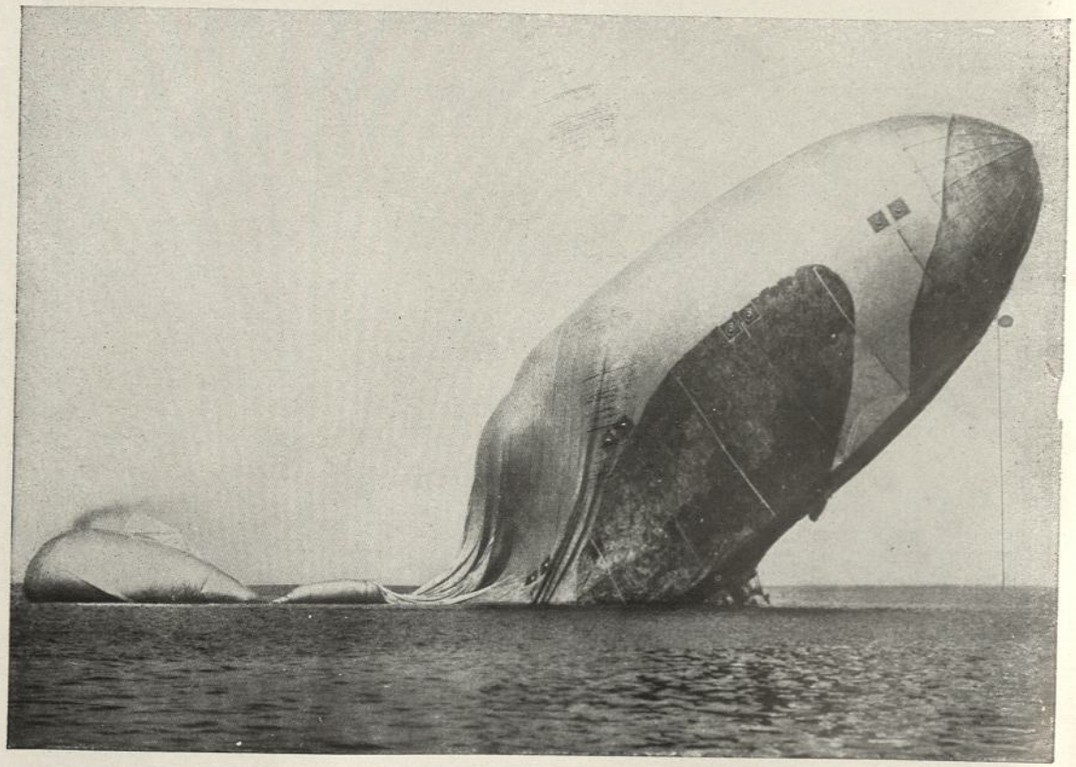
Ein deutscher Flieger bewirft einen französischen Munitionszug mit Bomben.

Sieben auf eine deutsche Munitionsfabrik in Lothringen fallende Fliegerbomben.



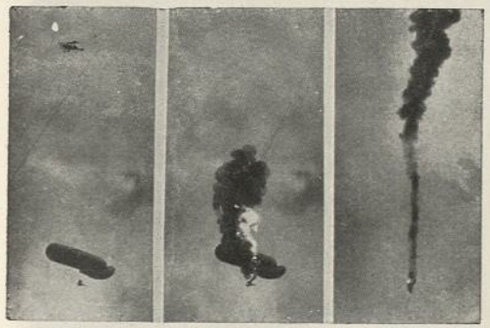
Deutscher Fliegerangriff auf ein englisches Lager.

„Zunehmende Bewölkung!" — Beschießung eines deutschen Fliegers bei Dünaburg.

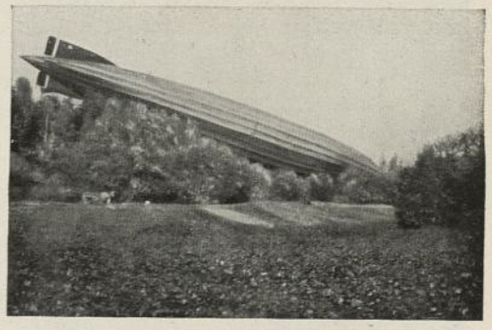


Das am 6. August 1915 bei Pola heruntergeschossene italienische Luftschiff „Citta di Jesi".

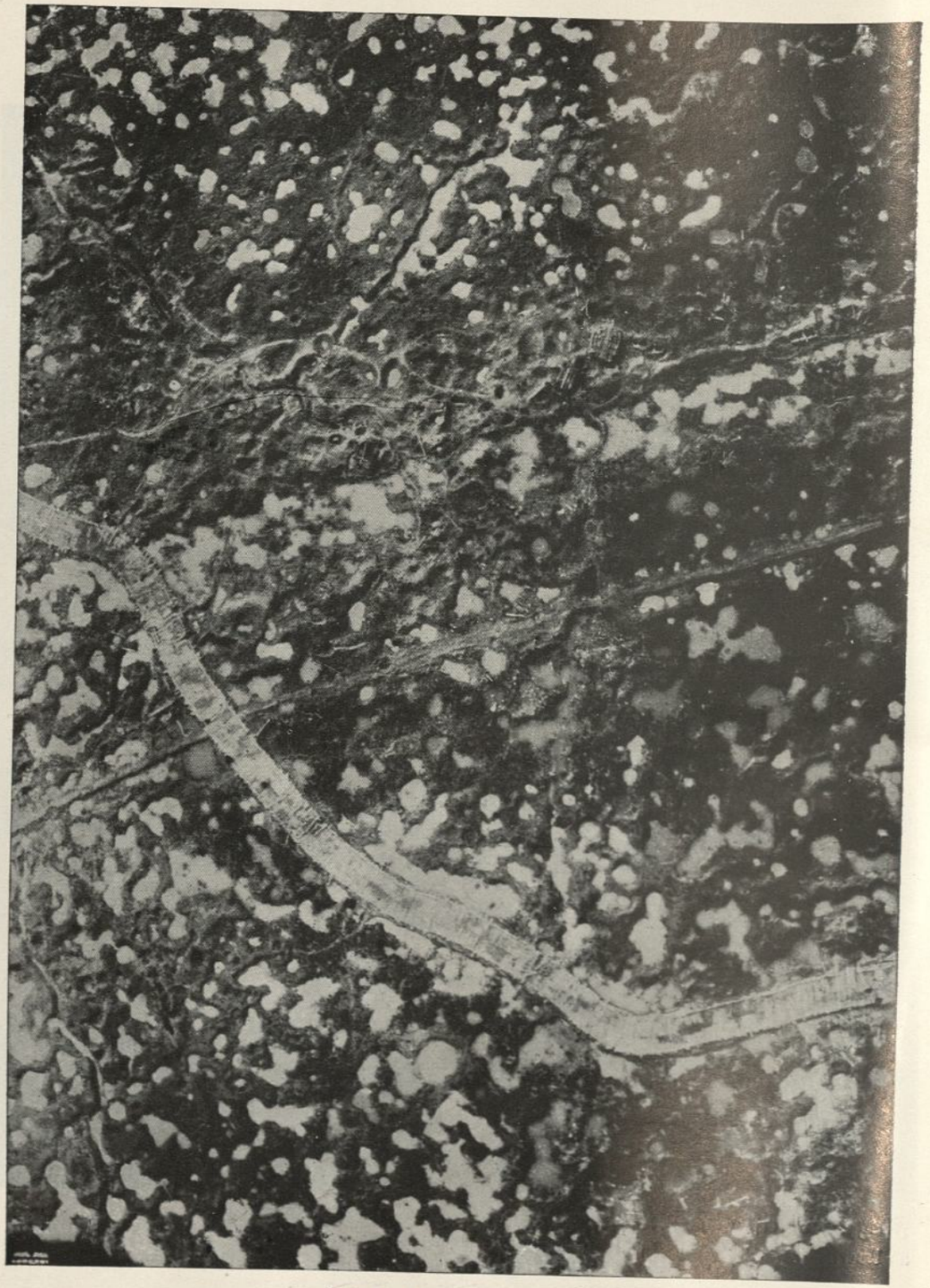
Polnisches Dorf, vom Flugzeug aufgenommen: × = Schützengräben.



Flugzeugangriff auf einen Fesselballon.
a) Überfliegen. b) Getroffen. c) Absturz.



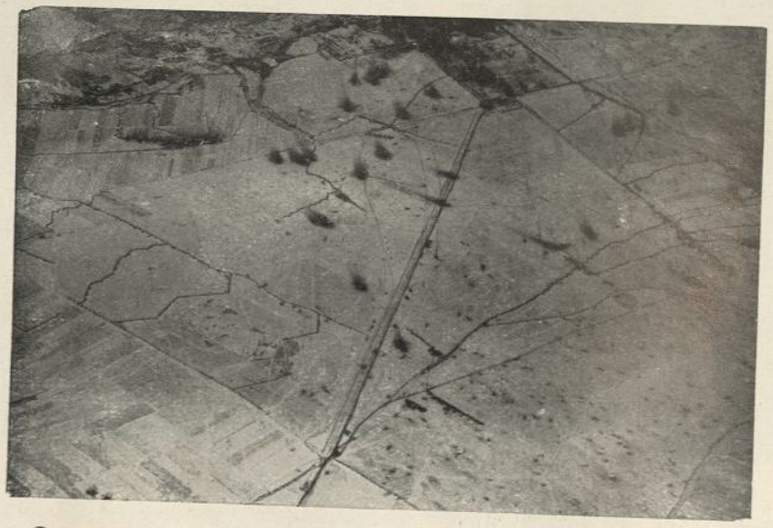
L 49 nach dem Absturz.



Trichterfeld in Flandern.
Flugzeug-Aufnahme eines verschlammten Geländestückes mit Bohlenweg und ehemaliger Stellungen.

Ein Sprengtrichter von 80 Meter Durchmesser.

Fliegeraufnahme von Dünamünde.



Fliegeraufnahme von einem Artillerie-Gefecht bei Tarnow.

zwischen der militärischen und der politischen Gewalt. Als Beispiele seien die Auseinandersetzungen über den Unterseebootskrieg und über die Friedensangebote genannt. Theoretisch hätten sich beide Gewalten in der Person des Kaisers, in der sich die beiden Eigenschaften des obersten Kriegsherrn und des obersten Landesherrn trafen, vereinigen müssen. Praktisch erwies sich jedoch, daß die Führung des Arbeitskrieges einen anderen Rahmen als den einer konstitutionellen Monarchie verlangt. Der Krieg hat am Beispiel der westlichen Staaten gelehrt, daß selbst eine reine Demokratie den Übergang zur straffen Zusammenfassung der Gewalt, durch die sich Kampf- und Arbeitskraft vereinigen, leichter zu vollziehen vermag. So zeigte sich in Deutschland am Schluß des Krieges, gerade als die Einheit des Handelns in besonderem Maß erforderlich war, die völlige Ausschaltung der Krone und die getrennte Beendigung des Krieges in seiner einerseits politischen, andererseits militärischen Eigenschaft. Es ist dies ein Vorgang, an dessen Folgen wir noch schwer zu tragen haben. Die modernen Industriestaaten verlangen im Kriege wie im Frieden die schärfste Einheit und die feinste Ausbildung der Steuerung.

Wie unterscheidet sich nun die Arbeitsmobilmachung im Zeitalter der Massen und Maschinen von dem Begriff der Mobilmachung, wie er sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hat? Eben dadurch, daß sie nicht mehr die militärischen Körper der Staaten allein in Bewegung zu setzen versucht, sondern ihre Arbeitskraft, von der die militärischen Anstrengungen nur eine der Äußerungen sind.

Aus diesem Bestreben geht eine ganze Reihe von bedeutsamen Folgen hervor. So entsprang die Ansicht, der man vielfach vor dem Weltkriege begegnete, daß ein moderner Krieg schon der Kosten wegen nicht länger als sechs Wochen dauern könne, der veralteten Vorstellung von einem festen Kriegsschatz, der, etwa als Goldvorrat, in einem Spandauer Turm aufbewahrt würde. Der Krieg lehrte jedoch sehr bald die Kunst, das Geld als eine bewegliche Größe mobilzumachen — es wurde nach einem sehr schnellen Umsatz immer wieder der Maschinerie des Krieges zugeführt. In einer der ersten Maßnahmen bei Kriegsausbruch, nämlich in der Aufhebung der Goldwährung, deutete sich also schon ein Schritt zur Arbeitsmobilmachung an.

Als ein ebenfalls sehr bedeutsamer Schritt ist die Gleichsetzung der Kampfkraft des einzelnen Menschen mit seiner Arbeitskraft anzusehen. Ebenso nämlich, wie sich das Leben des Soldaten an der Front immer mehr zum Leben eines Arbeiters, eines unter sehr gefährlichen Bedingungen arbeitenden Kriegstechnikers verwandelte, gestaltete sich das Leben des Arbeiters in der Heimat zu einem soldatischen Leben um. Der gesetzgeberische Ausdruck dieses Verhältnisses ist das „Zivildienstpflichtgesetz". Eine der Folgerungen, die sich hieraus ergeben werden, ist die Erweiterung der Dienstpflicht nicht nur auf jeden Wehrfähigen, sondern auch auf jeden Arbeitsfähigen; der Dienst mit der Waffe wird also nur der ehrenvolle Spezialfall einer bedeutend weitergespannten Verpflichtung sein.

In dem gleichen Maße, in dem man auf die Erfassung der Arbeitsenergie des eigenen Landes bedacht war, nahm naturgemäß das Interesse an der Verminderung dieser Energie des Gegners zu. Dieses Bestreben brachte unter anderem eine ungeahnte Ausdehnung des Handelskrieges hervor. So bestand der eigentliche Sinn des Unterseebootkrieges nicht nur darin, dem Gegner die Zufuhr abzuschneiden, sondern auch darin, sein Maß an Arbeitsleistung zu vermehren, die sich nun in verstärktem Maße etwa auf Schiffbau, Kohlenförderung und Landwirtschaft zu richten hatte, wodurch wiederum der Armee und der Rüstungsindustrie Kräfte entzogen wurden. Das wesentliche Bestreben war also die Bindung der feindlichen Arbeitsenergie. Da in den internationalen Konventionen noch durchaus die Auffassung des neunzehnten Jahrhunderts zum Niederschlag gekommen war, in der der Begriff des Kampfes und der Kämpfer viel enger gezogen ist, so konnten sie natürlich auch nicht die Grundlagen zur rechtlichen Beurteilung dieser modernen Aktionen zur Verfügung stellen. Und da der Barbaren- und Piratenstreit noch immer von einer gewissen nachträglichen Bedeutung ist, so täte man in Deutschland gut, ihn endlich einmal durch eine zeitgemäße Argumentation zu erledigen. Ebenso verhält es sich mit dem Luftangriff auf sogenannte offene Städte. In unserer Zeit gibt es keinen Unterschied zwischen offenen und befestigten Städten mehr, da jede einzelne Fabrik als eine Festung der Arbeitsenergie von kriegerischer Bedeutung ist.

Aus dieser Auffassung ergibt sich eine neue Bewertung der kriegerischen Tüchtigkeit. Heute kommt es weniger auf das Maß an, in dem ein Staat Militärstaat ist oder nicht, als auf das Maß, in dem er zur Arbeitsmobilmachung befähigt ist. Wir sehen an dem Beispiel Amerikas, daß ein Land von schwacher militärischer Bereitschaft dennoch imstande war, sich in kurzer Zeit in ein waffenstarrendes Arsenal zu verwandeln. Wir sehen ferner, daß man in allen Staaten, die uns umgeben, die Lehre aus diesen Erfahrungen zieht. So hat sich in Rußland und Italien eine völlige Neuordnung des staatlichen Aufbaues vollzogen, deren Kennzeichen es ist, daß die Begriffe des Arbeiters und des Soldaten zu verschmelzen beginnen. Es ist ebenso symptomatisch, daß man Trotzki nach seinem Kommando über die Rote Armee die Aufgaben der industriellen Rüstung, insbesondere der Elekrifizierung des Landes übertragen konnte, wie es symptomatisch ist, daß Mussolini eine intensive Maßnahme zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produkte als die „Getreideschlacht" bezeichnen konnte. In Frankreich wendet man dem Begriff der potentiellen Energie große Aufmerksamkeit zu, und es ist bezeichnend, daß man ihn auch auf uns in einer Weise zur Anwendung zu bringen sucht, deren wir leider noch bei weitem nicht würdig sind. In Amerika ist man schon im Frieden zu einer planmäßigen Zusammenarbeit zwischen der Industrie und dem Generalstab übergegangen.

Was erkannt werden muß, ist dies: Daß es heute weit weniger auf geformte

Kriegsmittel ankommt als auf jene Kraft, die sehr schnell jedes Instrument zu formen vermag, dessen der Geist zu seiner Verwirklichung bedarf. Wir leben in einer Zeit, in der sich sogar hinter der Abrüstung eine kriegerische Maßnahme verbergen kann. Freilich ist nur ein Prinzip von höchster Bedeutung imstande, einen das Leben in seinen Grundwurzeln erfassenden Akt wie den der Arbeitsmobilmachung zu vollziehen. Daß bei uns nicht nur die Rüstung, sondern auch der Wille zur Rüstung im Argen liegt, ist ein Zeichen, daß ein solches Prinzip sich in Deutschland noch nicht verkörpert hat. Zunächst kommt es daher darauf an, daß eine Schicht, die ihre Verantwortung gegenüber dem deutschen Schicksal kennt, in die bestimmenden Positionen dringt. Dann lösen sich die technischen Fragen, die heute wie immer Fragen zweiten Ranges sind, noch schneller, als sie nach 1806 gelöst werden konnten. Denn die Macht des geheimen Deutschland ist groß, und die Sorge der Welt hat dies nach dem großen Kriege weit eher erkannt als der Deutsche selbst.

Die Geschichte des Krieges in Tabellen

4

Das Jahr 1914

28. Juni . . . Sonntag	Am serbischen Nationalfeiertag Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gemahlin Sophie in Serajewo, der Hauptstadt von Bosnien.
28. Juli . . . . 11 Uhr	Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien.
31. Juli . . . . . 13 Uhr	Verhängung des „Zustandes drohender Kriegsgefahr" in Deutschland.
1. August . . . . 17 Uhr	Mobilmachung in Deutschland (1. Mobilmachungstag 2. August).
1. August . . . 18 Uhr	Kriegserklärung Deutschlands an Rußland.
1. August	Besetzung Luxemburgs.
2. August . . . . 20 Uhr	Ultimatum an Belgien, innerhalb zwölf Stunden die Genehmigung zum Durchzug deutscher Truppen zu geben.

3. August . . . 18 Uhr	Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich.
4. August . . .	Kriegserklärung Englands an Deutschland.
4. August	Abbruch der Beziehungen Belgiens zu Deutschland.
5. August . . .	Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland.
7. August . . .	Die Stadt Lüttich und die östlichen Befestigungen in deutscher Hand.
9. August	Nach dem überraschenden Erfolg von Lüttich schlägt die deutsche Regierung Belgien abermals ein friedliches Abkommen vor.
10. August . . .	Westfront: I. Schlacht bei Mülhausen.
19.-20. August .	Ostfront: Rückmarsch der deutschen 8. Armee nach Westen.
19. August . . .	Kolonien: Japans Ultimatum an Deutschland: Übergabe Kiautschous gefordert.
20.-22. August	Besetzung von Brüssel und Gent. Flucht König Alberts und der Regierung nach Antwerpen.

22. August . . .	Ernennung des Generaloberſten Paul von Beneckendorff und Hindenburg zum Oberbefehlshaber der 8. Armee; Generalſtabschef Ludendorff.
23.-31. August	Schlacht bei Tannenberg.
28. August . . .	Seegefecht nordweſtlich Helgoland.
5.-9. Sept. . .	Die Marneſchlacht.
5.-10. Sept. . .	Schlacht an den Maſuriſchen Seen. Oſtpreußen von den Ruſſen befreit.
8.-12. Sept. . . .	Schlacht bei Lemberg. Die Ruſſen überfluten die Bukowina und Galizien und dringen in Ungarn ein.
13. Sept.	Beginn des Stellungskrieges an der Weſtfront.
18. Sept.	Ernennung Hindenburgs zum Führer der geſamten deutſchen Operationen im Oſten.
28. Sept.	Hindenburgs erſter Einfall in Polen.
9. Oktober . . .	Einnahme Antwerpens.
9.-19. Oktober	Schlacht bei Warſchau.
20.-21. Oktober	„Ypernſchlacht 1914."

28. Oktober . . .	Die Belgier öffnen die Meeresschleusen von Nieuport, damit Scheitern der Überflügelungsversuche.
1. November . .	Deutscher Seesieg bei Coronel.
1. November . .	Die Türkei verkündet den „Heiligen Krieg".
11. November . .	Beginn der Offensive Hindenburgs. Zweiter Einfall in Polen.
11.-13. November	Glänzende Siege Mackensens bei Wloclawek.
6. Dezember . .	Einnahme von Lodz.
8. Dezember . .	Seeschlacht bei den Falklandinseln.
Mitte Dezember .	Beginn des Stellungskrieges an der Ostfront.
25. Dezember . .	Englischer Luftangriff gegen Cuxhaven.

Das Jahr 1915

Anfang Januar .	Abermalige furchtbare Verwüstung Ostpreußens durch die Russen.
4. Februar . . .	Winterschlacht in Masuren.
19. Februar . . .	Beginn der I. Schlacht bei Münster (19. Februar bis 20. März).
21. Februar . . .	Die Winterschlacht in der Champagne.
9.-10. März . .	Sieg der Deutschen im Augustower Wald.
10. März	Beginn der Schlacht bei Neuve-Chapelle.
18. März	Raubzug der Russen nach Memel.
20. März	Beginn einer starken Russenoffensive gegen die Karpathen.
22. März	Die Festung Przemysl kapituliert vor den Russen.
April	Wiederholte französische Luftangriffe auf offene deutsche Städte.

2.-5. Mai . . .	Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow.
5. Mai	Westfront: Beginn des III. Durchbruchsversuches der Feinde; Schlacht an der Lorettohöhe.
6. Mai	Beginn eines großartigen Bewegungskrieges an der Ostfront.
7. Mai	Einnahme von Libau.
7. Mai	Versenkung der „Lusitania".
23. Mai	Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn.
24. Mai	Abbruch der diplomatischen Beziehungen Deutschlands zu Italien.
31. Mai-1. Juni	Der I. Zeppelinangriff auf London.
3. Juni	Przemysl erstürmt.
30. Juni	Beginn der I. Isonzoschlacht.
30. Juni	Beginn der Argonnenkämpfe.
15. Juli	Beginn der deutschen Offensive zur Eroberung Polens und Westrußlands.
18. Juli	Beginn der II. Isonzoschlacht.

25.-26. Juli . .	Festung Brest-Litowsk fällt.
30. Juli	Lublin erobert.
1. August	Einnahme von Mitau.
4. August	Festung Iwangorod fällt.
5. August	Einzug der Deutschen in Warschau.
18. August . . .	Festung Kowno fällt.
20. August . . .	Festung Nowo-Georgiewsk fällt.
22. August . . .	Einnahme der Festung Ossowiec.
26. August . . .	Ostfront: Festung Olita fällt.
27. Aug.-3. Sept.	Festung Grodno erstürmt.
1. September . .	Ostfront: Festung Brody fällt.
8. September . .	Festung Dubno fällt.
9. September . .	Beginn der Schlacht bei Wilna.
16. September .	Die Deutschen erreichen Pinsk.
18. September .	Besetzung von Wilna.
September . .	Herbstschlachten im Artois und in der Champagne: Joffres „Große Offensive".

18. Oktober . . .	Beginn der III. Isonzoschlacht.
Sept.-Nov. . . .	Russische Gegenoffensive in Wolhynien und Ostgalizien.
September . . .	Bulgarien tritt an die Seite der Mittelmächte.
4. November . .	Balkan: Monastir besetzt.
5. November . .	Nisch, Serbiens derzeitige Hauptstadt, wird genommen.
11. November . .	Beginn der IV. Isonzoschlacht.
24.-25. November	Balkan: Schlacht auf dem Amselfelde. Vollständige Niederlage der Serben.
27. Dezember . .	Beginn der Neujahrsschlacht in Galizien.

Das Jahr 1916

13. Januar . . .	Balkan: Die Österreicher besetzen Cetinje.
15. Januar . . .	Ende der Neujahrsschlacht 1915/16 in Galizien.
31. Jan.-1. Febr. .	Besonders erfolgreicher Luftangriff auf die Hauptsitze der englischen Rüstungsindustrie.
21. Februar . .	Generalangriff auf Verdun.
25. Februar . .	Die Panzerfeste Douaumont von den Deutschen gestürmt.
15. März	Beginn der V. Isonzoschlacht (15. bis 20. März).
18. März	Beginn der „Frühjahrsoffensive", Durchbruchsversuch der Russen zur Entlastung der vor Verdun schwer bedrängten Franzosen. Gänzliches Scheitern.
26. April	Kapitulation der in Kut el-Amara eingeschlossenen 13 000 Engländer.

April . . . . . Neun Zeppelinangriffe auf England.

15. Mai . . . . Beginn der österreichisch-ungarischen Offensive in den Tiroler Alpen zwischen Etsch und Brenta.

17. Mai . . . . Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in England.

30. Mai . . . . Italien: Die Österreicher erstürmen die Sperrfestungen Asiago und Arsiero.

31. Mai-1. Juni **Die Seeschlacht vor dem Skagerrak,** die an Ausmaß ihresgleichen in der Geschichte nicht hat.

4. Juni . . . . . Ostfront: I. Brussilow-Offensive, 4. Juni bis Anfang September.

8. Juni . . . . . Erfolgreicher Vorstoß der Russen in der Bukowina.

15. Juni . . . . Beginn der italienischen Gegenoffensive gegen Asiago-Arsiero (15. Juni bis 2. August).

18. Juni . . . . Czernowitz geht zum drittenmal verloren.

22. Juni . . . . Angriffe französischer Flugzeuge auf Karlsruhe, Mülheim und Trier.

24. Juni . . . . **Beginn der Schlacht an der Somme.** Durchbruchsaktion größten Stils (24. Juni bis 26. November).

28. Juli . . . . Beginn der Durchbruchsschlacht an der Ostfront bei Kowel.

1. August . . . . Generalfeldmarschall von Hindenburg wird zum Oberbefehlshaber über die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Osten ernannt.

4. August . . . . Beginn der VI. Isonzoschlacht.

9. August . . . . Den Italienern gelingt es, die Stadt Görz zu besetzen.

26. August . . . Italien läßt Deutschland durch die Schweizer Regierung eröffnen, daß es sich vom 28. August ab als im Kriegszustand mit Deutschland betrachtet.

27. August . . . Rumänien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

29. August . . . Die Rumänen besetzen Hermannstadt, am

30. „ . . . Kronstadt.

29. August . . . Generalfeldmarschall von Hindenburg wird zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt; Generalleutnant Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister.
Einführung der beweglichen Verteidigung („Siegfriedstellung"); Anordnung der „Vaterländischen Hilfsdienstpflicht".

1. September . . Beginn der II. Brussilow-Offensive.

2. September . . Mackensens Truppen überschreiten die Dobrudschagrenze.

6. September . . Erstürmung der Donaufestung Tutrakan. Besetzung von Silistria.

14. September . Beginn der VII. Isonzoschlacht

26.-28. Sept. . . Die 1. rumänische Armee wird in der Schlacht bei Hermannstadt durch Falkenhain vernichtend geschlagen.

5. Oktober . . . Rumänien: Schlacht vor dem Geisterwald.

7. Oktober . . . Die 2. rumänische Armee wird in der Schlacht bei Kronstadt völlig besiegt.

9. Oktober . . . Beginn der VIII. Isonzoschlacht.

22. Oktober . . . Rumänien: Konstantza (Haupthafen) wird genommen.

29. Oktober . . . Beginn der IX. Isonzoschlacht.

Ende Oktober . . Erfolgreicher französischer Vorstoß bei Verdun.

21. November . . Tod des Kaisers Franz Joseph von Österreich-Ungarn.

21. November . . Rumänien: Krajova wird genommen.

23. November . . Luftangriff gegen England.

26. November . Ende der Schlacht an der Somme.

26. November . . Kriegserklärung Griechenlands an Deutschland und Bulgarien.

30. November . . Rumänien: Beginn der Entscheidungsschlacht am Ardschisch.

6. Dezember . . Einzug der Verbündeten in Bukarest.

12. Dezember . . Friedensangebot der Mittelmächte.
Das Friedensangebot erfährt jedoch durch die Staatsmänner der Entente Abweisung:
am 13. Dezember durch Briand (Frankreich)
am 16. Dezember durch Pokrowsky (Rußland)
am 18. Dezember durch Sonnino (Italien)
am 19. Dezember durch Lloyd George (England).

21. Dezember . . Friedensnote des Präsidenten Wilson.

30. Dezember . . Die Ententemächte antworten auf das Friedensangebot der Mittelmächte und lehnen es ab, sich mit einem Vorschlage ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung zu befassen.

Das Jahr 1917

4. Januar	Braila, Rumäniens bedeutendste Handelsstadt, wird genommen.
Mitte Januar . .	Die Eroberung Rumäniens bis zum Sereth ist abgeschlossen.
1. Februar . . .	Beginn des unbeschränkten U-Boot-Krieges.
Anfang Februar .	Rückverlegung der deutschen Front zwischen Arras und Soissons in eine vorher fest ausgebaute Stellung („Siegfriedstellung"), von den Feinden „Hindenburglinie" genannt.
3. Februar . . .	Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland.
25. Februar . . .	Kut el-Amara von den Türken geräumt.
11. März	Bagdad wird von den Engländern besetzt.
14. März . . .	Ausbruch der Revolution in Rußland.

15. März	Abdankung des Zaren Nikolaus II.
16.-17. März . .	Luftangriff auf London und die englische Südostküste.
Anfang April . .	Beginn der englisch-französischen Angriffe im Artois bei Arras und auf der Front Soissons – Reims – Champagne.
2. April	I. Durchbruchsschlacht (Frühjahrsschlacht) bei Arras.
6. April	Beginn der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne.
16.-18. April . .	Großkampftage an der Aisne.
23. April	Beginn der II. Schlacht im Raume von Arras.
3. Mai	Beginn der III. Schlacht bei Arras.
5.-7. Mai . . .	Großkampftage an der Aisne.
11. Mai	Beginn des IV. großen Angriffes bei Arras.
14. Mai	Beginn der X. Isonzoschlacht (14. bis 29. Mai).
21. Mai	Beginn der englischen Angriffe in Flandern mit dem Ziel Zeebrügge (Stützpunkt der deutschen U-Boote).
23.-24. Mai . .	Luftangriff auf London und Südengland.

13. Juni	Erster Fliegerangriff auf London.
16.-17. Juni . .	Luftangriff auf Südengland.
16. Juni	Balkan: Räumung der unteren Strumagegend durch die Engländer. Die Bulgaren rücken nach.
26. Juni	Beginn der Kerenski-Offensive.
Anfang Juli . . .	Abweisung der II. Brussilow-Offensive.
31. Juli	Beginn der I. großen Schlacht in Flandern beiderseits von Ypern.
1. August	Friedensnote des Papstes Benedikt XV. an die kriegführenden Mächte.
6. August	Rumänien: Beginn der Durchbruchsschlacht am Putna und an der Susita.
10. August . . .	Großkampftag in Flandern.
12. August . . .	Beginn größerer Kampfhandlungen vor Verdun.
16.-17. August . .	II. große Schlacht in Flandern zwischen Ypernkanal und der Lys.
18. August . . .	Beginn der XI. Isonzoschlacht.
21.-22. August .	Luftangriffe auf den Humber und auf Englands Ostküste.

22. u. 27. August	Großkampftage in Flandern.
1. September . .	Übergang der 8. Armee über die Düna bei Uxküll.
2.-3. September	Luftangriff auf Südostengland, Dünkirchen und Calais.
3. September . .	Riga wird von den Deutschen genommen.
5. September . .	Die Festung Dünamünde wird erobert.
18.-22. Sept. . .	III. große Schlacht in Flandern.
24.-25. Sept. . . 28.-30. „ . .	Luftangriffe auf Ost- und Südostengland.
26.-28. Sept. . .	IV. große Schlacht in Flandern.
2.-3. Oktober . .	Luftangriff auf Südostengland.
4. Oktober . . .	V. große Schlacht in Flandern.
9. Oktober . . .	Erlöschen der Kämpfe vor Verdun.
Ab 12. Oktober .	VI. große Schlacht in Flandern.
9.-13. Oktober . .	Eroberung der Baltischen Inseln (bis 20. Oktober).
14. Oktober . . .	Einsetzung einer Regentschaft in Polen durch die Okkupationsmächte Deutschland und Österreich-Ungarn.

17. Oktober . . . Seegefecht bei den Shetlandinseln.

19.-20. Oktober . Zwölf Marineluftschiffe unternehmen einen Angriff auf London und Mittelengland, werfen 26 000 kg Bomben mit starker Wirkung ab.

20. Oktober . . . Westfront: Beginn größerer Kampfhandlungen am Damenweg.

22. Oktober . . . Großkampftag in Flandern.

24. Oktober . . Beginn der Offensive gegen Italien.

25. Oktober . . . Brasilien erklärt sich als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich.

28. Oktober . . . Italien: Görz wird von den Deutschen zurückerobert.

30. Oktober . . . Großkampftag in Flandern.

1.-2. November . Luftangriff auf London und Südostengland.

2. November . . Seegefecht am Kattegatt.

6. November . . Großkampftag in Flandern.

11. November . . Italien: Armee Otto von Below und Heeresgruppe Borovic erreichen die Piave.

17. November . . Seegefecht vor Helgoland.

20. November . Beginn der Tankschlacht bei Cambrai.

28. November . . Waffenstillstands- und Friedensangebot der vorläufigen russischen Regierung an die Mittelmächte.

30. November . . II. Schlacht bei Cambrai (deutscher Sieg).

30. November . . Das Zeppelinluftschiff „L 59", beauftragt, Arzneien, Munition und wertvolle Nachrichten zu Lettow-Vorbeck zu befördern, vollbringt die größte Leistung, die bis jetzt je ein Luftschiff ausführte.

7. Dezember . . Erlöschen der Tankschlacht bei Cambrai, die größte englische Niederlage seit 1914.

22. Dezember . . Beginn der Friedensverhandlungen der Mittelmächte mit Rußland zu Brest-Litowsk.

Das Jahr 1918

8. Januar . . . . Präsident Wilson gibt sein Friedensprogramm bekannt (14 Punkte).

15. Januar . . . Deutscher Flottenvorstoß gegen die Themse.

9. Februar . . . Die Ukrainische Volksrepublik schließt in Brest-Litowsk Frieden mit den Mittelmächten.

15. Februar . . . Deutscher Flottenvorstoß in den Kanal.

18. Februar . . . Ohne Widerstand zu finden, rücken die Heere der Mittelmächte in Weißrußland, Livland, Estland vor (bis auf 135 km vor Petersburg).

1. März . . . . Besetzung der Ukraine.
Einnahme von Kiew 1. bis 3. März.

3. März . . . . **Friede von Brest-Litowsk zwischen Rußland und den Mittelmächten.**

7. März . . . . Friede in Berlin zwischen Deutschland und Finnland.

13. März . . . . Einnahme von Odessa.

21. März . . . 3.30 Uhr vormittags Beginn des Artilleriekampfes und damit der
„Großen Schlacht in Frankreich".

21.-23. März . **Durchbruch durch die englischen Linien bei Monchy – Cambrai – Saint-Quentin – La Fère. Schwere Niederlage der Engländer.**
Die Deutschen erobern am

23. März . . . . Péronne (Beginn der Beschießung von Paris mit einem Ferngeschütz), am

24. März . . . . Bapaume,

25. März . . . . Noyon,

26. März . . . . Albert,

27. März . . . . Montdidier.

28. März . . . . Beginn des Durchbruchs durch die feindlichen Stellungen bei Hamel (nordöstlich von Amiens). Der völlige Durchbruch gelingt nicht.

6. April . . . . Beginn des Vordringens bis an den Oise-Aisne-Kanal.

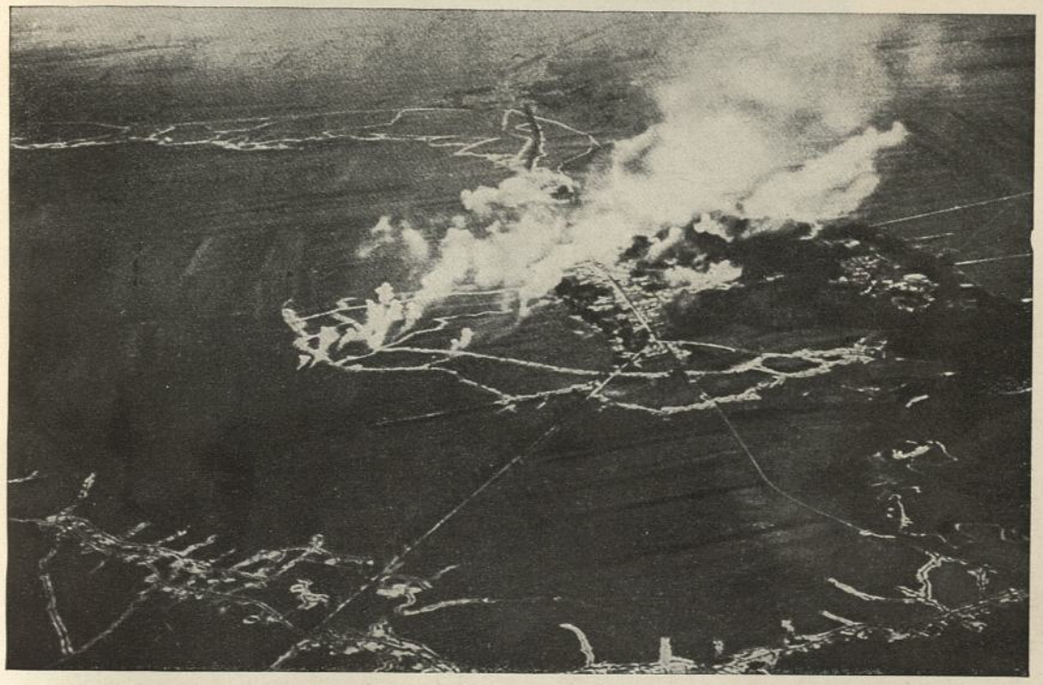
9. April	Beginn der Schlacht bei Armentières und des Vordringens zwischen Armentières und La Bassée.
11. u. 12. April . .	Erster Angriff englischer Kriegsschiffe auf unsere U-Boot-Stützpunkte Ostende und Zeebrügge.
14. April	Die Deutschen besetzen Helsingfors, am 15. April Lovisa.
21. April	Manfred Freiherr von Richthofen fällt nach 80 Luftsiegen.
22.-23. April . .	Zweiter Angriff englischer Kriegsschiffe auf Ostende und Zeebrügge.
29. April	Beginn der fünftägigen Schlacht zwischen Lahti und Tavastehus gegen die Rote Garde. General Rüdiger von der Goltz wird als Befreier Finnlands gefeiert.
Ende April . . .	Der immer mehr wachsende Widerstand der Ententeheere zwingt zur Aufgabe der deutschen Flandernoffensive.
1. Mai	Einnahme von Sebastopol.
2. Mai	Die bisherigen deutschen Siege bestimmen die Entente, Marschall Foch zum Generalissimus aller in Frankreich und Belgien kämpfenden Truppen zu ernennen.

7. Mai	Friede von Bukarest zwischen Rumänien und den Mittelmächten.
10. Mai	Dritter englischer Sperrversuch gegen Ostende.
27. Mai	**Beginn des Vordringens zwischen Soissons und Reims über Damenweg bis an die Marne.**
27. Mai	Einnahme des Damenweges, am
29. Mai	von Soissons.
30. Mai	Die Marne wird südlich von Fère-en-Tardenois, am
31. Mai	auch zwischen Château-Thierry und Dormans wieder erreicht.
Mitte Juni . . .	Beginn starker Teilangriffe der Ententeheere auf der ganzen Front von der Lys bis zur Maas.
Ende Juni . . .	Die Deutschen stehen 85 km von Paris entfernt.
15. Juli	Es erfolgt ein Ablenkungsangriff beiderseits Reims. Überschreitung der Marne.
17. Juli	Verzicht der deutschen Heeresleitung auf Weiterführung dieses Angriffs.

18. Juli	**Beginn der feindlichen Offensive und damit der zweite Hauptwendepunkt des Krieges.**
18. Juli	Abwehrschlacht zwischen Soissons und Reims. Tiefer Einbruch in die deutschen Linien.
19. Juli	Stillstand des deutschen Angriffes. Beginn des Rückzuges.
20. Juli	Räumung des südlichen Marne-Ufers.
26. Juli	Abwehrschlacht zwischen Marne und Vesle.
8. August	Abwehrschlacht zwischen Somme und Avre. Mächtige englische Tankgeschwader brechen bis auf 14 km in der Richtung Péronne in die deutschen Linien ein.
9. August	Rückzug bis in die Gegend von Roye.
16. August . . .	Die englische Regierung erkennt die Tschechoslowaken als verbündete Nation an.
17. August . . .	Abwehrschlacht zwischen Oise und Aisne.
20. August . . .	Rückverlegung der gesamten Front in die „Wotan-" und „Siegfriedstellung".
20. August . . .	Abwehrschlacht zwischen Scarpe und Somme.

28. August . . .	Schlacht am Nordkanal bei Nesle und Noyon.
28. August . . .	Beginn der Kämpfe im Lys-Abschnitt zwischen Ypern und La Bassée.
7. September . .	Schwere Kämpfe an der Flandernfront.
7. September . .	Westfront: Unter fortgesetzten schweren Kämpfen ist die deutsche Armee in die „Siegfriedstellung" zurückgenommen.
26. September .	Abwehrschlacht in der Champagne und an der Maas.
28. September .	Beginn der Abwehrschlacht in Flandern.
5. Oktober . . .	**Waffenstillstandsangebot.**
9. Oktober . . .	wird Cambrai dem Feinde überlassen, am
11. Oktober . . .	der Chemin des Dames, am
12. Oktober . . .	Laon.
18. Oktober . . .	Räumung von Ostende und Zeebrügge. Vordringen der feindlichen Heere bis zur belgisch-holländischen Grenze.
21. Oktober . .	**Ausbruch der Revolution in Wien.**

24. Oktober . . .	Beginn der Schlacht um Valenciennes.
28. Oktober . . .	Ausbruch einer Meuterei auf der deutschen Flotte.
Ende Oktober . .	Italien: Vollständiger Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Widerstandskraft. Meuterei der Truppen.
1. November . .	Räumung von Valenciennes.
3. November .	**Beginn der Revolution in Deutschland.**
3. November . .	Die Italiener besetzen Trient, marschieren bis Innsbruck. Ein italienisches Geschwader besetzt Triest.
6. November . .	Ausbruch der Revolution in Bremen.
8. November . .	Der Reichskanzler fordert telegraphisch vom Kaiser dessen Abdankung.
9. November . .	Bekanntgabe der Thronentsagung des Kaisers und Königs Wilhelm II.
11. November .	**Unterzeichnung des Waffenstillstandes zwischen Deutschland und der Entente im Walde von Compiègne.**
11. November . . 12 Uhr	Einstellung der Feindseligkeiten.
28. November .	**Thronverzicht Kaiser Wilhelms II.**

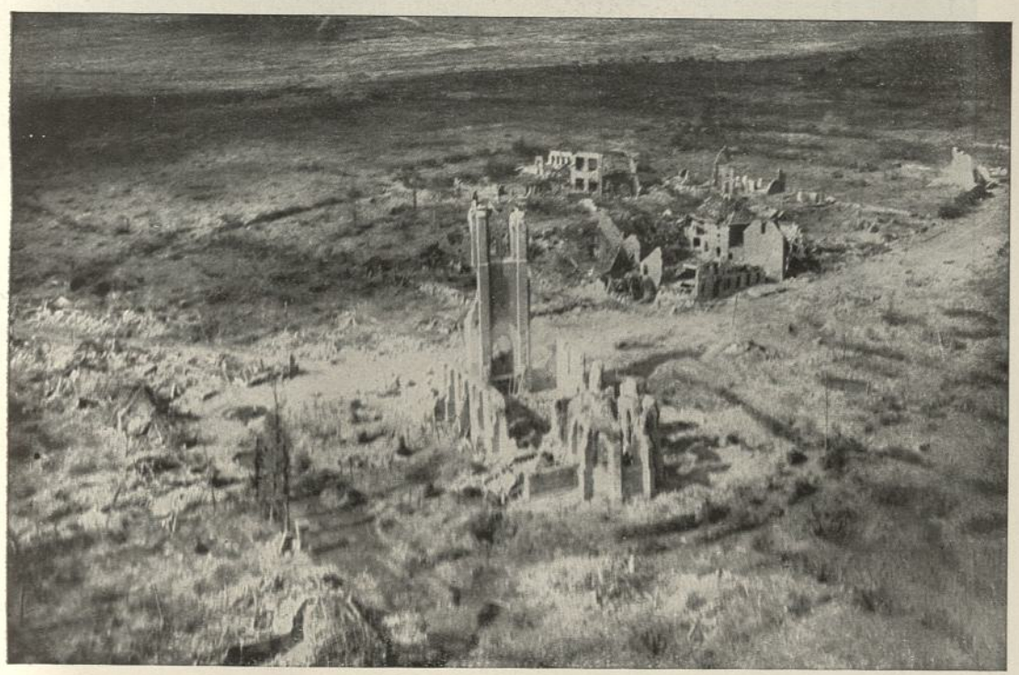


Ein französischer Fliegerangriff auf deutsche Linien.

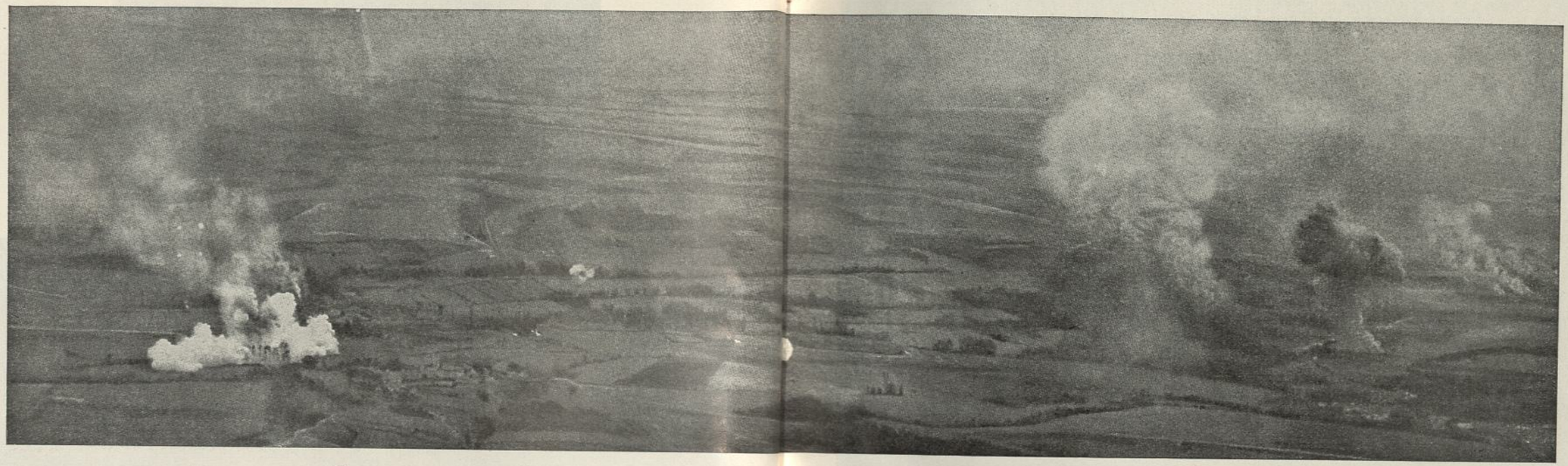
Feuer auf einen russischen Flieger.

Ein in Brand geschossenes englisches Munitionslager.

Durch deutsche Infanterie besetzte Reservestellung.

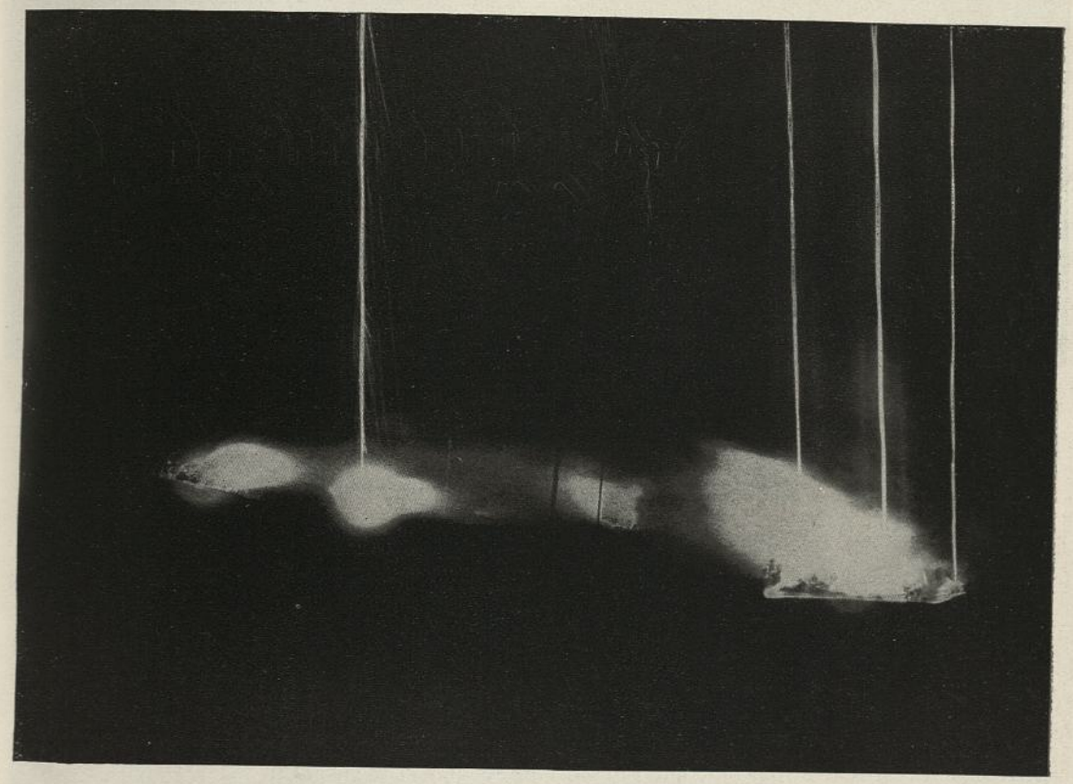


Die Trümmer von Becelaare.

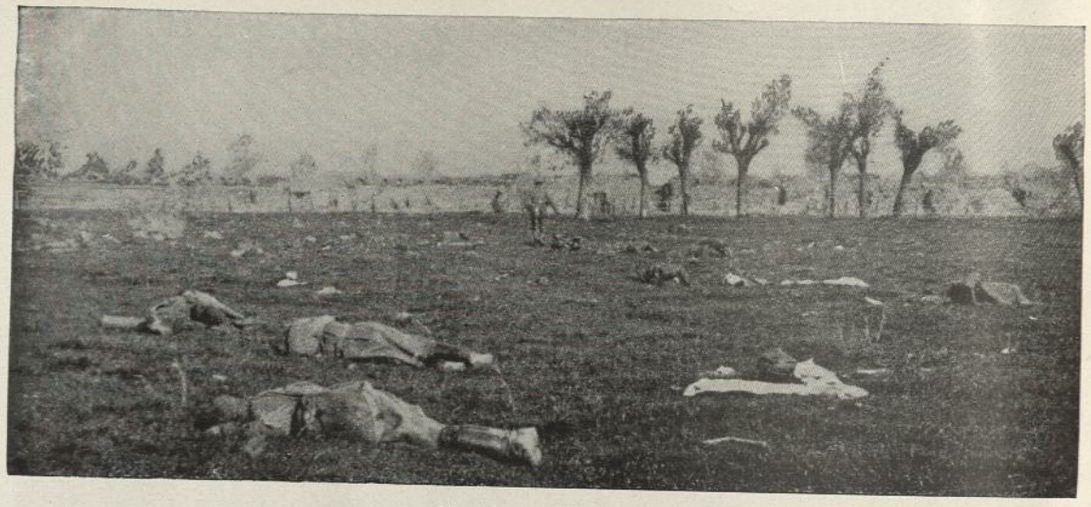


Sprengung deutscher Munitionsdepots im Vesletal nördlich Fére en Tardenois am 2. August 1918.

Zeppelin über London.



Einfallende Leuchtraketen in eine russische Stellung.



Nach dem Sturm

Das Massengrab im Graben

Ein nach der Schneeschmelze zu Tage gekommenes Pferdegerippe.

Der Gnadenschuß.

Zusammengeschossene Kolonne.

Pferdekadaver in einem Hohlweg an der Somme.

Eingraben gefallener Pferde.

Getroffene Pferde.

Toter Kosak mit seinem Pferde.

Auf dem Schlachtfeld von Tannenberg.

Vergessener Toter.

Friedhof der auf dem Kampfgelände der alten Somme-Schlachtfelder gefallenen Franzosen bei Moremil.

Eroberte russische Stellung.

Im eroberten Tobol.

Erstürmte englische Stellung.

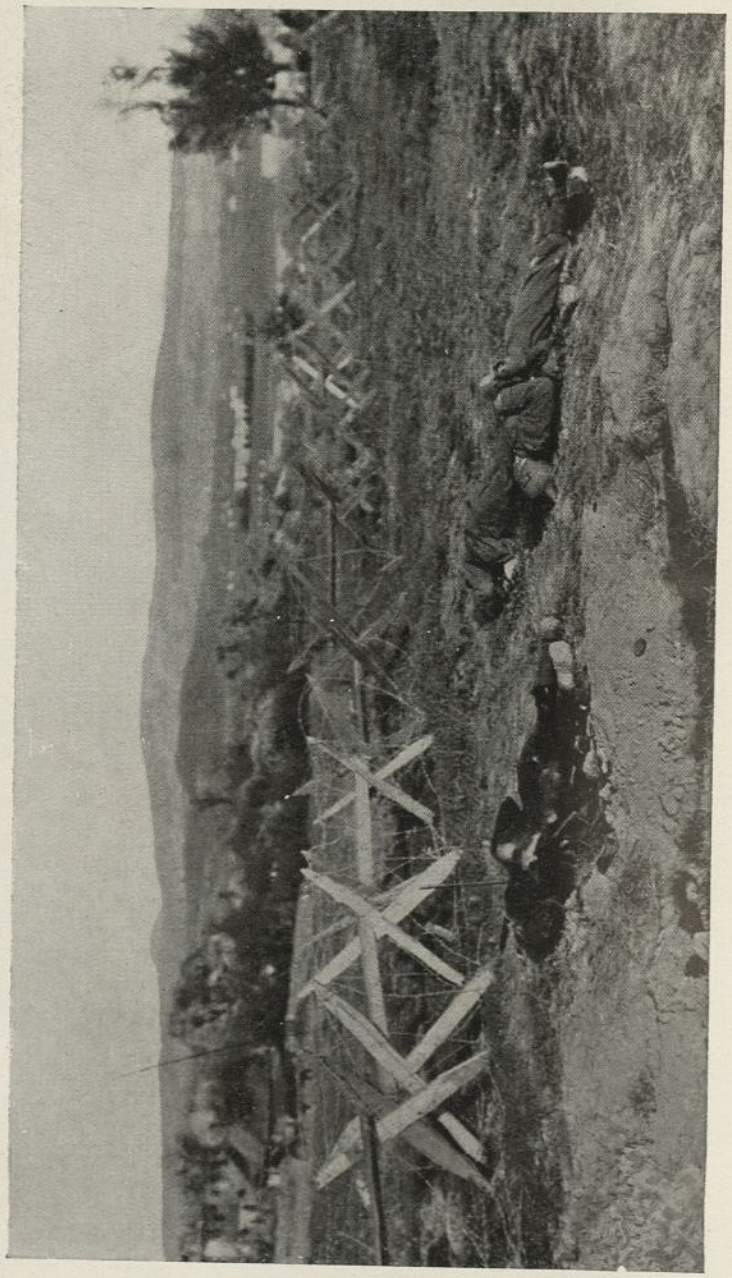
Ein russisches Leichenfeld bei Kisielin.

Gefallene Franzosen.

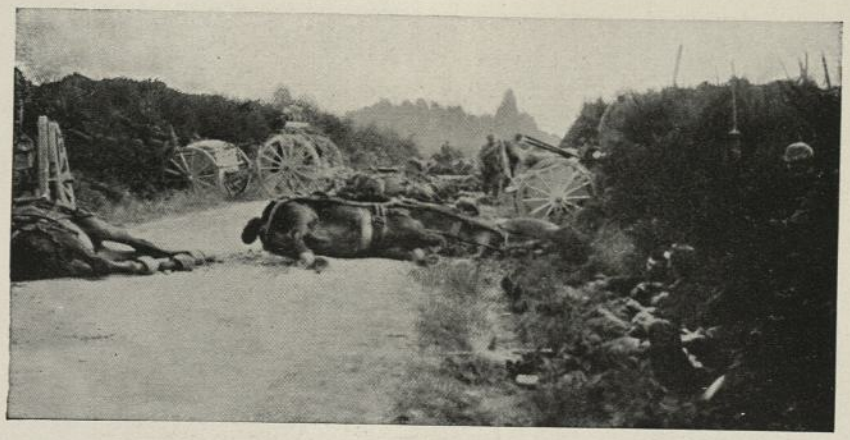
Beerdigung gefallener Russen.

Französische Stellung nach deutschem Sturmangriff.

Artillerie-Volltreffer in eine russische Stellung.



Schlachtfeld in Galizien.



Bei Tintigny zusammengeschossene französische Batterie.

Gefallene Franzosen in Le Sourd.

312 Die Ruhe nach dem Sturm.
Ein Feldkreuz, dessen Christusfigur unversehrt blieb.

Verzeichnis der Abbildungen

Seite 17 Die Verhaftung des Mörders von Serajewo am 28. Juni 1914, dem serbischen Nationalfeiertag.

Seite 18 Auf in den Kampf.

„ Marschordnung.

Seite 19 Der Marsch ins Gefecht.

„ Infanterie beim Ausschwärmen.

Seite 20 Maschinengewehrabteilung beim Durchschreiten einer unter Feuer liegenden Furt.

„ Vormarsch durchs Kampfgelände am Damenweg.

Seite 21 Ablösung.

Seite 22 Generalfeldmarschall von Mackensen beobachtet den Donauübergang bei Svistov.

Seite 23 Der Übergang des österreichisch-ungarischen Heeres über die Save.

Seite 24 Leben und Treiben auf einer Vormarschstraße.

Seite 41 Ein britisches Hochländer-Regiment auf dem Marsche nach der Front.

Seite 42 Auf der Vormarschstraße.

„ Kolonnen beim Durchfahren eines Flusses.

Seite 43 Deutsche Truppen auf dem Vormarsch.

„ Unter Feuer liegende Straße.

Seite 44 Deutsche Infanterie auf dem Durchmarsch durch Jagodina.

„ Auf der Straße Riga-Petersburg zusammengeschossene russische Kolonne.

Seite 45 Unterstand im Westen.

„ Rückwärtige deutsche Stellung am Stochod.

Seite 46 Eine Schützengraben-Anlage hinter Czernowitz.

Seite 47 Besetzung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung.

Seite 48 Deutsche Truppen richten sich in einer eroberten Stellung zur Verteidigung ein.

Seite 57 Bergstellung.

Seite 58 Schützengraben südlich Laon.

„ Feldwache in einer schwer erkämpften Stellung in den Karpathen.

Seite 59 Italienische Alpenjäger bei einem Aufstieg in der Adamellogruppe.

Seite 60/61 Das Trommelfeuer, im Vordergrund französische Sturmtruppen.

Seite 62 Vorgehende französische Infanterie in einem von Granaten zerwühlten Gelände.

„ Die Reste von Passchendaele.

Seite 63 Zerschossene Batterie in der Nähe von Douaumont.

„ Sperrfeuer in Venezien.

Seite 64 Sperrfeuer auf Höhe 304.

Seite 73 Bei Mitau genommener russischer Graben.

„ Zusammengeschossene französische Batterie.

Seite 74 Eroberte englische Stellung.

Seite 75 Eroberte Stellung.

Seite 76 Französische Infanteristen mit ihrem Offizier an der Spitze rücken zur ersten Linie vor.

„ Ein französischer Angriff am Damenweg.

Seite 77 Infanterie rollt eine feindliche Stellung auf.

Seite 78 Deutscher Sturmangriff.

Seite 79 Franzosen im Nahkampf.

Seite 80 Maschinengewehre werden an einer zerschossenen Mauer aufgestellt.

Seite 97 Kosakenangriff.

Seite 98 Vorgehende ungarische Schützenlinie.

Seite 99 Eine englische See-Division geht zum Angriff vor.

Seite 100 Sturm auf eine italienische Stellung.

Seite 101 Deutsche Sturmtruppen erreichen den Drahtverhau.

„ Die ersten zurücklaufenden italienischen Gefangenen.

Seite 102 Nach dem Straßenkampf in Lille.

Seite 103 Beseitigung von Drahthindernissen.

Seite 104 Säuberung eines französischen Ortes.

Seite 113 Besetzung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung.

Seite 114 Ein französisches Maschinengewehr in Aktion während eines deutschen Gegenangriffes.

Seite 115 Französische Infanterie in einer Höhle am Bergabhang verteidigt sich gegen deutschen Angriff.

Seite 116/117 Eine Zuavenabteilung geht zum Angriff vor.

Seite 118 Ein Gasangriff an der Ostfront.

Seite 119 Ein Gasangriff.

„ Vergast.

Seite 120 Ein Feldlazarett in den Karpathen.

Seite 129 Unter Feuer liegender Verbandplatz.

Seite 130 Bergung von Verwundeten während der Schlacht.

Seite 131 Eine Verbandstelle bei Arras.

„ Ein Pope predigt verwundeten Russen.

Seite 132 Englische Soldaten mit Tragbahren suchen das Schlachtfeld nach Verwundeten ab.

Seite 133/135 Typen unserer Gegner.

Seite 136 Gefangene Franzosen in Laon.

Seite 153 Rücktransport Verwundeter auf der Straße nach Armentières.

Seite 154 Englische Gefangene transportieren ihre Verwundeten ab.

„ Übergabe eines russischen Truppenteils.

Seite 155 Deutsche Soldaten, von den Engländern gefangengenommen, passieren ein französisches Dorf.

Seite 156 Proviantkolonnen am Fuße der Karpathen.

Seite 157 Ein bayerisches Schlachtfest im besetzten Vittorio.

„ Fliegeralarmsignal vor der Ortskommandantur in Péronne.

Seite 158 Winterschlacht in der Etappe.

„ Ein Ruhetag bei den Bayern.

Seite 159 Kanadische Truppen kaufen von französischen Frauen Orangen.

Seite 160 Ein gesprengtes Fort.

Seite 169 Aus den Kämpfen in Lothringen.

Seite 170 Das zerstörte Fort Douaumont vom Flugzeug aus gesehen.

Seite 171 Artilleriewirkung in einem französischen Fort.

Seite 171 Teilansicht des Forts Douaumont.

Seite 172/173 Französische Sturmtruppen bei Louvemont.

Seite 174 Schloß Hollebeke 1915.

„ Die durch englisches Feuer zerstörte Kathedrale von St. Quentin.

Seite 175 Das von Russen zerstörte Gumbinnen.

„ Erbeutetes Kriegsmaterial.

Seite 176 Die von den Russen zerstörte Brücke über den Wieprz.

Seite 185 Die Sprengung der Strumabrücke bei Demir Hissar durch die Franzosen.

Seite 186 Wirkung einer 18-Zentimeter-Granate in Antwerpen.

Seite 187 Zerschossener Hochwald.

„ Der Hartmannsweilerkopf 1915.

Seite 188 Das brennende Reims.

Seite 189 In Brand geschossene Ortschaft.

Seite 190 Brennendes Dorf.

Seite 191 Granateneinschlag in ein französisches Dorf.

Seite 192 Die Reste des französischen Ortes Monchy-Au-Bois.

Seite 209 Einschlag einer schweren deutschen Granate in den Drahthindernissen der englischen Linie.

Seite 210 Ein Infanterie-Geschütz wird in Stellung gebracht.

Seite 211 Österreichischer 30,5-Zentimeter-Mörser beim Abschuß.

Seite 212 Die Leib-Batterie des Ersten Garde-Feldartillerie-Regiments feuert bei Tarnopol auf die fliehenden Russen.

Seite 213 Laden eines 30,5-Zentimeter-Geschützes.

Seite 214 Französischer Minenwerfer.

„ Volltreffer in ein Munitionslager.

Seite 215 Trommelfeuer auf das hinter der österreichisch-ungarischen Front liegende Asiago.

„ Krepierende Granate.

Seite 216 Einschlag einer schweren englischen Granate bei Arras.

Seite 225 Ausladen eines schweren Geschützes.

Seite 226 Minenwerfer in Stellung.

Seite 227 Ein erbeutetes französisches schweres Eisenbahngeschütz.

Seite 228/229 Panorama des Kampffeldes bei Görz.

Seite 230 Flammenwerfer in Tätigkeit.

„ Ein Scheinwerfer bei Nacht.

Seite 231 Flammenwerfer.

Seite 232 Angeschwemmte russische Mine.

„ Leuchtraketen während eines Nachtgefechtes.

Seite 241 Österreichisch-ungarischer Panzerzug.

Seite 242 Vollständig verdeckter schwerer englischer Mörser feuert gegen die deutschen Stellungen.

Seite 243 Engländer mit der Leitungsschnur in der Hand erwarten den Befehl zum Abfeuern einer großen Bombe aus einer Mörserkanone.

„ Ein Minengang auf der Höhe Toter Mann.

Seite 244 Ein Handgranatenwerfer.

Seite 244 Die Gewehrgranate.

„ Ausräuchern und Abfangen eines Räubers.

Seite 245 Am Maschinengewehr.

„ Granatloch im Schloß von Radlow.

Seite 246 Steckengebliebener englischer Tank bei Massières.

„ Fünf vorgehende englische Tanks.

Seite 247 Vollkommen zerstörter englischer Tank.

„ Zerschossener englischer Tank, hinter dem englische Infanterie Deckung sucht.

Seite 248 Französische Tanks beim Angriff.

„ Zusammengeschossene Tanks.

Seite 249 Ein deutscher Flieger bewirft einen französischen Munitionszug mit Bomben.

„ Sieben auf eine deutsche Munitionsfabrik in Lothringen fallende Fliegerbomben.

Seite 250 Deutscher Fliegerangriff auf ein englisches Lager.

Seite 251 „Zunehmende Bewölkung" — Beschießung eines deutschen Fliegers bei Dünaburg.

Seite 252 Das am 6. 8. 1915 heruntergeschossene italienische Luftschiff „Citta di Jesi".

Seite 253 Polnisches Dorf, vom Flugzeug aufgenommen.

„ Flugzeugangriff auf einen Fesselballon.

„ L. 49 nach dem Absturz.

Seite 254 Trichterfeld in Flandern.

Seite 255 Ein Sprengtrichter von 80 Meter Durchmesser.

Seite 256 Fliegeraufnahme von Dünamünde.

„ Fliegeraufnahme von einem Artillerie-Gefecht bei Tarnow.

Seite 289 Ein französischer Fliegerangriff auf deutsche Linien.

Seite 290 Feuer auf einen russischen Flieger.

„ Ein in Brand geschossenes englisches Munitionslager.

Seite 291 Durch deutsche Infanterie besetzte Reservestellung.

„ Die Trümmer von Becelaare.

Seite 292/293 Sprengung deutscher Munitionsdepots im Vesletal.

Seite 294 Ein Zeppelin über London.

Seite 295 Einfallende Leuchtraketen in eine russische Stellung.

Seite 296 Nach dem Sturm.

„ Das Massengrab im Graben.

Seite 297 Ein nach der Schneeschmelze zutage gekommenes Pferdegerippe.

„ Der Gnadenschuß.

Seite 298 Zusammengeschossene Kolonne.

Seite 299 Pferdekadaver in einem Hohlweg an der Somme.

Seite 300 Eingraben gefallener Pferde.

„ Getroffene Pferde.

Seite 301 Toter Kosak mit seinem Pferde.

„ Auf dem Schlachtfeld von Tannenberg.

Seite 302 Vergessener Toter.

Seite 303 Friedhof der auf dem Kampfgelände der alten Somme-Schlachtfelder gefallenen Franzosen bei Moremil.

Seite 304 Eroberte russische Stellung.

„ Im eroberten Tobol.

Seite 305 Erstürmte englische Stellung.

Seite 306 Ein russisches Leichenfeld bei Kisielin.

Seite 307 Gefallene Franzosen.

„ Beerdigung gefallener Russen.

Seite 308 Französische Stellung nach deutschem Sturmangriff.

Seite 309 Artillerie-Volltreffer in eine russische Stellung.

Seite 310 Schlachtfeld in Galizien.

Seite 311 Bei Tintigny zusammengeschossene französische Batterie.

„ Gefallene Franzosen in Le Sourd.

Seite 312 Die Ruhe nach dem Sturm.

Das Illustrationsmaterial dieses Buches wurde zusammengestellt aus dem Material des Reichsarchivs in Potsdam, dem Material des „Großen Bilderatlas des Weltkrieges" (Verlag Bruckmann A. G. München), des Techno-Photographischen Archivs, Berlin, sowie vielen Aufnahmen aus Privatbesitz von Mitkämpfern.

Die Bilderauswahl traf Ernst Jünger

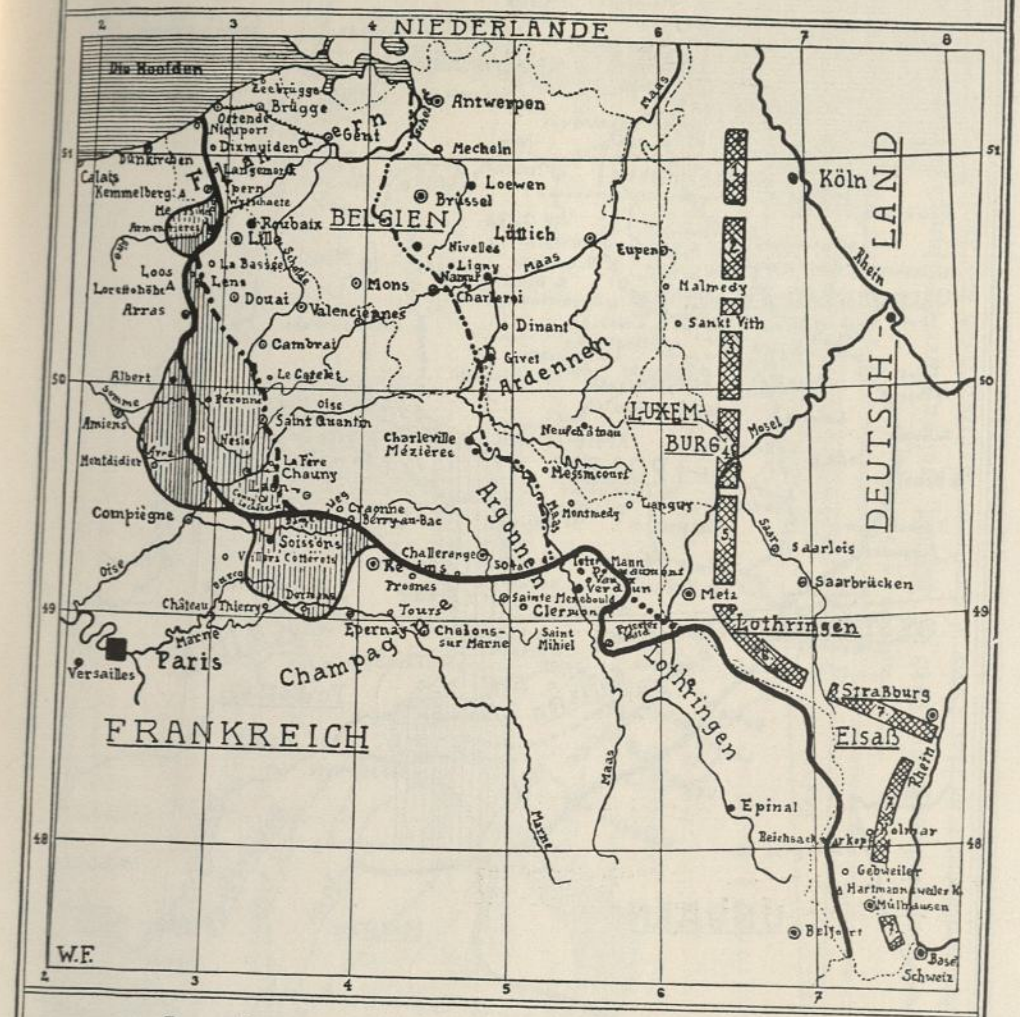
Die Reihenfolge der Abbildungen
wurde nach folgenden Gesichtspunkten bestimmt:

Der Beginn des Krieges
Der Weg zur Front
Stellungen
Angriff und Kampffeld
Verwundete
Unsere Gegner
Gefangene
In der Etappe
Befestigungen und Zerstörungen
Artillerie
Kampfwaffen
Tanks
Luftkrieg und Luftbild
Tote Pferde
Die Toten

Kartenanhang

Westfront III
Ostfront IV
Italien V
Serbien VI
Rumänien VII
Neu-Deutschland VIII

Westfront



Landesgrenzen.

Aufmarsch der deutschen Armeen im Jahre 1914.

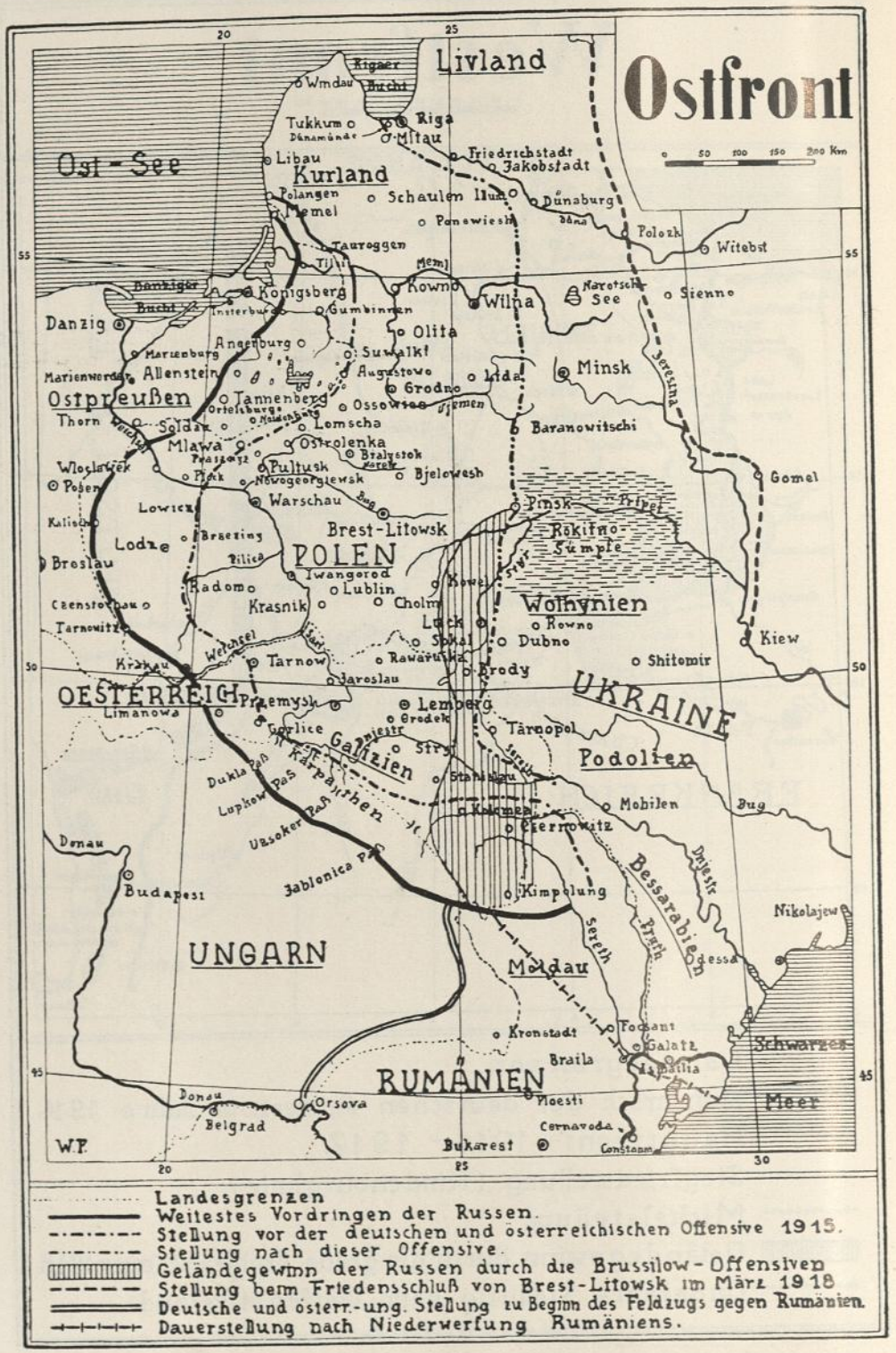
Hauptfront 1914 - 1917.

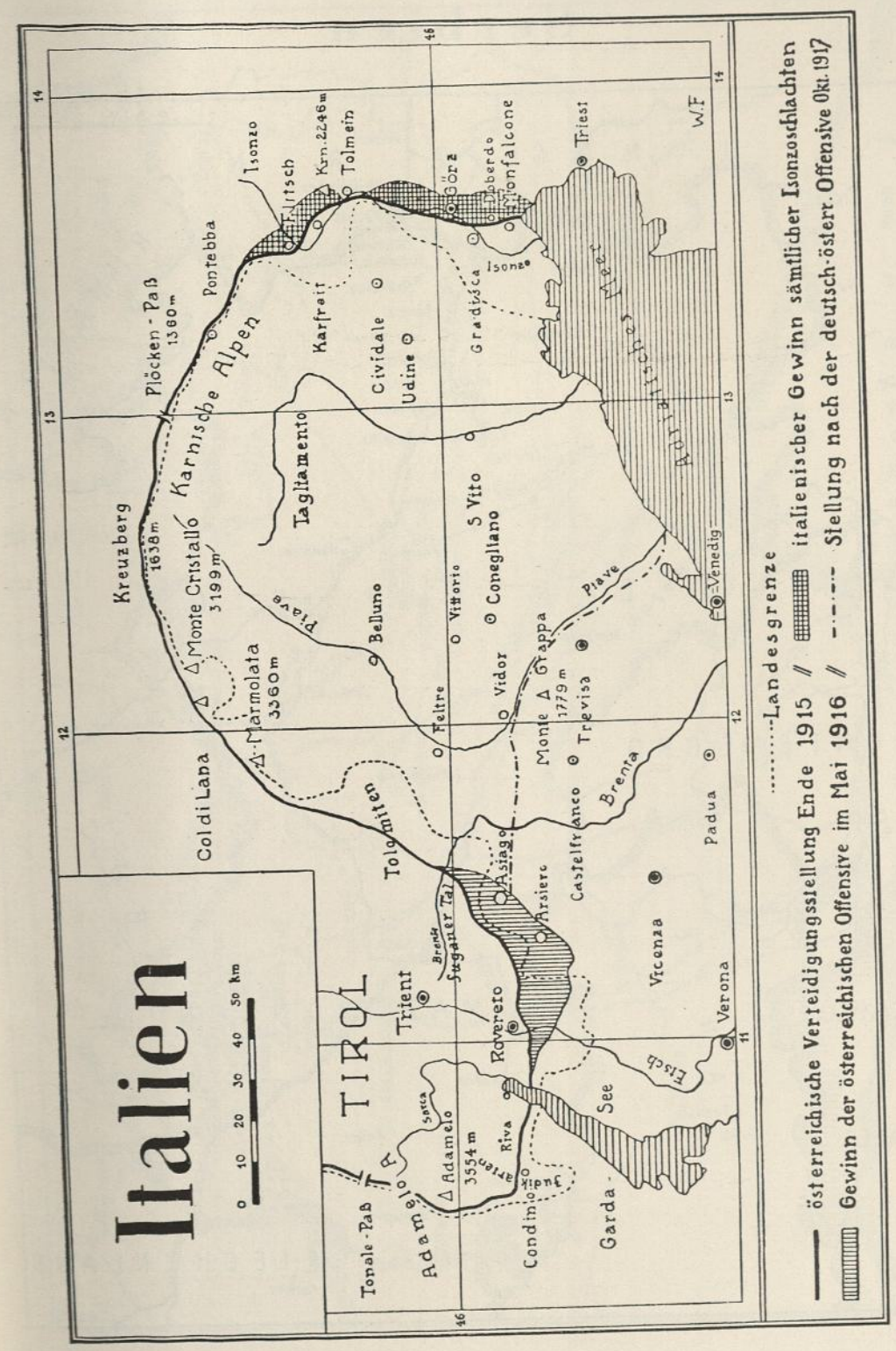
Siegfriedstellung (Hindenburglinie).

Michelstellung

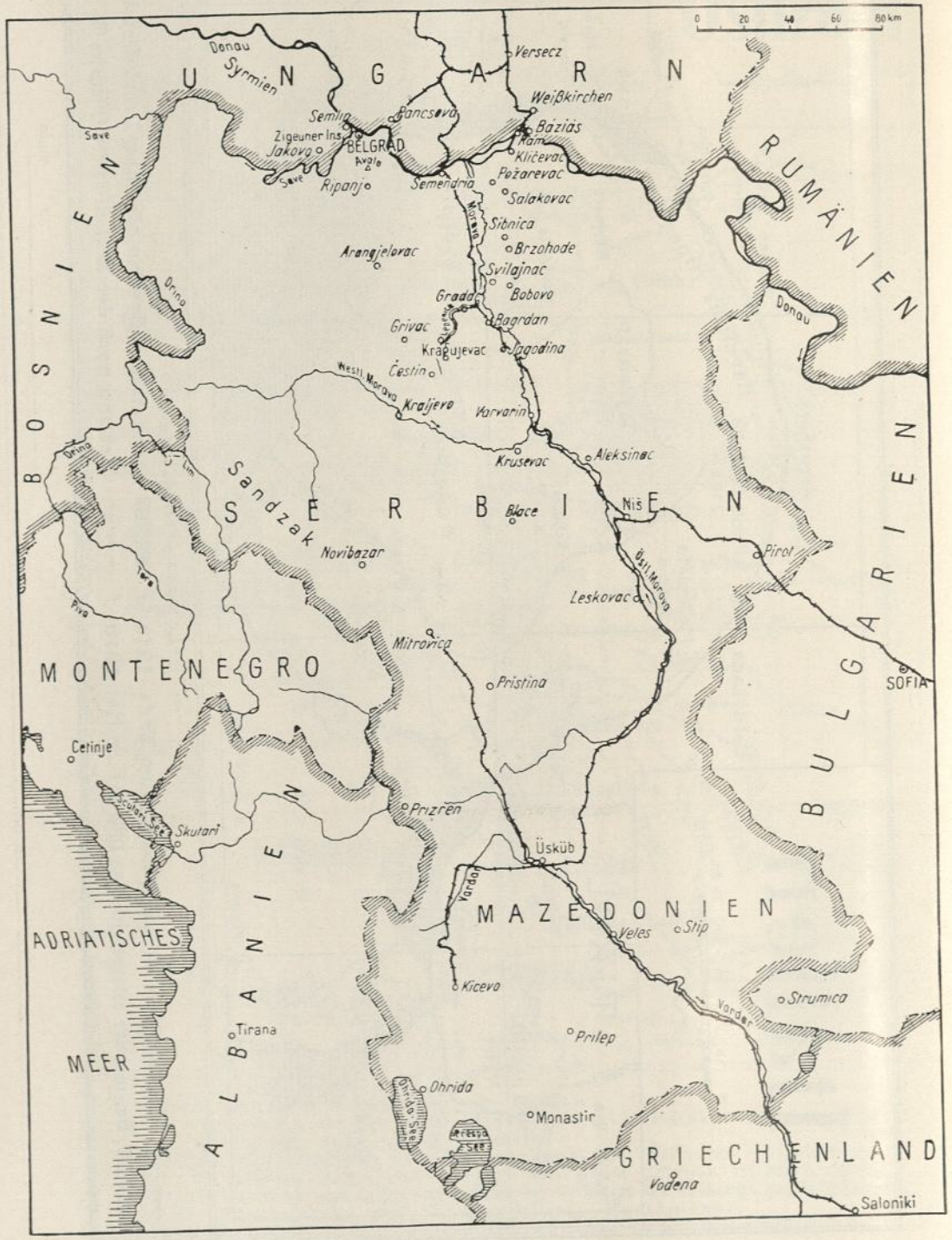
Geländegewinn durch die große Frühjahrsoffensive 1918.

Ungefähre Stellung beim Waffenstillstand

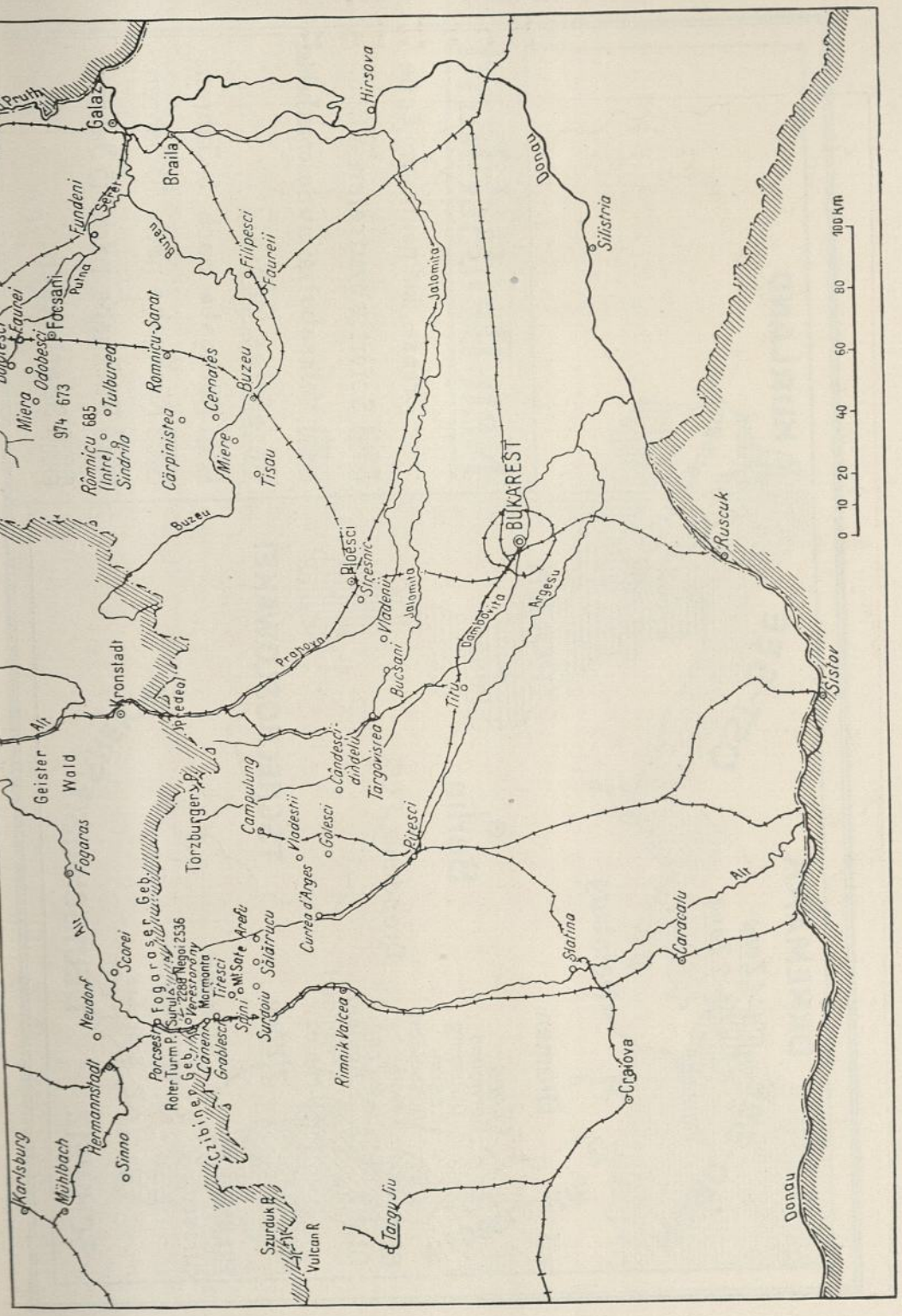

Ostfront
0 50 100 150 200 Km
Livland
Rigaer Bucht
Wmdau
Tukkum
Dünamünde
Riga
Mitau
Libau
Ost-See
Kurland
Friedrichstadt
Jakobstadt
Polangen
Memel
Schaulen
Dünaburg
Ponewiesh
Tauroggen
Tilsit
Memel
Polozk
Witebst
Danziger Bucht
Königsberg
Insterburg
Gumbinnen
Rowno
Wilna
Narotsch See
Sienno
Danzig
Olita
Angerburg
Marienburg
Suwalki
Allenstein
Augustowo
Lida
Minsk
Ostpreußen
Tannenberg
Ortelsburg
Grodno
Osowiec
Thorn
Soldau
Lomscha
Baranowitschi
Mlawa
Ostrolenka
Bialystok
Wloclawek
Pultusk
Bjelowesh
Posen
Novogeorgiewsk
Gomel
Lowicz
Warschau
Pinsk
Kalisch
Brest-Litowsk
Rokitno-Sümpfe
Lodz
Brzezinz
Pilica
POLEN
Breslau
Iwangorod
Lublin
Kowel
Radom
Krasnik
Cholm
Wolhynien
Rowno
Tarnowitz
Lutsk
Dubno
Kiew
Rawaruska
Brody
Shitomir
Tarnow
Krakau
Weichsel
Jaroslau
OESTERREICH
Przemysl
Lemberg
UKRAINE
Limanowa
Gorlice
Gredek
Tarnopol
Galizien
Stry
Podolien
Karpathen
Stanislau
Mohilen
Bug
Kimpolung
Czernowitz
Donau
Budapest
Jablonica P.
UNGARN
Nikolajew
Moldau
Kronstadt
Focsani
Galatz
Braila
Schwarzes Meer
RUMÄNIEN
Donau
Orsova
Ploesti
Belgrad
Bukarest
Constanza
W.F.
Landesgrenzen
Weitestes Vordringen der Russen.
Stellung vor der deutschen und österreichischen Offensive 1915.
Stellung nach dieser Offensive.
Geländegewinn der Russen durch die Brussilow-Offensiven
Stellung beim Friedensschluß von Brest-Litowsk im März 1918
Deutsche und österr.-ung. Stellung zu Beginn des Feldzugs gegen Rumänien.
Dauerstellung nach Niederwerfung Rumäniens.

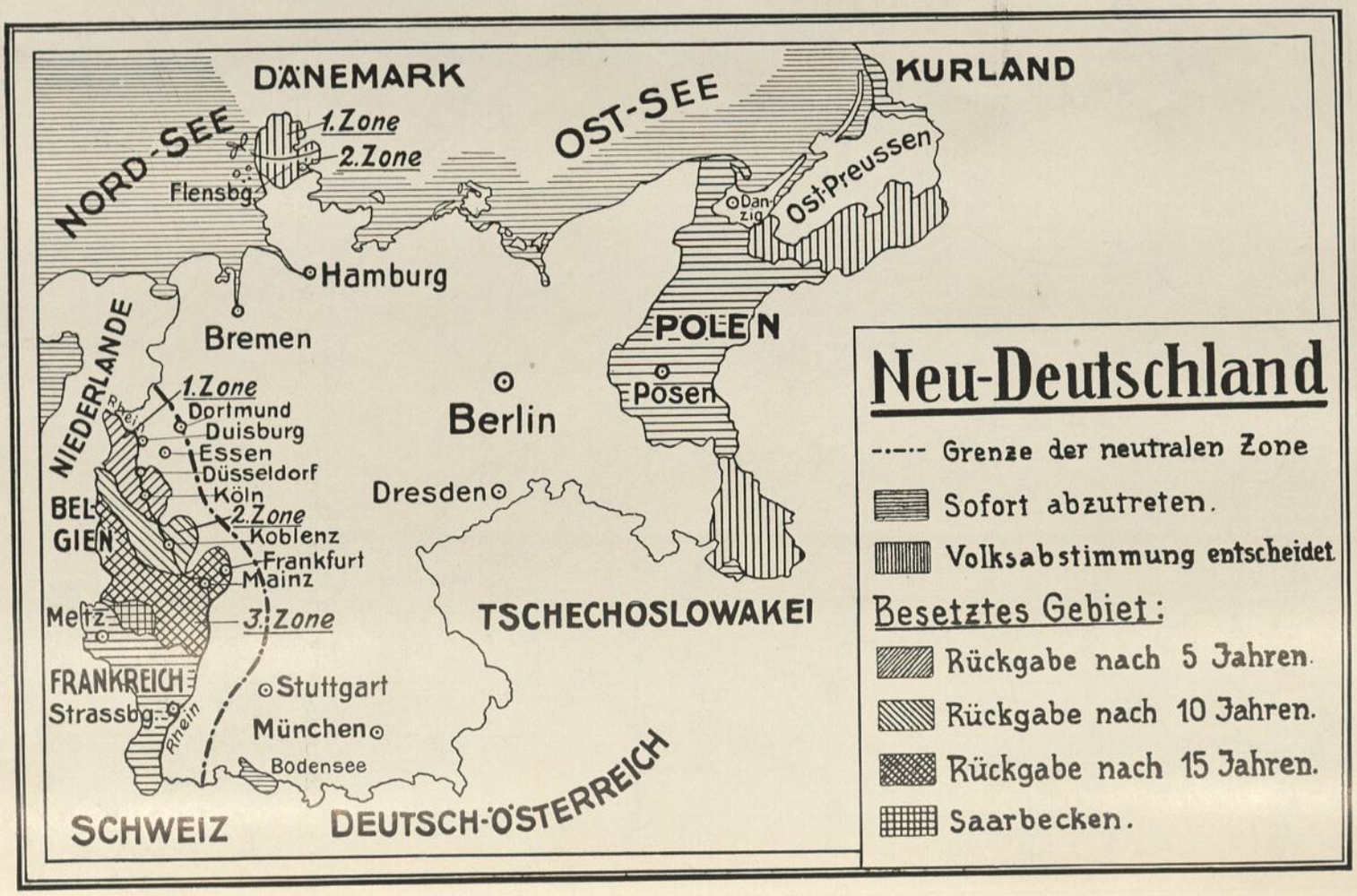

Italien
0 10 20 30 40 50 km
Kreuzberg
Plöcken-Paß
1638m
Karnische Alpen
Pontebba
Isonzo
Tarvis
Krn 2246m
Tolmein
Karfreit
Taglamento
Cividale
Udine
Görz
Gradiska
Isonzo
Monfalcone
Triest
W.F.
Adriatisches Meer
Piave
Belluno
S. Vito
Conegliano
Vittorio
Vidor
Feltre
Monte Cristallo
3199m
Marmolata
3360m
Col di Lana
Tolmezzo
Monte Grappa
1779m
Treviso
Asiago
Arsiero
Castelfranco
Brenta
Padua
Vicenza
Verona
Trient
Brenta
Sugana Tal
Rovereto
TIROL
Etsch
Tonale-Paß
Adamello
Adamello
3554m
Sarca
Riva
Judikarien
Condino
Garda-See
Landesgrenze
österreichische Verteidigungsstellung Ende 1915
Gewinn der österreichischen Offensive im Mai 1916

Serbien



Rumänien





Kapitelfolge

1. Vorwort 7

2. Krieg und Lichtbild 9

3. Das Grauen 12

4. Nachtmarsch 16

5. Trommelfeuer 27

6. Tanks 36

7. Offensive 55

8. Verwundet 72

9. Fahrt zur Front 87

10. Im Quartier 90

11. Stoßtrupps 93

12. Der letzte Akt 105

13. Ein Tag in einer Artilleriestellung 112

14. Wie der Flieger den Krieg sah . . 140

15. Der Artillerieflieger 150

16. Bilder aus der Sommeschlacht . 163

17. Tank- und Angriffsschlacht
bei Cambrai 184

18. Als ich blind geschossen war . . . 218

19. Krieg und Technik 222

20. Das große Bild des Krieges . . 238

21. Die Geschichte des Krieges
in Tabellen 253

22. Verzeichnis der Abbildungen . . 313

23. Kartenanhang

Die Kapitel 2, 11, 12, 19 und 20 stammen von Ernst Jünger, die Kapitel 4, 7, 9 von Friedrich Bethge, die Kapitel 16, 17 und 18 von Hans Henning Freiherr Grote, Kapitel 3 und 6 von Ferdinand Bringolf, Kapitel 5 und 8 von Otto Germar, Kapitel 14 und 15 von Hermann Fricke, das Kapitel 10 stammt von Curt Schwarz und das Kapitel 13 von Veit Roßkopf.

Vorsicht, Feind hört mit!

Ein Buch von Spionen, Agenten und Frauen

herausgegeben von

Hans Henning Freiherr Grote

In gleicher Ausstattung, in gleichem Format und derselben Stärke wie der vorliegende Band enthält dieses Werk auf über 350 Seiten eine Kette sensationeller Erlebnisse und Ereignisse der Weltkriegs- und Nachkriegsspionage unter Einschluß der Ruhrbesetzung, der Separatistenkämpfe sowie der Industrie-Spionage.
Von den über 150 Abbildungen enthält eine große Anzahl bisher unveröffentlichte Darstellungen aus dem hochinteressanten Gebiet, so daß das Werk als eine fast lückenlose moderne Geschichte dieser schärfsten aller Kampfwaffen gelten kann.

Preis des Werkes in Ganzleinen **nur RM 4,80**

Neufeld & Henius Verlag · Berlin

Wir Tiere....

ERLEBNISSE UND BEGEBENHEITEN AUS DER WELT DER TIERE

MIT ETWA 150 AUFNAHMEN

und Beiträgen von: Dr. Adolf Heilborn, Berlin; Prof. Dr. Conrad Guenther, Freiburg; Prof. Dr. Cornell Schmitt, Würzburg; Prof. Dr. Max Wolff, Eberswalde; Dr. H. Graf Vitzthum, Berlin; u.a.m.

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN VON

Lola Kreutzberg

Verfasserin des Buches »Tiere, Tänzerinnen und Dämonen«

Hier wird in einer überreichen Fülle kostbarer Tiefdrucktafeln aus dem ungeheuer interessanten Gebiet der Tierbeobachtung in allen Ländern hervorragendes künstlerisch schönes Bildmaterial wiedergegeben, begleitet von fesselnden Aufsätzen hervorragender Zoologen (ca. 350 Seiten) Ausstattung, Format und Stärke des vorliegenden Bandes

Preis nur RM 4,80 in Ganzleinen

Neufeld & Henius Verlag · Berlin